



Arne Dahl

Tiefer Schmerz

scanned 12-2006/V1.0

Ein toter Nobelpreiskandidat und eine bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte Leiche in einem Stockholmer Wildgehege – fieberhaft suchen die Sonderermittler um Paul Hjelm und Kerstin Holm nach dem Verbindungsglied in einer bizarren Mordserie.

ISBN: 3-492-04714-9
Original: Europa Blues (2001)
Aus dem Schwedischen von Wolfgang Butt
Verlag: Piper
Erscheinungsjahr: 2005

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Eine lange, tödliche Nadel steckt in seinem Kopf: Es ist ein kühler, berechnender Mord, der an dem renommierten schwedischen Hirnforscher und Nobelpreiskandidaten verübt wurde. Warum aber mußte der fast Neunzigjährige auf so qualvolle Weise sterben? Und in welchem Zusammenhang steht sein Tod mit dem einer grauenvoll zugerichteten Leiche, die Paul Hjelm und sein Team im Freizeitpark Skansen entdecken? Es gibt nur eine Spur, die die Stockholmer Sonderermittler der A-Gruppe verfolgen können: Epivu. Diese unverständliche Botschaft hat der Tote von Skansen in die Erde gekratzt – und auch das andere Opfer scheint diese Buchstaben gekannt zu haben.

Erinnerung, Haß und kühle Rache -.

»Tiefer Schmerz« erzählt von einem dunklen Kapitel der schwedischen Vergangenheit. Und wie kaum einem anderen gelingt es Arne Dahl, Spannung, Tiefgang und atemberaubendes Tempo miteinander zu verbinden.

Autor



Arne Dahl ist das Pseudonym des schwedischen Romanautors Jan Arnald, Jahrgang 1963. Arnald lebt in Stockholm und arbeitet für die Schwedische Akademie, die alljährlich den Nobelpreis vergibt. Nach einem Roman und einer vielbeachteten Erzählungssammlung begann er Kriminalromane zu schreiben. »Tiefer Schmerz« ist nach »Misterioso«, »Böses Blut« und »Falsche Opfer« sein viertes Buch um die Sonderermittler Paul Hjelm und Kerstin Holm.

Es war ein Abend Anfang Mai. Und es war vollkommen windstill.

Nicht der kleinste Windhauch kräuselte das Wasser von Saltsjön. Der Wimpel des Kastells draußen auf Kastellholmen hing schlaff herunter. Die gezackten Fassaden von Skeppsbron lagen wie eine Kulisse in der Ferne. Kein Zucken fuhr durch die Flaggen um Stadsgården, nicht eine Baumkrone regte sich oben an der Fjällgata, und das Grün von Mosebacke zeigte nicht die kleinste Bewegung. Das einzige, was das dunkle Wasser des Beckholmsunds von einem Spiegel unterschied, war der vorübertreibende regenbogenfarbene Schimmer von ausgelaufenem Öl.

Einen Augenblick lang war das Spiegelbild des jungen Mannes von einem fast perfekten konzentrischen Regenbogenkreis umgeben, *wie im Fadenkreuz eines Zielfernrohrs*, doch dann löste der Kreis sich auf und glitt langsam, in ständig wechselnden Formen hinunter nach Beckholmsbron. Der junge Mann schüttelte das Unbehagen ab, das ihn flüchtig gestreift hatte, und zog sich die erste Straße rein.

Dann lehnte er sich auf der Parkbank zurück, ließ die Arme über die Rückenlehne hängen und hob das Gesicht zu dem glasklaren Himmel auf, der sich spürbar verdunkelte. Er horchte in sich hinein: keine nennenswerte Wirkung. Nur die selbstsichere Ruhe, die für einen kurzen Augenblick erschüttert worden war. Mit einem herausfordernden Lächeln betrachtete er die Spielkarte, die offen auf der Parkbank neben ihm lag. Pikdame. Darauf lag die zweite Straße bereit.

Er rollte den Schein auseinander und leckte die Reste des weißen Pulvers ab. Dann hielt er ihn vor sich und betrachtete ihn. Tausend Kronen. Ein schwedischer Tausender. Alter Mann

mit Bart. An dem alten Sack würde er sich in den nächsten Monaten satt sehen, soviel war klar. Er rollte den alten Sack wieder zusammen und hob vorsichtig die Pikdame hoch. Er fühlte sich doppelt mutig, doppelt stark. Sich nach nur ein paar Wochen in einer neuen Stadt in einem neuen Land auf eine öffentliche Parkbank zu setzen und Kokain zu schnupfen, das war schon mutig genug, aber es wurde doppelt mutig durch das Risiko, daß ein plötzlicher Windstoß sich mit dem ganzen Rausch auf und davon machte.

Doch es war ja vollkommen windstill.

Es waren inzwischen zwei Straßen nötig, damit der Rausch sich einstellte. Daß er bald drei brauchen würde, bald vier und bald fünf, daran verschwendete er keinen Gedanken, als er die Röhrenform des alten Sacks an die Köstlichkeiten der schwarzen Dame führte und sich das Paradies reinzog.

Es kam. Wenn auch nicht mit einem Schlag wie früher, diesem Baseballschläger mitten in die Fresse, sondern schleichend, ein unmittelbares, unersättliches Verlangen nach mehr.

Der Rausch nahm langsam aber sicher zu und ließ allmählich das Gesichtsfeld zur Seite abdriften, leicht geneigt, aber Windstöße brachte er nicht hervor. Die dunkler werdende Stadt lag noch immer in völliger Windstille da, fast wie auf einer Ansichtskarte. An den Fassaden gingen schon hier und da Lichter an, in der Ferne glitten lautlos die Lichtkegel der Autos dahin, und der ein wenig modrige Duft erstaunten Frühlings wurde plötzlich verstärkt zu einer Kloake, zum Kot von ein paar gigantischen Giraffen, die sich zu dem verzerrten Geräusch greller, hallender Kinderschreie wie aus dem Nichts über ihm erhoben. Das ihm, der Tiere haßte. Tiere jagten ihm Angst ein, seit seiner Kindheit hatte er Tiere gehaßt. Und dann diese monströsen, stinkenden, schreienden Giraffen, ein Alptraum. Eine kurze Ahnung von Panik durchfuhr ihn, bevor er erkannte, daß die Giraffen große Werftkräne waren, und hörte, daß die Kinderschreie vom nahe gelegenen Tivoli kamen, das gerade für

die Saison eröffnet worden war. Und der Gestank von Giraffenkot verzog sich und war wieder ein Stück erstaunter Frühling.

Zeit verging. Viel Zeit. Fremde Zeit. Er war woanders. In einer anderen Zeit. Der Zeit des Rauschs. Einer unbekannten. In seinem Innern begann es zu grollen. Er stand auf und sah die Stadt an, als betrachtete er einen Feind. Stockholm, dachte er und hob die Hand. Du brutal schöne Miniatur einer Großstadt, dachte er und ballte die Hand zur Faust. So leicht zu erobern, dachte er und erhob die Faust gegen die Stadt, als sei er der erste, der dies tat.

Er wandte sich in dem unaufhaltsam zunehmenden Dämmerungsdunkel um. Sein Gesichtsfeld war noch immer ein wenig schief, die Geräusche und Gerüche waren noch leicht verzerrt. Kein Mensch in der Nähe. In der ganzen Zeit hatte er keinen einzigen Menschen gesehen. Dennoch hatte er das Gefühl, nicht allein zu sein. Ein vages Gefühl, wie eine Ahnung. Dinge, die knapp außerhalb seines Gesichtsfelds vorbeizugleiten schienen. Er schüttelte es von sich ab. Das waren keine Gefühle für einen Mann, der eine Stadt erobern wollte.

Er nahm die Pikdame von der Parkbank, leckte sie genüßlich sauber, steckte sie in die Innentasche, dem Herzen am nächsten, und klopfte sich an die Brust seines hellrosafarbenen leichten Sommerjacketts. Dann rollte er den Tausender auseinander, der während der unmessbaren Zeit des Rauschs an seiner Hand geklebt hatte. Wieder schleckte er Reste von weißem Pulver auf und riß dann den Tausendkronenschein demonstrativ in lange Streifen, die er zu Boden fallen ließ. Sie rührten sich nicht vom Fleck. Es war vollkommen windstill.

Als er sich in Bewegung setzte, gab er ein Klappern von sich. Das tat er jetzt immer. Für ihn war Reichtum noch an der Dicke der Goldkette zu messen, die er um den Hals trug. Die Leute sollten seinen Erfolg *hören*.

Er war erstaunt, daß die Vattugränd, deren Namen auf dem Straßenschild er mühsam buchstabierte, vollständig menschenleer war. Gingen Schweden abends nicht auf die Straße? Jetzt erst spürte er, wie kalt es geworden war. Und fast pechschwarz. Und vollkommen still. Nicht ein einziger jubelnder Kinderschrei vom Tivoli.

Wie lange hatte er, in seinen Rausch versunken, dort unten am Wasser gesessen?

Etwas wuselte zu seinen Füßen. Einen Moment lang dachte er, es wären sich windende Schlangen. Tiere. Ein kurzer Schreck.

Dann sah er, was es war.

Streifen von einem Tausendkronenschein.

Er drehte sich um. Schaumkronen auf Saltsjön. Und der Wind zog eiskalt geradewegs durch ihn hindurch. Die Tausendkronenscheinschlangen wirbelten weiter, auf Djurgårdsstaden zu.

Da war ihm wieder so eigentümlich, als wäre er nicht allein. Nichts. Überhaupt nichts. Und dennoch dieses Gefühl. Eine eisige Gegenwart von etwas. Ein Eiswind durch die Seele. Und auch wieder gar nicht. Als befände es sich die ganze Zeit gerade an dem Punkt, den sein Blick nicht mehr erreichte.

Er kam hinaus auf die große Straße. Kein Mensch. Kein Fahrzeug. Er überquerte sie und drang in den Wald ein. Es kam ihm vor wie Wald. Bäume überall. Und die Gegenwart von etwas immer deutlicher. Ein Käuzchen rief.

Ein Käuzchen? dachte er. Tiere, dachte er.

Und da sah er aus dem Augenwinkel einen Schatten, der hinter einen Baum glitt. Und noch einen.

Er stand still. Das Käuzchen rief wieder. Minerva, dachte er. Die Mythologie der Alten, die ihm in seiner Schulzeit in den Armenvierteln von Athen eingetrichtert worden war.

Minerva, die Göttin der Weisheit, Athenas Name, als sie von den Römern gestohlen wurde.

Er blieb eine Weile stehen und versuchte, Athena zu gleichen. Weise zu sein.

Geschieht dies in der Wirklichkeit? Bilde ich mir diese beinahe unmerklichen Bewegungen nicht ein? Und warum verspüre ich Angst? Habe ich nicht Auge in Auge mit völlig ausgerasteten Fixern gestanden und sie **mit** ein paar schnellen Bewegungen betäubt? Ich bin Herrscher über ein Imperium. Was fürchte ich?

Da nimmt der Schrecken Gestalt an. Irgendwie fühlt sich das besser an. Als der Ast dort hinter der Fichte knackt und das Geräusch selbst den zunehmenden Wind übertönt, weiß er, daß es sie gibt. In gewisser Weise ist das schön. Eine Bekräftigung. Er sieht sie nicht, aber er nimmt Tempo auf.

Es ist fast kohlrabenschwarz, und es kommt ihm vor, als liefere er durch einen Urwald. Die Zweige peitschen ihn. Und die dicke Goldkette klimpert und klimpert. Wie eine Kuhglocke.

Tiere, denkt er und stürzt über die Straße. Kein einziges Auto. Es ist, als hätte die Welt aufgehört zu existieren. Nur er und irgendwelche Wesen, die er nicht versteht.

Mehr Wald. Bäume überall. Der Wind, der durch ihn hindurchpfeift. Der Eiswind. Und die Schatten, die überall an den Rändern seines Gesichtsfelds gleiten. Urzeitwesen, denkt er, überquert einen kleinen Weg und läuft direkt in einen feinmaschigen Drahtzaun. Er wirft sich auf den Zaun. Der schwankt. Er klettert und klettert. Die Finger rutschen ab. Und kein Geräusch außer dem Wind. Doch, da: das Käuzchen. Gellend. Käuzchenschrei verzerrt. Ein furchtbarer Laut, der sich mit dem unablässigen Wind vereint.

Ein Urzeitschrei.

Seine Fingerspitzen sind aufgeschnitten und blutig von den nadelscharfen Maschen. Die Gegenwart von etwas ist jetzt überall. Das Spiel dunklerer Schatten durch das Dunkel.

Er fummelt die Pistole aus dem Schulterhalfter. Hängt mit der einen Hand am Zaun und schießt mit der anderen. Er schießt in

alle Richtungen. Wahllos. Dumpfe Schüsse in den Urwald. Keine Erwiderung. Keine Reaktion. Das Gleiten um ihn her geht weiter. Unverändert. Unerschrocken. Unbezwinglich.

Er schiebt irgendwie die Pistole zurück ins Halfter, noch ein paar Schuß übrig, eine letzte Sicherheitsmaßnahme, und die Nähe der Schatten verleiht ihm übermenschliche Kräfte, jedenfalls ist er selbst der Meinung, als er sich hoch und nach außen hebt und den Stacheldraht packt, der über dem Zaun in einem nach außen weisenden Winkel verläuft.

Übermenschliche Kräfte, denkt er mit einem ironischen Lächeln, windet die Drahtstacheln aus den Händen und schwingt sich hinüber.

Jetzt aber, denkt er, als er hinunter ins Grüne auf der anderen Seite des Zauns springt. Gleitet darüber, ihr da.

Und sie tun es. Er spürt sofort ihre Nähe. Er erhebt sich aus dem Gebüsch, in dem er gelandet ist, und starrt geradewegs in ein paar schräge gelbliche Augen. Er schreit unvermittelt auf. Spitze Ohren richten sich über den Augen auf, und darunter wird eine Reihe nadelspitzer Zähne entblößt. Ein Tier, denkt er und wirft sich zur Seite. Direkt vor ein anderes, ebensolches Tier. Die gleichen schrägen gelblichen Augen, die eine ganz andere Welt sehen als er. Urzeitaugen. Und als er weiter durch das Waldgelände stürzt, ist es vor der Eiszeit.

Wölfe, schießt es ihm plötzlich durch den Kopf. Herr Gott, sind das nicht Wölfe?

Ist das hier eine Stadt? schreit es in seinem Innern. Wie zum Teufel kann das hier eine Großstadt in Europa sein?

Er klimpert. Sein Weg ist eine geräuschvolle Autobahn. Er packt die dicke Goldkette, reißt sie sich vom Hals und wirft sie in die Vegetation. Hinaus in die Natur.

Er erreicht eine Mauer, und mit seinen blutigen, pochenden Fingerspitzen, die den Schmerz durch den Körper pulsieren lassen, findet er sogleich Halt, und wie ein Bergsteiger klettert

er die senkrechte Mauer hinauf, er hievt sich hinüber, über einen Zaun auf der Mauerkrone, und unter ihm ist die Natur wie in gleitende Schatten gehüllt, die Bäume scheinen sich zu bewegen, ein Wald, der sich nähert, die stillstehenden Wölfe scheinen mit ihrer gesammelten Urzeitgleichgültigkeit an dem Gleiten teilzuhaben. Und er bekommt die Pistole hoch, und er schießt auf die Tiere, auf die von gleitenden Schatten erfüllte Natur. Nichts verändert sich. Nur daß die Pistole klickt. Er wirft sie nach den Schatten. Sein Gesichtsfeld ist außer Funktion. Er weiß nicht, was sie getroffen hat.

Er ist oben auf einem Weg. Asphalt. Endlich Asphalt. Und er hetzt weiter eine Anhöhe hinauf, und von überall her starren Tiere ihn an, dunkel, gleichgültig, und Gestank und Geräusche füllen die pfeifende Luft, und er versucht einen Namen zu finden für diese gleitenden Schattenwesen, die ihn verfolgen und die nie, nie, nie aufzugeben scheinen.

Namen beruhigen.

Furien, denkt er, während er läuft. Gorgonen, Harpyien. Nein, falsch. Nein, wie heißen sie noch? Rachegöttinnen?

Und plötzlich versteht er, daß es tatsächlich Rachegöttinnen sind. Daß es tatsächlich Göttinnen der Rache sind, die Fliegen, die unbezwingbaren Urzeitgottheiten. Die weibliche Rache. Aber wie hießen sie noch? Mitten im Wahnsinn sucht er einen Namen.

Namen beruhigen.

Er läuft und läuft, doch es ist, als käme er nicht vom Fleck. Er läuft auf einem Rollband, er läuft in klebendem Asphalt. Und sie sind da, sie nehmen Gestalt an, sie gleiten weiter, aber werden zu Körpern. Er glaubt, daß er sie sieht. Er fällt. Wird gefällt.

Er fühlt, wie er hochgehoben wird. Es ist stockdunkel. Urzeitdunkel. Der eisige Wind heult. Sein Körper dreht sich. Oder dreht er sich nicht? Er weiß nicht. Plötzlich weiß er nichts mehr. Plötzlich ist alles zu einem namenlosen, unstrukturierten Chaos

geworden. Alles, was er tut, ist, einen Namen zu suchen. Den Namen von mythischen Wesen. Er will wissen, wer sie sind, die ihn töten.

Und er sieht ein Gesicht. Vielleicht ist es ein Gesicht. Vielleicht sind es viele. Frauengesichter. Rachegöttinnen.

Und er dreht sich. Alles steht auf dem Kopf. Er sieht zwischen seinen Füßen den Mond hervorkommen. Er hört die Sterne in Lichtjahrgesang ausbrechen. Und er sieht das Dunkel sich verdunkeln.

Jetzt sieht er ein Gesicht. Es steht kopf. Es ist eine Frau, die alle Frauen ist, denen er je etwas angetan, die er vergewaltigt, mißhandelt, erniedrigt hat. Es ist eine Frau, die alle Frauen ist, die ein Tier wird, das eine Frau wird, die ein Tier wird. Ein goldiges kleines marderähnliches Gesicht, das zerbricht zu einem riesenhaften, mörderischen Rachen. Es verbeißt sich in sein Gesicht, und er fühlt, wie seine blutenden Fingerspitzen auf erdigem Boden tanzen und verspürt einen Schmerz, der jede Vorstellungskraft übersteigt, der den Angriff des Tieres, des Tieres, das sich gerade mit seiner Backe davonmacht, wie ein Streicheln erscheinen läßt. Und er versteht nichts, absolut nichts.

Außer daß er stirbt.

Daß er vor reinem Schmerz stirbt.

Und da, mit einem letzten Schub von Genugtuung, erinnert er sich an den Namen der Schattengestalten.

Das letzte, was er spürt, ist Erde, die in die blutenden Fingerspitzen gesogen wird.

Das beruhigt.

2

Der alte Fischer hatte viel gesehen. Tatsächlich glaubte er nur, alles gesehen zu haben. Als er jetzt gegen Abend seinen Stand mit Melonen zusammenpackte, der schon vor langer Zeit die Fischernetze abgelöst hatte, mußte er sich eingestehen, daß es doch noch Überraschungen gab. Und auch das überraschte ihn. Das Leben – und vor allem der Tourismus – hatte immer noch ein gewisses Maß an Wahnsinn zu bieten. Das war ein beruhigendes Gefühl. Das Leben war noch nicht ganz am Ende.

Schon vor vielen Jahren hatte der alte Fischer eingesehen, daß das Geld, welches ihm der Verkauf von Melonen an Touristen einbrachte, die Einkünfte aus seiner Fischerei bei weitem überstieg. Von der bedeutend geringeren Anstrengung ganz zu schweigen.

Er hatte nicht viel für Anstrengungen übrig. Was ein richtiger Fischer indessen haben sollte.

Der alte Fischer blickte aufs ligurische Meer, das vor ihm unter dem abendlichen Frühlingshimmel lag und sich wölbte, als würde es ebenso intensiv genießen wie der Betrachter. Der Blick des alten Fischers wanderte hinauf zu den bewaldeten Hügeln, die das kleine Dorf umgaben, und weiter hinauf zu der Mauer um die alte Stadt, die einst ein etruskischer Hafen gewesen war. Doch davon wußte der alte Fischer nichts. Er wußte nur, und er ließ die nach Pinien duftende Meeresluft Atemzug um Atemzug durch seine Zahnlücken pfeifen, daß Castiglione della Pescaia sein Zuhause war und daß er sich hier wohl fühlte.

Und daß er heute zum erstenmal seit langer, langer Zeit überrascht worden war.

Es hatte recht harmlos angefangen. Mit seinem leicht verdunkelten Blick hatte er mitten am Strand einen blauweißen

Sonnenschirm wahrgenommen, wo die übrigen Sonnenanbeter sich so schutzlos wie nur möglich der Frühjahrs-sonne darboten. Unter dem Sonnenschirm saßen drei Kinder unterschiedlichen Alters, alle kreideweiß, ihre Haut ebenso leuchtend weiß wie ihre Haare. Dann kam noch ein solches Kind und setzte sich, und schließlich eine ebensolche erwachsene Frau mit dem kleinsten ebensolchen Kind an der Hand. Sechs kreideweiße Menschen saßen jetzt aneinandergedrückt unter dem Sonnenschirm und teilten den kleinen kreisförmigen Schatten auf dem mäßig sonnenbeschienenen Strand.

Von dem seltsamen Anblick fasziniert, ließ der alte Fischer für einen Augenblick den Geschäftssinn ruhen und vernahm wie aus der Ferne:

»Cinque cocomori, per favore.«

Das Erstaunen über die merkwürdige Familie unter dem blauweißen Sonnenschirm vermischte sich mit dem Erstaunen über die gigantische Bestellung – und steigerte sich noch einmal beim Anblick des gutmütig lächelnden Kunden.

Es war ein magerer, gänzlich kreideweißer Mann in einem ausgebeulten Leinenanzug und mit einem bizarren Sonnenhut mit knallgelbem Pikachu.

Der eigenartigen Aussprache zum Trotz war die Bestellung glasklar. Wiewohl absurd.

»Cinque?« stieß der alte Fischer hervor.

»Cinque«, nickte der Kreideweiße, nahm das Bestellte entgegen und taumelte wie ein betrunkenen Jongleur mit fünf großen Wassermelonen in den Armen den Strand entlang. Sie sanken nacheinander vor dem Sonnenschirm in den Sand, wie gewaltige Samenkörner, die ein Riese ausstreute. Der kreideweiße Mann warf sich beinahe in den Schatten, als habe er sich in einer radioaktiv verseuchten Zone befunden und endlich den Strahlenschutzbereich erreicht.

Der alte Fischer überlegte eine Weile, wie fünf Wassermelonen auf sieben Personen zu verteilen wären. Danach formulierte er die unausweichliche Frage: Warum reist man nach Italien, an die Küste der Toskana, in die Maremma, nach Castiglione della Pescaia, *wenn man keine Sonne verträgt?*

Arto Söderstedt hatte selbst keine richtig gute Antwort auf die Frage. ›Schönheit‹ war keine zufriedenstellende Antwort, wenn man eine so drastische Maßnahme ergriff, wie fünf Kinder für einen wichtigen Frühjahrsmonat und etwas länger aus der Schule zu nehmen. ›Frieden‹ klang auch nicht überzeugend, wenn zwei erwachsene Menschen sich von ihrer Arbeit im öffentlichen Dienst für Monate beurlauben ließen, besonders nicht, wenn man beim Finanzamt Steuererklärungen prüfte und diese gerade jetzt den Steuerkratzer überschwemmten. So verhielt es sich mit seiner Frau Anja.

Kein Wunder also, daß sich schlechtes Gewissen einstellte und gegen die ›Schönheit‹ ebenso aufbekehrte wie gegen den ›Frieden‹. Nur an seine eigene Situation reichte der Stachel des Gewissens nicht heran. Arto Söderstedt hatte nicht die geringste Spur von schlechtem Gewissen, weil er dem Polizeikorps vorübergehend den Rücken kehrte.

Die A-Gruppe – will sagen ›die Spezialeinheit beim Reichskriminalamt für Gewaltverbrechen von internationalem Charakter‹ – hatte zwar im vergangenen Jahr vollauf zu tun gehabt, doch die großen, alles andere in den Schatten stellenden Fälle hatten durch Abwesenheit gegläntzt, nachdem der als ›die Sickla-Schlacht‹ bezeichnete Fall sein denkwürdiges Ende erreicht hatte. Man war einer großen Katastrophe von internationalem Ausmaß extrem nahe gewesen. Aber das war jetzt fast ein Jahr her, und die Zeit hat ja die Tendenz, alle Wunden zu heilen.

Als ein Geldregen auf ihn niederging wie Manna vom Himmel, reagierte Arto Söderstedt jedenfalls, ohne zu zögern.

Außerdem fühlte er sich *ausgebrannt*. Alle waren heutzutage *ausgebrannt*, und wenn er meinte, eine Ausnahme zu sein, dann nur, weil er bisher gar nicht wußte, was es heißt, *ausgebrannt* zu sein.

Jetzt war auf jeden Fall er an der Reihe. Im Zeichen von ›Schönheit‹ und ›Frieden‹ erlaubte er sich, sein Ausgebranntsein zu kurieren – unabhängig davon, ob es existierte oder nicht. Und von ›Schönheit‹ und ›Frieden‹ gab es in der Toskana eine ganze Menge, dessen war er sich bereits nach wenigen Tagen sicher.

Die Familie mietete eine *Villa* inmitten der Weinberge des Chianti. Wenn *Villa* auf Italienisch auch etwas ganz anderes bedeutete, so war es doch ein rustikales kleines Steinhaus an einem nach Pinien duftenden Abhang unweit des Dorfes Montefioralle in der Nähe der Stadt Greve. Unterhalb des Abhangs breiteten sich die Weinberge aus wie die Felder der Unendlichkeit, als wäre der Himmel geborsten und das Paradies in kleinen Stücken heruntergefallen, die sich zu einem überirdischen Flickenteppich zusammengesetzt hatten.

Arto Söderstedt genoß in vollen Zügen – zugleich fühlte er sich auf seltsame Weise *unwürdig*, als wäre Sankt Peter gerade in dem Moment eingnickt, in dem ein weißhäutiger Kriminalinspektor seinen mageren Leib schlangengleich durch das Tor des Paradieses wand. Ganz und gar unverdient. Er fand sich allabendlich auf der Terrasse sitzend wieder, mit einem Glas Vin Santo den Einbruch der Nacht erwartend, oder während ein richtig majestätischer Brunello di Montalcino die Geschmacksknospen umspülte. Zielbewußt unkritisch schluckte er den ganzen Toskana-Mythos, und es ging ihm ausgezeichnet dabei. Von seinem Besuch in Siena, dieser magischen Stadt, würde er niemals auch nur eine Minute vergessen. Trotz der Kinder, die im stilreinen Kanon im Herzen der Kathedrale ein Sirenengeheul anstimmten. Orgelpfeifen, war alles, was er dachte, während er die fünf Geschöpfe betrachtete, die der Größe nach aufgereiht standen und ein Sturmgeheul, Wutgeheul,

Dromedargeheul ertönen ließen, bis ein Aufseher die ganze Bande einfach hinauswarf. Ohne eine Spur von schlechtem Gewissen leugnete Söderstedt die Vaterschaft. Der Aufseher beäugte mißtrauisch seine gleichermaßen weiße, nur eine Spur größere Gestalt. Im Hause Gottes in einer solchen Sache zu lügen ... In völlig ungestörter Ruhe wandelte er daraufhin eine halbe Stunde lang durch den Dom und genoß Donatello, Michelangelo, Pinturicchio, Bernini und Pisano in tiefen Zügen. Als er herauskam, saßen die Kinder ganz friedlich auf der Treppe der Piazza del Duomo und schleckten italienisches Eis. Nicht einmal Anja, die ein noch größeres Schleckermaul war als die Kinder, wirkte sonderlich empört über die geleugnete Vaterschaft.

Er hatte sogar das Handy abgeschaltet.

Als er jetzt unter dem blau-weißen Sonnenschirm saß und sich zu erinnern versuchte, wie er die Verteilung von fünf Wassermelonen auf sieben Personen unterschiedlicher Größe hatte vornehmen wollen, stellte sich der Gedanke an Onkel Pertti ein. Ein Gedanke, der ihm Dankbarkeit eingab – und ein schlechtes Gewissen.

Er hatte fast vergessen, daß der Alte noch lebte. Und jetzt lebte er nicht mehr.

Onkel Pertti war eigentlich der Onkel seiner Mutter, und in seiner Jugend war Onkel Pertti eine stets gegenwärtige Legende gewesen. Der Held des Winterkriegs. Der Arzt, der einer von den Großen in Mannerheims Armee wurde.

Arto Söderstedt hatte selbst keine Geschwister – wahrscheinlich war das der Grund dafür, daß er mit seiner ebenso geschwisterlosen Frau fünf Kinder in die Welt gesetzt hatte – und seine finnlandschwedische Familie war minimal. Seine geschwisterlosen Eltern waren seit langem tot, und andere Verwandte gab es nicht. Folglich gab es keinen anderen Erben.

Arto Söderstedt fuchtelte mit dem Messer und dachte: fünf geteilt durch sieben, hmm, 0,714 Wassermelone pro Person, vorausgesetzt, daß alle gleich viel bekommen sollen, wenn man aber nach Körpergewicht ginge ...

Er hielt inne und betrachtete seine beschattete Großfamilie, die ihrerseits, immer grämlicher, das passive Messer betrachtete. Waren dies wirklich würdige Erben des großen Winterkriegshelden Pertti Lindrot, des Siegers bei Suomussalmi, eines der Architekten der berühmten Motti-Taktik, die die Truppen der an Straßen gebundenen Roten Armee aufrieb, indem sie sie durch den Wald in kleinere Einheiten aufsplitterte, die eine nach der anderen umzingelt und niedergekämpft wurden?

»Schneide sie doch einfach in Stücke«, sagte seine Zweitälteste Tochter Linda ungeduldig.

Arto Söderstedt warf ihr einen gekränkten Blick zu. So schlampig führte er seine Aufträge wahrlich nicht aus. Nein. Arto wog fünfundsechzig Kilo, Anja ungefähr genausoviel, Mikaela vierzig, Linda fünfunddreißig, Peter genausoviel, Stefan fünfundzwanzig und die kleine Lina zwanzig. Zusammen zweihundertfünfundachtzig Kilo. Davon müßten also dreiundzwanzig Prozent, fünfundsechzig geteilt durch zweihundertfünfundachtzig, an jedes Elternteil gehen. Dreiundzwanzig Prozent von fünf Melonen sind ...

»Schneide sie einfach in Stücke«, echote die kleine Lina.

... sind eins Komma fünfzehn Melonen. Mehr als eine Melone für jedes Elternteil. Hatte er sich die Verteilung ernsthaft so vorgestellt?

Das Messer blieb passiv. Die Familie nicht. Dann gäbe es nur null Komma fünfunddreißig Melonen für die kleine Lina, und das kam ihm nicht gerecht vor.

Gerecht.

War es gerecht, daß er, der sich auf das abenteuerlichste in Schulden gestürzt hatte, um ein großes Familienauto anzuschaf-

fen, von heute auf morgen dieses Auto nicht nur ganz bezahlen konnte, sondern noch so viel übrig hatte, daß er umgehend, ohne die Familie zu informieren, ins Internet ging und für zwei Monate ein Haus in der Toskana mietete?

Nein, nicht besonders gerecht.

Aber was war schon gerecht im Leben?

Bestimmt nicht null Komma fünfunddreißig Melonen für die Kleinste, dachte er mit plötzlicher Entschiedenheit und schnitt die Melone in Stücke, die er ganz und gar gerecht zwischen den Familienmitgliedern verteilte.

Fast eine Million. Wer hätte ahnen können, daß der alte Onkel Pertti, dessen Existenz er vergessen hatte, auf solchen Ersparnissen saß? Mit dem Geld kamen die Erinnerungen, und Arto Söderstedt erinnerte sich eigentlich nur an einen stinkenden Mund und halb verfaulte Zähne. An einen Helden, mit dem es abwärts gegangen war, dessen Heldenglorie aber noch immer glasklar strahlte. Er hatte sozusagen *recht* damit, daß es mit ihm abwärts ging, so verstand er das hochtrabende Gerede seiner Eltern. Er hatte stets den Eindruck gehabt, daß sie es waren, seine Eltern, die den letzten verbliebenen Familienangehörigen versorgten. Und dann zeigte es sich. Daß er auf einer Million saß. Finnmark.

Nichts ist genau das, was es zu sein scheint.

Nach seiner Rekonstruktion mußte Onkel Perttis Lebenslauf ungefähr folgendermaßen ausgesehen haben: Junger enthusiastischer Landarzt wird nach dem ziemlich abrupten Angriff der Sowjetunion in den finnischen Winterkrieg hineingezogen. Er beweist großes Talent für den Guerillakrieg in winterlichen Wäldern und wird mehrfach befördert. Nach einigen entscheidenden Schlachten wird er zum Helden und verschwindet beim Sieg der Russen in den Wäldern wie ein klassischer Guerillero. Bei Kriegsende taucht er wieder auf, mehr oder weniger gebrochen. Trinkt immer mehr, kann sich auf verschiedenen

Arztstellen in immer versteckteren Provinznestern nicht halten, kehrt schließlich nach Vasa zurück und wird ein Original, das bis ins hohe Alter von neunzig Jahren sein trauriges Leben führt. End of story.

Glaubte Arto Söderstedt.

Bis das Erbe kam.

Das jetzt, unter anderem in Form einer ansehnlichen Menge von Wassermelonenstücken, verbraucht wurde, in einem Schatten, der immer gigantischer wurde. Die toskanische Frühlingssonne berührte zu diesem Zeitpunkt den deutlich gebogenen Horizont des ligurischen Meeres. Bald würde sie tief genug stehen, daß die kreideweiße Familie sich hinauswagen könnte, um zu baden.

Wenn alle anderen – fröstelnd – den Strand verlassen hätten.

Arto Söderstedt sah den alten Fischer seinen Stand mit Melonen zusammenpacken, einen verwunderten Blick auf die beschattete Familie werfen, den Kopf schütteln und davonziehen, um in seiner Stamm-Osteria ein Glas Wein zu trinken. Dort würde er von der sonnenscheuen Familie erzählen und Geld auf den Tisch legen, das einst einem ganz anderen Original an einem ganz anderen Ort Europas gehört hatte.

Arto Söderstedt ließ sich für einen kurzen Augenblick von den Bewegungen des Geldes, den Wanderungen des Geldes, dem Ursprung des Geldes faszinieren.

Dann zog er den verknitterten Anzug aus und lief als erster vor einer Reihe von Kindern ans Wasser und tauchte den großen Zeh hinein, dessen Eiseskälte ihn an die finnischen Binnenseen seiner Kindheit erinnerte.

Am Strand saß Onkel Pertti, trank Koskenkorva aus der Flasche und lachte heiser über seine Feigheit.

Er lief hinein. Die Kinder heulten wie die Sirenen.

Im Rucksack oben unter dem blau-weißen Sonnenschirm lag das noch immer abgeschaltete Mobiltelefon.

3

Das Mädchen mit dem Glück im Unglück saß auf dem Krankenhausbett und sah verwundert aus. Vermutlich hatte sie seit dem vorausgegangenen Abend nicht aufgehört, verwundert auszusehen. Es war eine anhaltende Verwunderung.

Paul Hjelm fand ihre Verwunderung ganz und gar verständlich. Wenn man zehn Jahre alt ist und an der Hand seines Papas durch den Frühlingsabend spaziert, erwartet man kaum, angeschossen zu werden.

Doch genau das war passiert.

Sie hatte ein wenig gefroren, es war plötzlich Wind aufgekommen, der durch ihre dünne Daunenjacke drang und ihre bloßen Beine mit Gänsehaut bedeckte. Eine Hand hatte sie in Papas Hand geschoben, in der anderen hielt sie einen Ballon in Form eines lachenden gelben Clowns. Sie war ein bißchen gehüpft, hauptsächlich, um sich warm zu halten, aber auch, weil sie froh war über die Wundertüte, die sie aus dem Fischteich geangelt hatte und die jetzt in dem Plastikbeutel lag, den Papa trug. Sie fror ein bißchen, aber sonst war alles prima.

Da wurde sie von einer Kugel getroffen.

Von irgendwoher kam eine Kugel und schlug in ihren rechten Oberarm. Da blieb sie. Zum Glück.

Sie hatte Glück im Unglück.

»Das wird bald wieder gut, Lisa«, sagte Paul Hjelm und legte seine Hand auf ihre. »Es ist nur eine Fleischwunde.«

Lisas Papa saß mit verweitem Gesicht und übernächtigt auf dem Besuchsstuhl und schnarchte. Paul Hjelm tippte ihm vorsichtig an die Schulter. Er fuhr mit einem schniefenden Laut hoch und starrte verständnislos auf den Polizeibeamten auf der

Bettkante. Dann sah er seine Tochter mit dem bandagierten Arm, und das Schreckliche fiel ihm wieder ein.

»Entschuldigen Sie, Herr Altbratt«, sagte Hjelm verbindlich. »Ich muß nur absolut sicher sein, daß Sie wirklich keine Spur eines Täters gesehen haben. Keine Bewegung zwischen den Bäumen? Nichts?«

Herr Altbratt schüttelte den Kopf und starrte auf seine Hände. »Es war kein einziger Mensch in der Nähe«, sagte er leise. »Es war kein Laut zu hören. Plötzlich schrie Lisa auf, und ihr Arm blutete. Erst als der Arzt es mir sagte, begriff ich, daß eine Kugel sie getroffen hatte. Eine Schußwunde! In was für einer Welt leben wir bloß?«

»Sie gingen also auf Sinshovsvägen in Richtung Djurgårdsvägen? Wo waren Sie genau?«

»Spielt das denn eine Rolle?«

Paul Hjelm's Handy klingelte. Das war jetzt nicht so ganz passend. Er hoffte, daß keine Respiratoren oder Herz-Lungen-Maschinen den Geist aufgaben, wenn er antwortete. Er sah die Schlagzeilen vor sich: »Das Handymassaker! Exklusiver Sonderbericht! Bekannter Kriminalbeamter ermordet vier Schwerkranke mit Handy.«

»Hjelm«, meldete er sich lakonisch, denn wie meldet man sich anders am Telefon, wenn man nicht schwer gestört ist? Oder möglicherweise ein Anrufbeantworter ...

Es war einen Augenblick still. Papa Altbratt sah ihn an, als wäre er dabei, einem vom Aussterben bedrohten Adler die Federn auszureißen. Lisa Altbratt sah weiter verwundert aus.

»Skansen?« stieß der Adlerschänder aus. Das war alles. Dann stand er auf, streichelte Lisa übers Haar und streckte dem Vater die Hand hin. »Ich muß fort, leider. Ich melde mich noch einmal.«

Auf der Treppe der Kinderaufnahme des Karolinska schien ihm eine Vormittagssonne ins Gesicht, die nicht wärmte. Astrid Lindgrens Kinderkrankenhaus.

Er klopfte sich an sämtliche Taschen, während er zum Parkplatz ging. Die Autoschlüssel waren verschwunden. Andererseits hatten sie es so an sich, verschwunden zu sein, also führte er das Klopfritual ein zweites Mal durch, und simsalabim! schon schwebten sie aus der Tasche des viel zu dünnen Jacketts herauf. Same procedure as last year.

Es war einer dieser frischen Frühlingsmorgen, mit denen die erste Woche im Mai um sich zu werfen pflegt. Solche Tage, die durchs Fenster so einladend aussehen, sich dann aber als heimtückisch maskierte Wintertage erweisen. Da er immer zu dünn angezogen war, hatte er jetzt praktisch nichts an. Die jämmerlichen Kleidungsfetzen boten nicht den geringsten Widerstand gegen die Eiswinde. Er versuchte, sie dichter um den Körper zu ziehen, aber da war nichts, was er dichter zusammenziehen konnte.

Es war neun Uhr am Vormittag, und die Autoschlängen um Haga Södra und Norrtull standen vollkommen still. Im letzten Jahr hatte der Autoverkehr drastisch zugenommen. Auf einmal war es überaus attraktiv, in Staus festzusitzen. Billige Psychotherapie vermutlich, eine Serie von Käfigen, in denen Urschreie ausgestoßen werden konnten. Andererseits waren die Alternativen kürzlich privatisierte Pendelzüge, die nie fuhren, oder gleichfalls privatisierte U-Bahnen, die stundenlang in finsternen Tunneln feststeckten, oder das Fahrrad auf sadistisch angelegten Radwegen, die niemand zu benutzen wagte, weil sie für äußerst häßliche Unfallverletzungen gemacht zu sein schienen.

Okay, er war ein Meckerpott.

Selbst hatte er wirklich keinen Grund zu klagen. Die rote U-Bahnlinie war von Dummheiten einigermaßen verschont geblieben. Seine tägliche lange U-Bahnfahrt zwischen Norsborg

und Stockholm widmete er wie bisher intensivem, weitabgewandtem Hören von Jazz. Nach einem Ausflug in die Welt der Oper, einem leicht zerrütteten Kommissar Morse nicht unähnlich, war er zum Jazz zurückgekehrt. Er konnte sich nicht richtig von den Bebop-Jahren um 1960 losreißen. Gerade jetzt war es Miles Davis. *Kind of Blue*. Fabelhafte Meisterwerke ganz einfach, jedes einzelne Stück auf der Platte. Fünf Klassiker: »So What«, »Freddie Freeloader«, »Blue in Green«, »All Blues« und »Flamenco Sketches« – alle während des goldenen Jahres 1959 im Studio improvisiert. Die Musiker kamen ins Studio, ohne die Musik vorher gesehen zu haben. Miles kam mit einem Stapel Notenblätter, und sämtliche fünf Stücke sollen beim allerersten Versuch gesessen haben. Irgendwie so, als wäre dies eine Musik, die entstand, während sie vorgeführt wurde, die sich unmittelbar setzte. Eine neue Art von Blues, unendlich erdnah, unendlich *sophisticated*. Jede Sekunde ein Genuß.

Doch während der Arbeit gab es einen Dienstwagen. Er drückte den auf wunderbare Weise herbeigezauberten Schlüssel ins Zündschloß des beigefarbenen alten Audis, blickte über den Verkehr hin und seufzte schwer.

Es würde wahrscheinlich schneller gehen, nach Djurgården zu *schwimmen*.

Denn dorthin war er unterwegs. Der Kollege und Tandempartner Jorge Chavez hatte diesen versteckt hoffnungsvollen Unterton in der Stimme, nach dem Paul Hjelm sich schon lange sehnte. »Ich glaube, du solltest herkommen, Paul. Nach Skansen.«

Daß er gerade von einem anderen Fall kam, der mit der Umgebung von Skansen verknüpft war, machte die Sache zusätzlich interessant.

Er blieb bereits auf dem Gelände des Karolinska in Autoschlängen stecken und beschloß, keine Urschreie auszustoßen. Es war die Mühe nicht wert. Statt dessen ließ er die CD mit

Kind of Blue in den CD-Spieler des Autoradios gleiten und lächelte, als die ersten Töne sich wie Honig über seine Trommelfelle legten. Während er sich sanftmütig aus dem riesigen Krankenhausgelände hinaus kämpfte, verfiel er darauf, eigentümliche Nachnamen in eine Rangfolge zu sortieren. War nicht Altbratt ein Spitzenkandidat? Früher war er auf Größen wie Kungskranz und Riddarsson, Äppelblohm und Markander gestoßen, aber hatten die gegen Altbratt wirklich eine Chance?

Anton Altbratt war der wohlhabende Besitzer eines Pelzgeschäfts auf Östermalm, wohnhaft in Djurgårdsstaden, in zweiter Ehe lebend, deren Frucht die zehnjährige Lisa war. Er hatte natürlich ein paar erwachsene Kinder aus erster Ehe, und die neue Ehefrau, Lisas Mutter, war nicht zu erreichen gewesen. Sie befand sich auf Geschäftsreise an unbekanntem Ort. Hjelm bekam den Eindruck eines verwickelten erotischen Arrangements, beschloß jedoch, nicht nachzufragen.

Was konnte hinter dem Schuß auf die arme kleine Lisa stecken? Es war zu hoffen, daß es Papa Anton war, auf den es der Schütze abgesehen hatte. In dem Fall wäre es etwas einfacher, sich rationale Motive vorzustellen – die junge Ehefrau, die auf die Oberklasse zugeschnittene Geschäftstätigkeit, vielleicht sogar ein Angriff militanter Tierschützer auf einen Pelzhändler. Obwohl die Lautlosigkeit auf einen Schalldämpfer und damit auf eine Form von professioneller Kriminalität schließen ließ – also eher die Ehefrau, die aus finanziellen oder sexuellen Gründen den Gatten aus dem Weg räumen wollte, oder lichtscheue Geschäftsverbindungen, vielleicht illegaler Pelzhandel. Oder etwas in der Art. Dann war es nicht so bedrohlich. Ein geplanter, aber mißglückter einmaliger Angriff. War dagegen Lisa das auserwählte Opfer, sah es schlechter aus. Dann verflüchtigten sich die meisten rationalen Motive, und ein Wahnsinniger vom Typ Laser-Mann wirkte wahrscheinlicher. Allerdings mit Kindern als Spezialität.

Den Gedanken wollte Paul Hjelm lieber nicht zu Ende denken.

Natürlich gab es noch eine dritte Möglichkeit: daß *weder* der Vater noch die Tochter als Opfer ausersehen waren, sondern daß die Kugel aus schierem Zufall den Weg in Lisas Arm gefunden hatte. Für den Fall lag es nahe, von einer Abrechnung in der Unterwelt auszugehen, und die hatte sich irgendwo zwischen den Bäumen von Djurgården abgespielt.

Es gab also einiges, was man tun konnte. Die Aktivitäten der Ehefrau am gestrigen Abend überprüfen, herausfinden, wie die Ehe eigentlich aussah, nachprüfen, wer von dem Kinderfest oben in Rosendal wußte, die Führung der Geschäfte auf Unregelmäßigkeiten abklopfen, eventuelle Drohungen militanter Tierschützer oder ähnlicher Gruppen überprüfen, das Waldgelände, aus dem der Schuß mit großer Wahrscheinlichkeit abgefeuert wurde, durchsuchen. Und so weiter.

Sowie abwarten und sehen, ob es reiner Zufall war, daß zwei Verbrechen so nah beieinander begangen worden waren – je nach dem, was Jorge nun oben in Skansen zu bieten hatte.

Zeit Zeit Zeit. Er saß wirklich fest. Die Motortemperatur des Audis stieg wie gewöhnlich bei der geringsten Andeutung eines Staus drastisch an. Es war ein Wagen ohne die geringste Geduld. Da der Fahrer sich weigerte, aufzubegehren, mußte es statt dessen der Wagen tun. Als ob jedes in der Schlange stehende Fahrzeug per definitionem gezwungen wäre zu explodieren. Paul Hjelm stellte Gebläse und Heizung auf Maximum und dankte seinem Schöpfer, daß in Stockholm eher winterliche Kälte als sommerliche Hitze herrschte. Mit einem Auge auf der Anzeige der Motortemperatur ließ er seinen Gedanken freien Lauf – in der Begleitung von Miles Davis' und John Coltranes und Bill Evans' und Cannonball Adderleys und Wynton Kellys und Paul Chambers und Jimmy Cobbs unübertroffenen Improvisationen.

Ein Bild seines Lebens kam ihm plötzlich in den Sinn.

Ein eiskalt kontrollierendes Auge auf einen Motor, der kurz davor ist, zu explodieren. Gedankenbahnen in Form waghalsiger Improvisationen. Während sich der Wagen gleichzeitig äußerst langsam vorwärts bewegt.

Doch, genau so war es. Obwohl irgend etwas fehlte, um das Bild komplett zu machen.

Gerade als ›So What‹ in ›Freddie Freeloader‹ überging und ein geläufigerer Zwölftaktblues sich in die als Auto verkleidete Sauna ergoß, offenbarte sich auf dem rechten Fahrstreifen bei Roslagstull eine Lücke. Er schoß hinein, gab Gas, daß die Reifen quietschten, schaffte es noch bei dem neuen, europäisch vollgelben Ampellicht über die Kreuzung und sah plötzlich die gesamte Birger Jarlsgata leer vor sich liegen.

Doch, dachte er, jetzt stimmt es, jetzt ist das Bild komplett.

›Freddie Freeloader‹, dachte er und trat das Gaspedal durch bis zum Anschlag.

Es ging bemerkenswert glatt bis zum Stureplan, wo er in ein beinah obligatorisches Gerangel mit rücksichtslosen Fahrern von Reklamefirmen geriet, die auf ihrem Recht bestanden, auch wenn sie noch so sehr im Unrecht waren. Paul Hjelm war es egal. Laß sie doch, dachte er und lallte die Schlußsequenz des langen Solos der Zirkelkomposition ›Blue in Green‹ mit. Und auch im Wirrwarr unten am Nybroplan behielt er kühlen Kopf. Gerade als er bei offenem Seitenfenster eine Lieblingsphrase aus ›All Blues‹ grölte, sah er Ingmar Bergman mit Stock und allem ins ›Dramaten‹ tapern. Nicht ohne eine gewisse Verblüffung wandte der Alte sich um, und für einen Moment begegneten sich ihre Blicke. Es war sagenhaft.

Strandvågen war schlimmer. Es sah ungeheuer dicht aus.

Nein, dachte *er*. *Jetzt* war das Bild komplett. Eine schnelle, kurze Strecke freie Fahrt, und dann wieder das langsame, zähe, ruckhafte Vorwärtskommen. Schleppend.

Es lockerte sich ein wenig, und über Djurgårdsbron ging es richtig gut. Da hatte das Bild sich bereits in Luft aufgelöst. Gerade als er heillos vorschriftswidrig vor dem Eingang von Skansen parkte, verklangen die spanisch beeinflussten letzten Harmonien von ›Flamenco Sketches‹. Da rede noch einer von Präzision. Der Weg von Astrid Lindgren via Ingmar Bergman nach Skansen – wie eine Reise ins Herz Schwedens – war genauso lang wie *Kind of Blue* mit Miles Davis. Soviel dazu. Auf die Sekunde drei Viertel Stunden.

Es war also Viertel vor zehn, als Paul Hjelm durch die Tore von Skansen einzog, versehen mit einer kleinen Karte und dem Hinweis, sich zu den ›wilden Tieren‹ in der Nordostecke des großen Freilichtmuseums zu begeben. Während er auf der langen, überdachten Rolltreppe, die den Berg hinaufführte, nach oben glitt, überlegte er, welche Tiere nicht wild waren. War zum Beispiel der Mensch ein wildes Tier? Oben angekommen, trat er in ein ganz anderes Wetter hinaus als das, das er unten zurückgelassen hatte. Alle Winterwinde waren wie fortgeblasen, statt dessen wanderte er im denkbar höchsten Hochsommer durch die artifizielle Stadt des neunzehnten Jahrhunderts. Aprilwetter, hätte er fast gesagt, aber es war ja tatsächlich schon Mai. Donnerstag, der vierte Mai im Jahr des Herrn zwanzighundert. Oder zweitausend. Während die Sonne von den faluroten Wänden zurückgeworfen wurde, dachte er über die Konjunkturschwankungen in der Bezeichnung des Jahres 2000 nach. Zunächst war es selbstverständlich gewesen, vom ›Jahr zweitausend‹ zu sprechen, dann – nach der massiven Propagandakampagne einer unbekannten Sprachreinigungsinstanz – wurde es ebenso selbstverständlich, ›das Jahr zwanzighundert‹ zu sagen, auch wenn dies häufig mit einer gewissen Selbstüberwindung geschah. Und obwohl die offizielle Zwanzighundert-Version festlag, hörte man inzwischen oft, daß das eher dubiose Zweitausend benutzt wurde, hinter vorgehaltener Hand, als gehörte man dadurch zu einer unterirdischen

Widerstandsbewegung. Widerstand aus dem Volk. Er selbst verfolgte eine Sowohl-als-auch-Linie. Sie erweckte allgemein Abneigung und orientierte sich am Verstakt. ›Zwanzighundert‹ waren zwei aufeinanderfolgende Trochäen, nach dem Schema, ˘ ˘ ˘ ˘, während ›zweitausend‹ das rhythmisch unreine ˘ ˘ ˘ war, also zwei einleitende betonte Silben, denen eine unbetonte folgte. Da es weder für das erste noch für das zweite irgendwelche akzeptablen Argumente gab, ließ er den sprachrhythmischen Zusammenhang ausschlaggebend sein. Der Kampf zwischen den beiden Bezeichnungsvarianten war in Paul Hjelms Augen ein ganz und gar nacktes Zeitbild: der Wille zur Macht in seiner reinsten Form. Man wollte *recht haben*, man wollte *gewinnen*, und weder die nahezu nichtexistente Bedeutung der Frage noch der Mangel an Argumenten spielte irgendeine Rolle. Und die Widersacher waren sich in genau dem Punkt einig: Das Unentschiedene war der schlimmste Feind. Paul Hjelm war durch und durch überzeugt davon, daß seine eigene Position die eigentliche Widerstandsbewegung vertrat.

Daran also dachte der Kriminalinspektor in diesem Jahr des Herrn, in dem Schweden von Amnesty wegen gravierend zunehmender Polizeigewalt angeprangert wurde: Polizisten, hieß es, drehten regelmäßig die Gummiknüppel um, so daß sie mit der harten Seite schlugen, und Kosovo-Albaner wurden mit fünftausend edelschwedischen Kronen in der Tasche in ihre verwüsteten Heimatdörfer zurückgeschickt.

Einen kurzen Augenblick war ihm so, als hätte irgend jemand sich sein gesamtes Denkmuster angeeignet.

Er fragte sich, wohin all die guten alten sexuellen Phantasien verschwunden waren, die einem, neuesten Forschungen zufolge, mindestens fünfzehnmal am Tag kommen sollten.

Und eine letzte Frage fuhr ihm noch durch den Sinn, bevor er die Raubtiere witterte: Wer zum Teufel war dieser exemplarische Mensch, der fünfzehn sexuelle Phantasien am Tag

schaffte? Dann nahm die Witterung überhand, und Paul Hjelm spürte eine echte Erwartung: wie ein Kind, wenn der Auftritt des Weihnachtsmanns unmittelbar bevorsteht, in dem Augenblick, in dem Papa sich mit einer Miene eindeutig vorgetäuschter Ausdruckslosigkeit auf die Toilette schleicht. Und der Weihnachtsmann hieß etwas so Komisches wie Jorge Chavez und war etwas so Hölzernes wie Kriminalinspektor beim Reichskriminalamt.

Genau wie er selbst.

Danach verschwand die Witterung ebenso plötzlich, wie sie gekommen war. Paul Hjelm war nämlich dabei, sich zu verirren. Später sollte er jede Kenntnis besagten Vorkommnisses leugnen, aber Tatsache war, daß er sich in Skansen verirrte. Seine Kinder gingen auf die Zwanzig zu, und es war eine gehörig lange Zeit her, seit sie sich nicht mehr von dem billigen Skansentrick täuschen ließen, zu dem man greift, wenn einem alle anderen Ideen ausgegangen sind. Inzwischen waren die Wildtiergehege in dem großen Freilichtmuseum umgebaut worden, und er fand sich unversehens im Gespräch mit einem unendlich träge wiederkäuenden Elchbullen, der wie ausgestopft und aufgezogen wirkte. Jemand anderes, um ein Gespräch zu führen, war nämlich nicht zu sehen. Es ging auf zehn Uhr zu, und vermutlich war Skansen ganz einfach geschlossen. Es war kein einziger Mensch in der Nähe, und der dusselige Elch hatte wenig zu sagen.

Vor allem schien er in totaler Unkenntnis darüber zu sein, wo sich die mörderischen Marder aufhalten konnten.

Schließlich landete Hjelm am Bärenfelsen, für ihn unbekanntes Territorium. Alles war mächtig aufgerüstet, und er verließ die labyrinthischen Konstruktionen mit dem Gefühl, einem ausgeworfenen Garnknäuel gefolgt zu sein. Er kam bei den Pferden und Luchsen und Wildschweinen und Wölfen vorbei, und plötzlich war er da.

Bei den Vielfraßen.

Dort waren um so mehr Menschen in Aktion. Er erkannte sogleich die weißgekleideten Kriminaltechniker, die wie Bergsteiger im Anfängerkurs die kleinen Hügel im Inneren des Territoriums der Vielfraße auf und ab rutschten. Er erkannte das rot-weiße Plastikband, das kreuz und quer vor dem Schutzzaun ausgespannt war und »Polizei« schrie. Er erkannte ein ziemlich moosbewachsenes Gesicht um die Achtzig, das dem Chefobduzenten Sigvard Qvarfordt gehörte. Er erkannte ein stramm germanisches Gesicht, das zum Chefkriminaltechniker Brynolf Svenhagen gehörte. Und er erkannte ein überaus energisches dunkelhäutiges Gesicht, das einem engen Kollegen gehörte – der außerdem der Schwiegersohn des Chefkriminaltechnikers Svenhagen war. Sein Name war Jorge Chavez.

Chavez erblickte Hjelm, sein Gesicht hellte sich auf, er näherte sich dem tiefen Graben, der den inneren Teil des Vielfraßgeheges vom äußeren trennte, breitete die Arme aus und rief, als habe er es eingeübt (was vermutlich der Fall war): »Wirf ab deine menschliche Hülle, o Krone der Schöpfung, und tritt ein in unsere animalische Orgie.«

Paul Hjelm seufzte und sagte: »Wie denn, verdammt?«

Jorge Chavez hob verwundert die Augenbrauen und blickte sich um. Schließlich wandte er sich an Brynolf Svenhagen, der vor allem hin und her zu wandern schien und stramm aussah. Als sei das eine Lebensaufgabe.

»Hast du die Laufplanke geklaut, Brunte?«

Brynolf Svenhagen betrachtete seinen Schwiegersohn mit tief empfundener Abneigung und sagte, wenig aufschlußreich: »Ich heiße nicht Brunte.«

Woraufhin er weiter wanderte und stramm aussah.

Chavez kratzte sich den Kopf. »Wahrscheinlich haben die Pornopolizisten sie beiseite gebracht«, sagte er. »Gleich lassen sie auch noch die Vielfraße rein.«

Paul Hjelm kletterte auf den schlanken Holzzaun, balancierte einen Augenblick und tat anschließend einen gewagten Sprung ins Nichts. Wie eine Ballerina schwebte er über dem wassergefüllten tiefen Graben und landete geschmeidig auf dem Trockenen neben seinem Kollegen. Es war sehr überraschend.

»Grazik«, sagte Chavez anerkennend.

»Danke«, sagte Hjelm, selbst noch tief verwundert darüber, daß er nicht rücklings in den Vielfraßgraben gestürzt, von Vielfraßkot überhäuft worden war und sich ein paar Nackenwirbel gebrochen hatte.

Er sah sich um. Das Territorium der Vielfraße war recht weitläufig, ein welliges Gelände, das sich hinauf zu einer verhältnismäßig hohen Hügelkuppe erstreckte. Hier und da waren Löcher im Boden zu sehen, wahrscheinlich Baue, und große Teile des grasbewachsenen Terrains waren von klitzekleinen Stoffstückchen bedeckt, fast wie Federn verschiedener Farben und verschiedenen Materials. Die Kriminaltechniker taten alles, was in ihrer Macht stand, um zu verhindern, daß der mäßige Morgenwind sämtliche Fasern davontrug.

Paul zeigte auf die Fasern. Jorge nickte, nahm ihn am Arm und führte ihn in Richtung der hinteren Ecke des Vielfraßgeheges, wo der Graben nur eine senkrecht abfallende Betonwand von drei Metern Tiefe hinunter zu dem eher erdigen als grasbewachsenen Boden war. »Fangen wir von vorn an«, sagte er.

Die Fasern hatten hier, zumindest teilweise, etwas zusammenhängendere Formen, vor allem ein hellrosafarbenes Hosenbein.

Aus dem Hosenbein schauten etwa zehn Zentimeter eines abgenagten Knochenpaares heraus.

Wahrscheinlich ein Schienbein und ein Wadenbein.

»Das ist das größte Stück, das übriggeblieben ist«, sagte Chavez bedächtig und ging in die Hocke. Hjelm tat es ihm nach und wartete auf die Fortsetzung. Sie kam.

»*Gulo gulo* heißen sie. Lateinisch für Vielfraß. Süße kleine Viecher. Sehen wie goldige Bärenjunge aus. Familie der Marder. Die nächsten Verwandten sind Dachshunde, Baummarder, Iltis, Wiesel, Otter und Nerz. Sie sind von der Ausrottung bedroht, und es gibt in Schweden nur noch rund hundert. Hoch oben im Gebirge. Sie werden einen Meter lang und ernähren sich in der Regel von Erdmäusen und Lemmingsen. Doch manchmal wechseln sie das Beutetier ...«

Hjelm stand auf und streckte den Rücken. »Okay«, sagte er tastend. »Jemand war betrunken, ist ins Skansen geklettert und zu den Raubtieren hier hineingefallen. Es kann nicht das erste Mal gewesen sein.«

»Hätte ich dich dann hergerufen?« sagte Chavez und sah ihn scharf an. »Dies sind ungewöhnlich präzisionsangepaßte Mörderbestien. Kennst du deinen Ellroy nicht? Bei der geringsten Provokation reißen sie einen Menschen in Stücke, besonders wenn sie in Gruppen zusammenarbeiten. Ihre Schnauzen sind Bolzenschneider. Sie brechen umstandslos Knochen und zermalmen sie. Im Grunde haben wir Glück, daß überhaupt noch was übrig ist.«

Mit Hilfe eines Bleistifts hob Chavez vorsichtig den Stoff des gekappten Hosenbeins an. Etwas weiter oben im Verborgenen saß noch Fleisch an den Knochen und hielt sie zusammen. Da saß auch ein Knoten, an einem Stück Tau.

»Aha«, sagte Hjelm und ging wieder in die Hocke.

»Das kann man wohl sagen«, übernahm Chavez und fügte hinzu: »M.«

»O«, sagte Hjelm.

»R«, sagte Chavez.

»D«, sagte Hjelm.

»Ohne Zweifel«, sagte Chavez. »Und es wäre schön, wenn wir einen Kopf finden könnten. Und hier haben wir auf jeden Fall

eine Variante des Themas«, fuhr er fort und hielt den alten Gerichtsmediziner Qvarfordt auf. »Gibt es etwas Neues, guter Mann?« fragte er galant.

»Nix«, entgegnete der trotz Pensionierung unermüdliche Sigvard Qvarfordt und schob mit einer routinierten Kaubewegung das zu locker sitzende Gebiß an seinen Platz. »Kein Kopf, keine Finger. Schwer zu identifizieren. Für einen DNA-Befund sollte es reichen, doch wie ihr wißt, ist das System nicht besonders gut ausgebaut. Aber es ist ein Mann. Erwachsendes Individuum männlichen Geschlechts, also. Der Gerinnungsgrad des Bluts läßt auf gestern abend bis in die Nacht schließen. Und es wäre ja auch erstaunlich, wenn er länger gelegen hätte. Kindereltern und ähnliche Elemente hätten sicher Anstoß daran genommen, wenn unser Freund am hellichten Tag konsumiert worden wäre. Sonst habe ich nichts zu bieten.«

In diesem Moment heulte ein Kriminaltechniker oben auf dem Hügel auf und wedelte mit etwas, das er aus einem der Löcher herausgeholt hatte. Es sah aus wie eine Vielfraßkackwurst. Paul Hjelm ließ sich das Wort ein paarmal im Mund herumgehen. Hatte er dieses Wort in seinem bisherigen Leben schon benutzt? Die Wahrscheinlichkeit war gleich Null.

»Vermutlich ein Vielfraßpimmel«, flüsterte Chavez in Bühnenlautstärke.

»Hoffentlich war der Vielfraß nicht mehr in der Höhle«, flüsterte Hjelm deutlich vernehmbar zurück.

Während der Techniker den Hügel herunterrutschte, dachte Hjelm einen kurzen Moment über verschiedene Assoziationsbahnen und ihre Bedeutung nach. Der Techniker trat zu seinem Chef, der dastand und stramm aussah. Brynolf Svenhagen nahm den Gegenstand in Empfang, drehte und wendete ihn eine Weile und begann dann, in Richtung des Trios zu gehen. Er hielt dem alten Qvarfordt den Gegenstand hin, der durch eine zentimeter-

dicke Brille darauf starrte und dann nickte. »Ausgezeichnet«, war alles, was er sagte.

Widerwillig wandte sich dann der stramme Svenhagen an seinen Schwiegersohn und dessen mindestens ebenso verabscheuungswürdigen Kollegen. Er hielt den Gegenstand in die Luft.

Es war ein Finger.

»Ausgezeichnet«, sagte Chavez, ohne die geringste Neigung erkennen zu lassen, ihn genau betrachten zu wollen.

»Fingerabdrücke«, fügte er überflüssigerweise noch hinzu.

Svenhagen machte auf dem Absatz kehrt. Chavez griff den flatternden weißen Ärmel und zog ihn an sich. Es wirkte wie ein Vorgeschmack der Fußball-Europameisterschaft.

»Leck mich doch«, sagte Svenhagen verbissen.

»Können wir eine erste Übersicht bekommen, Brunte? Wenn das nicht zuviel verlangt ist?«

Brynolf Svenhagen nickte schwer.

»Wir sind Polizisten«, sagte Hjelm, um Hilfestellung zu geben.

Svenhagen ließ eine weitere Mißfallensäußerung hören und überwand sich. Er führte die beiden Kriminalinspektoren zum Rand des Vielfraßgeheges, unmittelbar neben dem drei Meter tief abstürzenden Graben vor den Zuschauerplätzen. Dort ging der Gras- und Steinuntergrund in schwarze Erde über, und genau hier war der Bestand an bunten Fasern besonders groß. Dort waren auch die einzigen Blutspuren zu sehen, ein dunklerer Fleck, der fast ganz von dem erdigen Untergrund aufgesogen worden war. »Paßt auf, wohin ihr hier tretet«, sagte Svenhagen.

»Wie viele Vielfraße waren es?« fragte Hjelm.

»Vier«, erwiderte Svenhagen.

»Vier bestialische Ungeheuer, die sich einen Menschen einverleiben, und fast nirgendwo eine Blutspur – ist das nicht sonderbar?«

Svenhagen hielt inne und richtete einen eisblauen Begreifst-du-gar-nichts-Blick auf Hjelm. »Es hat während der Nacht geregnet«, sagte er und beugte sich nieder.

»Glücklicherweise ist dies hier erhalten geblieben«, sagte er und zeigte auf den Boden.

Unmittelbar unter Brynolf Svenhagens Zeigefinger konnte Hjelm eine Reihe von Vertiefungen im Sand erkennen. Mit einer gewissen Mühe konnte er Buchstaben ausmachen. Fünf Stück.

Er buchstabierte »Epivu?«

»Allem Anschein nach«, bekräftigte Svenhagen. »Aber frag mich nicht, was es bedeutet.«

»Hat er es geschrieben?«

»Das wissen wir nicht. Die Größe der Buchstaben paßt zu einem menschlichen Finger, soviel können wir sagen. Außerdem läßt die Menge der Fasern darauf schließen, daß dies der Ort der eigentlichen ... Nahrungsaufnahme sein könnte. In dem Fall könnte man sich vorstellen, daß das Opfer, an Händen und Füßen gefesselt, eine letzte Mitteilung schrieb. Wir haben Proben entnommen, um zu untersuchen, ob die Erde Blutspuren oder Hautreste enthält. Und vielleicht kann auch dieser Finger zur Lösung des Rätsels beitragen.«

»Gibt es irgendwelche Hinweise darauf, wie er hier gelandet ist?«

»Nein«, sagte Svenhagen. »Natürlich massenweise Fingerabdrücke am Zaun, aber sonst nichts. Wir müssen uns alles vornehmen.«

»Wenn wir davon ausgehen, daß er derjenige war, der »Epivu« geschrieben hat, dann kann er nicht ohne Kopf hier gelandet sein. Wie kann ein Kopf verschwinden?«

»Es gibt verschiedene Möglichkeiten«, sagte Svenhagen und betrachtete Hjelm. Vielleicht war dieser Mann doch nicht der Vollidiot, für den er ihn bisher gehalten hatte. Aber Brynolf Svenhagen war keiner, der es gern sah, wenn seine Vorurteile über den Haufen geworfen wurden. Das machte ihn womöglich noch bissiger. Er fuhr grimmig fort:

»Die Vielfraße können ihn ganz einfach aufgefressen haben. Es ist tatsächlich nicht ganz unwahrscheinlich, daß sie sich den gesamten Schädel einverleibt haben, mit Kraniaum, Zähnen und Gehirnrinde und dem ganzen Kram. Aber es kann ja auch sein, daß es gar nicht er war, der diese Buchstaben geschrieben hat. Ihr müßt das mit den Tierpflegern klären, das ist euer Job. Vielleicht heißt einer der Vielfraße Epivu, was weiß ich?«

Hjelm ließ nicht locker. Er blickte sich in dem unwegsamen Gelände um. »Der Schädel kann sich also sehr wohl noch hier irgendwo befinden? Da hilft wohl nur weitersuchen. Außerdem vermute ich, daß ihr euch in der nächsten Zeit durch jede Menge Vielfraßkacke hindurchwühlen müßt. Vielleicht ist es nicht nur *ein* Mensch, vielleicht sind es zwei oder mehr oder eine ganze Fußballmannschaft, die von den böartigen Vielfraßen verschlungen worden sind.«

Bei der Erwähnung des Durchwühlens von Vielfraßkacke sah Hjelm ein leichtes Zucken zwischen Brynolf Svenhagens Augen. So weit hatte der hyperorganisierte Chefkriminaltechniker offenbar nicht gedacht. Es war Hjelm eine kleine Genugtuung. Diese wunderlichen kleinen Machtkämpfe, an denen das soziale Leben so reich ist ...

Warum können Menschen nicht miteinander umgehen, ohne sich in Kindsköpfe zu verwandeln?

Svenhagen zog ab.

Hjelm sah Chavez an. »Was ist das hier?« fragte er gerade heraus.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Chavez. »Aber richtig normal ist es nicht.«

»Nein«, sagte Paul Hjelm. »Richtig normal ist es nicht.«

Sie gingen nach Bredablick und machten Frühstückspause. Sie saßen ganz oben im Aussichtsturm, kauten dröge Käsestullen, starrten über das von der Frühlingssonne beschienene Skansen und sahen die Menschenströme von Minute zu Minute anschwellen. Stockholms gesammeltes Pensionärskorps schien sich mit tödlichen Brotstücken in den Händen eingefunden zu haben, die, binnen kurzem in monströse Klumpen verwandelt, mehr Seevögel das Leben kosteten als die gesamte Wilderei im Lande.

Obwohl es nicht genau das war, woran Paul Hjelm und Jorge Chavez dachten. Sie dachten an einen Mord.

Wenn es denn ein Mord war.

»Die Unterwelt«, sagte Chavez und versuchte vergebens, von der Käsestulle abzubeißen. Er wünschte, er hätte Bolzenschneider statt Kiefer.

»Ellroy?« sagte Hjelm und starrte ziellos auf die großartige Stockholmaussicht. »Was für ein Ellroy?«

»Auf die eine oder andere Weise die Unterwelt«, verdeutlichte Chavez.

»Auf die eine oder andere Weise: ja. Aber nicht auf jede Weise. Keine einfache Abrechnung im Drogenmilieu. Keine gewöhnliche Hinrichtung. Da macht man so etwas nicht. Dies hier ist etwas Besonderes. Es enthält eine Mitteilung.«

»Epivu?«

Hjelm schüttelte den Kopf und blieb stumm. Chavez dachte laut weiter: »Wahrscheinlich wurde er gefesselt und zu den Vielfraßen hineingeworfen. Dort gelandet, konnte er noch das Wort ›Epivu‹ schreiben. Warum tut er das? Warum versucht er nicht statt dessen zu fliehen? Selbst ein so mittelmäßiger

Sportler wie Paul Hjelm hat ohne bleibenden Schaden den Sprung über den Graben geschafft.«

»Die rechte Leiste«, sagte Hjelm und nahm einen Schluck des sonderbar zähflüssigen Kaffees. »Die Schmerzen in der rechten Leiste. Strahlen aus bis hinunter ins Knie.«

»Das hört sich nach Krebs an«, sagte Chavez. »Leistenkrebs, die gefährlichste Sorte. Den jüngsten Forschungsergebnissen zufolge in siebenundneunzig Prozent aller Fälle tödlich.«

»Zu seiner Verteidigung kann man sagen, daß es leichter ist, hineinzuspringen als heraus.«

»Wenn man zu bestialischen Raubtieren hineingeworfen wird, setzt man sich nicht als erstes hin und schreibt etwas mit dem Finger auf den Boden. Man versucht rauszukommen.«

»Andererseits ist es nicht gerade wahrscheinlich, daß die Mörder einen nur zu den Raubtieren hineinwerfen und dann direkt abhauen. Wahrscheinlich bleiben sie stehen und gucken. Wahrscheinlich richten sie Waffen auf einen. Wahrscheinlich hindern sie einen daran zu fliehen. Wahrscheinlich stehen sie da und genießen die Show. Gladiatorenspiele.«

»Klingt das nicht übermäßig kompliziert?« sagte Chavez. »Jemand soll hingerichtet werden. Man fesselt den Betroffenen, hebt ihn hinüber in das bereits geschlossene Skansen, trägt ihn durch den Tierpark, wo sich jederzeit noch verspätete Tierpfleger offenbaren können, nur um ihn zu den Vielfraßen zu werfen. Das tut man nicht, wenn man nicht einen ganz speziellen Grund hat, ihn genau den Vielfraßen vorzuwerfen.«

»Und da sind wir wieder bei Ellroy«, sagte Hjelm. »Wer ist dieser Ellroy eigentlich?«

»Oder«, stieß Chavez hervor und setzte mit einem Knall die Tasse auf die Untertasse, so daß letztere sich in zwei elegante Halbkreise teilte, »oder man jagt ihn und landet ganz zufällig in Skansen.«

»Und dann«, sagte Hjelm und nickte, »ist es nicht unwahrscheinlich, daß es irgendwo unterwegs zu einem Schußwechsel gekommen ist, und ein Querschläger dieses Schußwechsels kann sehr wohl im Arm eines zehnjährigen Mädchens eingeschlagen sein.«

Chavez betrachtete ihn mit einer gewissen Verwunderung. Hjelm hielt die Kunstpause lange genug durch, daß der Kollege anfang, sich zu winden.

Naja, es war kindisch ...

»Um zweiundzwanzig Uhr vierzehn gestern abend wurde die zehnjährige Lisa Altbratt von einer Neunmillimeterpistolenkugel in den Arm getroffen, als sie den Sirishovsväg hinunterging.«

»Und wo liegt der Sirishovsväg?« fragte Chavez.

»Es ist eine Querstraße vom Djurgårdsväg, die von Rosendal herunterkommt.«

»Die Skansen-Karte«, sagte Chavez. Hjelm zog die ziemlich zerfledderte Karte aus der Innentasche seines Leinenjacketts. Chavez strich sie mit der Hand glatt und betrachtete sie.

»Hier geht der Sirishovsväg«, sagte Hjelm und zeigte drauf.

»Wo befand sich Lisa Alstedt, als sie angeschossen wurde?«

»Altbratt«, sagte Hjelm. »Hier ungefähr.«

Er zeigte auf einen Punkt kurz vor der Einmündung von Sirishovsvägen in den Djurgårdsväg, nicht weit von Oakhill und der Italienischen Botschaft. Und direkt daneben verlief der Zaun von Skansen.

»Hmmm«, sagte Chavez, der die Unart hatte, sich wie Sherlock Holmes anzuhören, wenn er dachte. »Lisa Altbrunn hier, Kreuz, der Vielfraßmann hier, Kreuz.«

»Altbratt«, sagte Hjelm und folgte mit den Augen Chavez' Bleistift.

Chavez fuhr fort: »Die Kugel?«

»Rechter Arm auf dem Weg hinunter zum Djurgårdsväg.«

»Also von irgendwo innerhalb des Skansen-Zauns. Hier. Kommt man hier rüber? Was ist dahinter?«

»Was steht da? Wölfe?«

»Genau: da. Ja, Wölfe. Hier.«

Hjelm folgte dem Bleistift, der sich von der Skansen-Karte zum Fenster von Bredablick und zu dem realen Skansen bewegte. Hjelm erkannte das Labyrinth des Bärenfelsens, und sein Blick ging weiter, vorbei an Pferden und Luchsen und Wildschweinen und Büffeln, weiter am Gehege der Vielfraße vorbei, wo die rot-weißen Plastikbänder im Morgenwind vibrierten, bis er das weitläufige Wolfsgehege erreichte. Der Zaun war zwar hoch, schien aber nicht unüberwindbar zu sein. Obwohl an seiner oberen Kante schräg nach außen abgewinkelt Stacheldraht verlief.

Paul Hjelm nickte. Ein fast schadenfrohes Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus. »Ich glaube, daß Brunte seinen Untersuchungsbereich um eine Spur ausweiten muß. Willst du es ihm sagen?«

»Mit dem größten Vergnügen«, sagte Jorge Chavez und grinste.

4

Professor emeritus. Er hatte sich an den Titel nie richtig gewöhnt, obwohl er ihn seit Jahren trug. Er war inzwischen ein sehr alter Mann.

Obwohl er erst in den letzten Tagen angefangen hatte sich alt zu fühlen. Seit alles zurückzukehren begann.

Es war schwer, den Finger darauf zu legen. Es war eigentlich nichts Besonderes geschehen.

Dennoch war er davon überzeugt, daß er bald sterben würde.

Er hatte früher nicht soviel an den Tod gedacht. Der Tod war Teil all dessen gewesen, was verdrängt werden mußte. Und das war ihm gelungen. Es war ihm besser gelungen als erwartet. Es war ihm gelungen, einen Strich unter die Vergangenheit zu ziehen und neu anzufangen. Als wäre das Leben ein leeres Blatt Papier, das darauf wartete, vollgeschrieben zu werden. Anscheinend war es jetzt voll, anscheinend hatte es deshalb angefangen, auf die Rückseite durchzulecken. Und auf der Rückseite war all das Alte, all das, was auszuradieren ihm während eines halben Jahrhunderts nicht gelungen war. Er schrieb nicht mehr – er las. Und das war sehr viel schlimmer.

Es begann wie die Gegenwart von etwas, mehr nicht. Eine vage, diffuse Gegenwart von etwas, das sich plötzlich in seinem ruhigen, festgefügtten Leben breit machte. Auf eine gewisse Art und Weise war er dankbar; nicht alle durften eine Weile mit dem Tod an ihrer Seite wandern, bevor es zu Ende ging, nicht alle bekamen die Möglichkeit, darüber nachzudenken, was das Leben ihnen geboten hatte. Andererseits wäre es besser, Knall auf Fall zu sterben, ohne Reue, ohne Nachdenken, ohne Gewissensqualen. Einfach mausetot auf der Straße umzufallen und wie eine zerschlagene Weinflasche weggefedt zu werden.

The End, wie es einst am Schluß amerikanischer Filme zu lesen war. Damit man Bescheid wußte.

Doch nein: aus irgendeiner unergründlichen Ursache war ihm diese Frist geschenkt worden. Er verstand nicht, warum.

Oder eher: Je länger sie währte, desto besser verstand er.

Es war ein Morgen wie jeder andere. Keine größeren Krämpfe, nur der bösartige Ischias im Bein und die schlechte Verdauung. Überhaupt keine äußeren Veränderungen.

Bis auf diese plötzliche Gegenwart von etwas.

Ja. Die stille Gegenwart des Todes.

Äußerlich lief das Leben weiter wie bisher, wie es eben aussah für einen einst so aktiven Mann von über achtzig Jahren. Also schleppend. Er traf die Kinder wie gewöhnlich, er kam zu ihren immer angenehmen Sonntagsessen, er feierte den Sabbat, Pessach, Sukkot, Chanukka und Yom Kippur wie gewöhnlich mit ihnen zusammen. Es war gerade die scheinbare Normalität, die es so schrecklich machte. Denn schrecklich war es doch? Es war doch schrecklich zu sterben. Doch richtig sicher war er nicht.

Das bedrückendste war, daß es keine rationale Erklärung gab.

Er hatte sein Leben dem Gehirn gewidmet, dem menschlichen Gehirn. Er hatte auf einem Feld geforscht, das praktisch nicht existiert hatte, bevor er damit anfang. Er war nach Schweden gekommen, hatte die Sprache gelernt und sich in die Gesellschaft hineingefunden, um dann sofort seine medizinische Forschung zu beginnen. Es hatte ihn erstaunt, wie absurd wenig wir über unser eigenes Gehirn wissen. Im großen und ganzen hatte er im Alleingang die Gehirnforschung in Schweden etabliert. Schon in den fünfziger Jahren war er, gerade erst vierzig, Professor am Karolinska Institutet geworden, und seitdem war sein Name Jahr für Jahr in den Diskussionen um den Nobelpreis gefallen. Doch er hatte ihn nie bekommen. Dagegen gewann er die sich immer stärker festigende Überzeu-

gung, daß der Mensch durch und durch Materie ist. Die ›Seele‹ war ein altes Konstrukt, das eine Lücke im menschlichen Wissen überdeckt hatte, nämlich die Kenntnis des Gehirns. In dem Maße, in dem das Wissen über die Gehirnfunktionen zunahm, nahm das Bedürfnis nach der Seele ab, genau wie Götter und Mythen und Phantasmen stets weichen müssen, sobald die Wissenschaft an Boden gewinnt. Er hatte geheiratet, Kinder bekommen und alle Alltagswunder durchlebt, ohne von seinem Glauben an den Materialismus abzuweichen. Der Mensch wurde ausschließlich von Nervenimpulsen im Gehirn bestimmt. So war es.

Und jetzt, im Alter von beinahe neunzig Jahren, diese plötzliche Gegenwart von etwas, die nicht rational erklärt werden konnte, die keinen Platz unter den Nervenimpulsen des Gehirns zu haben schien.

Oder fehlte es ihm vielleicht nur an Wissen über das, was mit ihm geschah?

Er begann zu reisen; es wurde zu einem unwiderstehlichen Bedürfnis. Keine enormen Charterreisen über weite Ozeane, keine Zugreisen quer durch Rußland, keine Everest-Besteigungen. Es ging nur darum, unterwegs zu sein. In der Regel war es die U-Bahn, das kam ihm am logischsten vor. Zu reisen, ohne zu sehen, wohin man reist. Reine Bewegung. Das Reisen zu spüren, die Bewegung, ohne daß es einen eigentlich irgendwohin brachte. So sah das Bedürfnis aus.

Also hatte er die letzten Tage damit verbracht, U-Bahn zu fahren. Er fuhr einfach, ohne Ziel, ohne Kontrolle. Irgendwie entsprach dies der Reise, die er in seinem Innern unternahm. Zu den verdrängten Buchstaben auf der Rückseite des Papiers. Des Papiers, das er umzudrehen versucht hatte, so daß es vollkommen leer zu scheinen schien.

Und Sachen kamen ihm entgegen. Sie stürzten aus den U-Bahnschächten, sie wälzten sich von den Bahnsteigen auf ihn

zu, sie stürzten von den Rolltreppen über ihn herab. Szenen nur, kurze Sequenzen, und er hatte keine Chance, Ordnung hineinzubringen. Es war sehr eigenartig. Er war dazu verdammt zu wandern, verdammt dazu, in Bewegung zu bleiben, als würde er im selben Moment, in dem er innehielt, sterben. Wie ein Hai.

Oder wie Ahasver, der wandernde Jude, verurteilt zu ewigem Leben und ewigem Leiden.

Und es gab vieles, was noch zu verstehen war, soviel verstand er.

Er saß in der U-Bahn. Er hatte keine Ahnung, wo er sich befand. Es spielte keine Rolle. Das Licht floß vorüber, dann und wann ein Bahnhof, manchmal sporadisch Lampen im Tunnel. Und Arme lagen über ihm, Beine lagen über ihm, dünne, dünne Beine, dünne, dünne Arme, und er sah ein nach unten hängendes Gesicht, und er sah einen dünnen Draht, der in die Schläfe eingeführt wurde, und er sah, wie sich das nach unten hängende Gesicht vor Schmerzen verzerrte. Und er schrieb in ein Buch. Er las den Text, den er selbst ins Buch schrieb, und das Buch sprach von Schmerzen, von Schmerzen, Schmerzen, Schmerzen.

Und er betrachtete seinen Arm, wo die Nummer eintätowiert war, und die Ziffern zogen durch ihn hindurch, weg von ihm.

Er fuhr weiter, weiter durch das Innere der Stadt, und der Tod saß an seiner Seite, und der Tod wollte etwas, aber er verstand nicht, was.

Er war unterwegs, das war alles.

5

Weil es Sara Svenhagen schwer fiel zu verstehen, warum sie sich in einem zivilen Polizeiauto auf dem Weg von Kungsholmen zu einem Motel in den südlichen Vororten von Stockholm befand, träumte sie sich zum frühen Morgen zurück. Ihre Gedanken bewegten sich hinein in einen eleganten Hauseingang in Birkastan, die echte Jugendstil-Treppe hinauf und durch die Tür, an der der einzige ausländische Name des Viertels prangte, durch die schicke, doch gerade im Moment ziemlich unaufgeräumte Küche der kleinen Dreizimmerwohnung, schließlich in das eheliche Bett, das heftig schwankte, und gerade in dem Augenblick, als sich das erste Stück der olivenfarbenen Haut des feurigen südländischen Liebhabers zeigte, wurde der Kamaschwenk ihrer Gedanken von einem extrem aggressiven Hupen unterbrochen, das ihr Gesichtsfeld wieder zu dem des Beifahrersitzes in einem zivilen Polizeiauto verwandelte, das von Kungsholmen zu einem Motel irgendwo in den südlichen Vororten Stockholms unterwegs ist.

So kann es gehen.

Kerstin Holm produzierte eine selten grobe Sammlung von Schimpfwörtern, wandte sich um und sagte: »Aber Entschuldigung.«

Sara Svenhagen verzog das Gesicht und schaffte es, sich auf die ältere Kollegin hinterm Steuer zu konzentrieren.

»Ich weiß nicht, was ich entschuldigen soll«, sagte sie aufrichtig.

Kerstin Holm betrachtete sie und mußte insgeheim lächeln. »Laß mich raten, wo du gerade warst«, sagte sie und zeigte einem verblüfften alten Herrn mit kariierter Schirmmütze in einem silbernen VW Jetta den Finger.

»Was hat er gemacht?« fragte Sara Svenhagen, noch immer ziemlich abwesend.

»Er hat bewiesen, daß Führerscheine ein Verfallsdatum haben. Versuch jetzt nicht, das Thema zu wechseln. Ich glaube, du warst im Schlafzimmer einer neugekauften Dreizimmerwohnung in Birkastan. Korrekt?«

Sara lächelte schwach und fühlte sich ertappt.

Kerstin nickte selbstzufrieden, hantierte an einer schwergängigen Schnupftabakdose herum und schaffte es schließlich, sich eine Prise unter die Oberlippe zu schieben. »Und du hast nicht auf die Frage geantwortet, was sie gekostet hat.«

»Sie war ziemlich heruntergekommen.«

»Genau. Die Variante ist neu. Hübsch. Zuvor habe ich gehört: ›Wir haben gegen zwei Mietrechte getauscht‹, ›der Quadratmeterpreis war unerwartet niedrig‹, und außerdem das kryptische ›die Immobilienkredite sind gerade günstig‹. Ich will eine Zahl hören.«

»Zwei Komma zwei.«

»Danke«, sagte Kerstin und gab dankbar Gas.

»Zwei Mietrechte eingeschlossen. Davon eins in Rågsved.«

»Das klingt ziemlich billig.«

»Es ist ein guter Preis. Der Quadratmeterpreis war unerwartet niedrig. Und sie war ziemlich heruntergekommen.«

»Was hast du für die Zweizimmerwohnung in der Surbrunnsgata bekommen?«

»Ich habe nicht schwarz verkauft. Es war ein Tausch. Mietrecht gegen Wohnrecht.«

»Niemand außer dir selbst hat behauptet, du hättest schwarz verkauft.« Es kam von Herzen.

»Dreihunderttausend. Und Jorges bescheuertes Rågsved-Appartement haben sie, glaube ich, mehr als Strafe aufgefaßt. Ein Kreuz, das sie auf sich nehmen mußten.«

»Also waren es insgesamt über zweieinhalb Millionen?«

»Fast. Wir wollten übrigens am nächsten Wochenende eine Einzugsfete machen. Was hältst du davon?«

»Ja, gerne.«

»Mit Anhang.«

Kerstin Holm gab eine Spur weniger dankbar Gas.

»Hoppla, was für eine subtile Wendung«, sagte sie spitz.

»Was für eine flexible Verhörtechnik.«

»Erzähl schon«, sagte Sara Svenhagen und wandte sich ihr zu. Sie konnte sich nicht richtig von dem Eindruck freimachen, daß Kerstin Holm der stolzeste Mensch war, den sie kannte. Selbst das Profil, das dunkle, elegant zerzauste Haar, die scharf konturierten Falten, alles atmete eine Art von erhabenem Stolz, den sie, ja, den sie bewunderte. Es war jetzt fast ein Jahr her, seit Sara Svenhagen zur A-Gruppe gestoßen war, und sie hatten mehrmals zusammengearbeitet, doch sie fühlte sich nie wirklich ebenbürtig. Kerstin Holm war in ihren Augen die beste Verhörleiterin des Polizeikorps, und sie konnte viel von ihr lernen. Aber manchmal war es anstrengend, wenn Kerstin einen direkt durchschaute. Nach einem Gespräch mit Kerstin blieb einem sozusagen kein Geheimnis mehr. Immer kam alles heraus. Und mit Kerstin selbst verhielt es sich genau umgekehrt: Die ganze Person war ein einziges großes Geheimnis. Deshalb empfand Sara eine gewisse Genugtuung dabei, das Gespräch umgedreht zu haben. Auch wenn Kerstin es natürlich sofort durchschaute.

»Ich komme allein«, sagte Kerstin Holm und schwenkte mit dem alten Volvo an der Västberga-Auffahrt auf die E 4 ein.
»Wenn das in Ordnung ist.«

Damit war das Gespräch beendet.

Eine Weile war es still. Beide suchten nach einem Gesprächsthema. Es ging nicht ganz von selbst. Manchmal war es ein wenig zu heikel. Sara wußte, daß Kerstin vor Urzeiten etwas mit dem verheirateten Paul Hjelm gehabt hatte, der der Partner und beste Freund ihres eigenen Mannes Jorge Chavez war.

Manchmal war es ein Fettnäpfchenslalom.

»Ist es wahr, daß er der einzige Kanake im Viertel ist?« sagte Kerstin Holm schließlich.

Das brach das Eis. Sie lachten eine Weile. Frauenlachen. Ein gutes Gefühl.

»Es ist ganz, ganz wahr«, sagte Sara Svenhagen und wechselte die Richtung: »Wohin fahren wir eigentlich?«

»Nullcheck«, sagte Kerstin und lachte kurz. »Wir fahren zum Norrboda-Motel in Slagsta. Die Flüchtlingsunterkünfte sind voll, und die Einwanderungsbehörde hat das Motel gemietet. Seit heute morgen werden im Norrboda-Motel ein paar Flüchtlinge vermißt. Und weil von dem ganzen Laden da unten ein Duft von internationaler Kriminalität aufsteigt, haben sie uns den Fall aufs Auge gedrückt. Wenn es denn ein Fall ist. Noch Fragen?«

»Was denn für ein Duft?«

»Das Motel da unten hat sich anscheinend ein bißchen weit in Richtung Selbstversorgung entwickelt. Es ist vor allem mit Warenschmuggel in Verbindung gebracht worden, das betrifft hauptsächlich Russen und Balten. Aber es ist auch von Prostitution die Rede gewesen. Und einige von denen, die jetzt vermißt werden, sind gerade der Prostitution verdächtigt worden.«

»Es geht also um eine Gang von Huren, die untergetaucht sind?«

Kerstin Holm schnitt eine Grimasse. Sie passierten Skärholmen, der Mainachmittag war kühl geworden, aber immer

noch schön. »Darauf deutet einiges hin«, räumte sie widerwillig ein.

»Und wer hat sie als vermißt gemeldet?«

»Der Vorsteher, allem Anschein nach. Der offenbar selbst unter gewissem Verdacht gestanden hat. Ein Jörgen Nilsson.«

»Unter welchem Verdacht?«

»Nichts zu sehen, nichts zu hören, nichts zu sagen. Aber die Verdachtsmomente sind jetzt ausgeräumt. Diese Vermißtenmeldung ist wohl eine Methode, unter Beweis zu stellen, daß er auf der richtigen Seite steht.«

Sara Svenhagen lehnte sich in den durchgesessenen Beifahrersitz des alten Volvos zurück. Sie mußte sich eingestehen, daß sie die Prinzipien der schwedischen Einwanderungspolitik nicht ganz verstand. Aus gewissen Ländern, vor allem EU-Ländern, war es offenbar möglich, ziemlich unbehindert einzuwandern. Es ging schnell, die schwedische Staatsangehörigkeit zu bekommen. Aus anderen Ländern einzuwandern schien dagegen einfach unmöglich zu sein. Um eine Chance zu haben, mußte man Asyl beantragen und sich als Flüchtling bezeichnen. Und dann mußte man darauf achten, unterwegs keine anderen Länder zu besuchen. Gelang einem dieses Kunststück – das wiederum immer mehr Todesopfer forderte, die in Containern erstickten oder in Kielräumen verdursteten –, landete man in einer Flüchtlingsunterkunft, während der Fall geprüft wurde. Das Zusammenwirken von immer mehr Asylsuchenden, immer restriktiveren Vorschriften und immer einschneidenderen Personaleinsparungen bewirkte, daß die Wartezeiten ständig länger wurden, die Flüchtlingsunterkünfte überfüllt waren und die Unterbringung in angemieteten Lokalen stattfand, häufig zweitklassigen Hotels und Jugendherbergen. Dort saßen Menschen mit grauenvollen Erlebnissen im Gepäck jahrelang und konnten verschimmeln. Sara begriff nicht, wie man erwarten konnte, letztere jemals zu mündigen Staatsbürgern erklären

zu können – noch begriff sie, wie es kam, daß es trotz allem so vielen tatsächlich gelang.

Sie hatte versucht, sich durch Lesen schlau zu machen. Keiner konnte der Frage mehr ausweichen. Die staatliche Einwanderungsbehörde sollte am 1. Juli dieses Jahres auf den Namen Migrationsbehörde umgetauft werden. Dem lag der Gedanke zugrunde, eine umfassende Sicht auf die Migration zu schaffen, die Wanderungsbewegungen und die Flüchtlingspolitik, die Einwanderungspolitik, die Integrationspolitik und die Rückführungspolitik in die Migrationspolitik einzubeziehen. Die Rückführungspolitik war eine Neuschöpfung der letzten Zeit. Der Gedanke an provisorische Flüchtlinge war erst in den letzten Jahren aktuell geworden, vor allem im Zusammenhang mit den Kriegen in Jugoslawien. Die Menschen durften ganz einfach eine Weile bleiben, bis es für sie sicher war zurückzukehren, und wenn man zurückging, bekam man einen kleinen Unterstützungsbetrag mit auf den Weg als Dank dafür, daß man nicht zu der Belastung wurde, zu der man geworden wäre, wenn man geblieben wäre. Auf diese Weise verlieh man dem Phänomen eine Aura von Freiwilligkeit. Was eine reine Lüge war.

Das Wesentliche des neuen Migrationsbegriffs war jedenfalls – wenn Sara die Sache richtig verstanden hatte –, daß Rückkehr ein ebenso wesentliches Phänomen wurde wie Integration. Daran konnte eine ganze Menge über die Werte der gegenwärtigen Gesellschaft abgelesen werden. Fand sie.

Der alte Volvo war in Slagsta angekommen, das wie ein kleines künstliches Idyll vor schweren Namen wie Fittja, Alby, Norsborg und Hallunda an den Mälaren gepreßt dalag. Dort war auf jeden Fall das unglaublich häßliche Norrboda-Motel, ein langgestreckter viergeschossiger Bau in reinster Siebzigerjahre-architektur. Die beiden Kriminalinspektorinnen standen eine Weile da und waren sprachlos. Beide verlangten gleichzeitig nach einem unmittelbaren Einblick in das Hirn des Architekten. Und wahrscheinlich war es genau das, was sie bekamen, als sie

die gleichförmigen Flure mit der widerwärtig uringelben Auslegeware und der passenden vergilbten, für öffentliche Institutionen vorgesehenen Wand- und Deckenverkleidung betraten. Dies war also das Bild, das den neuen Schweden von ihrer eventuellen neuen Heimat vermittelt werden sollte.

Wahrscheinlich war es ein wirksames Moment der Rückführungspolitik. Sie fanden das Büro des Vorstehers hinter der menschenleeren Rezeption; ein Motelzimmer wie alle anderen. Jörgen Nilsson kam ihnen mit nervöser Herzlichkeit entgegen. Sara meinte, den Typ sehr gut zu kennen. Achtundsechziger-Idealist, der die Gesellschaft von Grund auf verändern wollte, sich aber in einen gefängniswärterartigen Bürokraten verwandelt sah. Diese vollbartverdeckte Grimasse von Bitterkeit ...

Nein, das war ungerecht. Er hatte bestimmt sein Bestes getan.

Sie setzten sich auf die ihnen angebotenen Stühle in dem total anonymen Büro.

Nilsson setzte sich auf die Schreibtischkante und begann mit der Energie dessen, der sich rechtfertigt: »Vier Zimmer sind leer. In jedem wohnten zwei Frauen. Acht verschwundene Asylantinnen.«

»Was heißt ›verschwundene‹?« fragte Sara Svenhagen unschuldig.

»Daß sie sich heute morgen hätten melden sollen«, sagte Jörgen Nilsson und betrachtete sie verwundert, »es aber unterließen. Ich ging in ihre Zimmer – sie liegen nebeneinander – und stellte fest, daß sie fort waren.«

Kerstin Holm fühlte sich bemüßigt zu erklären. »Wir sind von der Reichskriminalpolizei«, sagte sie. »Wir beschäftigen uns normalerweise nicht mit Flüchtlingsangelegenheiten.«

»Reichskriminalpolizei?« stieß Jörgen Nilsson hervor und erlebte merklich. »Es handelt sich doch nur um ein paar ... Frauen, die untergetaucht sind. Das passiert doch jeden Tag irgendwo in Schweden.«

»Aber hier ist es ein bißchen zu viel und ein bißchen zu oft passiert, nicht wahr?«

»Ich bin von jedem Verdacht reingewaschen. Es waren verbitterte abgelehnte Flüchtlinge, die mich angezeigt haben. Vollkommen grundlos. Und das wissen Sie genau.«

Sara Svenhagen wand sich ein bißchen und sagte dann:

»Was wollten Sie eigentlich sagen statt ›Frauen‹?«

Jörgen Nilsson starrte sie entgeistert an. »Was?« stieß er hervor. »Haben Sie nichts Besseres zu tun, verdammt?«

»Sie wollten etwas anderes sagen als ›Frauen‹. Sie machten eine Pause, als würden Sie ein Wort verschlucken, das ein bißchen unbedacht gewesen wäre. Was war das für ein Wort?«

Im Augenwinkel nahm sie einen anerkennenden Blick von Kerstin wahr. Das wärmte.

»Ich begreife nicht, wovon Sie reden«, sagte Nilsson, erhob sich von der Schreibtischkante und begann, auf den wenigen Quadratmetern hin und her zu gehen. Es sah ein wenig unnatürlich aus.

Kerstin Holm legte eine Prise nach. Dann zog sie einen Zettel aus der Tasche und faltete ihn mit maliziöser Langsamkeit auseinander. Schließlich las sie: »Im September vorigen Jahres sind Sie hier eingezogen. Im Oktober wurde hier eine russisch-litauische Zigarettenschmugglerbande ausgehoben. Im Dezember waren es illegale Coca-Cola-Transporte aus der Türkei. Im Februar wurden ein paar Gambier mit großen Mengen Heroin in ihrem Zimmer angetroffen. Und im März gab es Anklagen wegen Prostitution. Ich nehme an, Sie haben das Wort ›Huren‹ verschluckt?«

Jörgen Nilsson ging weiter in dem kleinen Zimmer auf und ab. Trotz seines exaltierten Zustands schien er ganz darauf konzentriert zu sein, Vorteile und Nachteile gegeneinander abzuwägen. Dann kam er zu einem Entschluß, hielt inne und kehrte an die

Schreibtischkante zurück. »Ja«, sagte er und fixierte Kerstin Holm. »Sie müssen verstehen, wie schwierig es ist, das zu entscheiden. Die Asylsuchenden sitzen monatelang eingesperrt, oft jahrelang. Natürlich müssen sie in dieser Zeit ein Sexualeben haben können. Es ist von Anfang an ein Pulverfaß, und irgendwie ihr Sexualeben einzuschränken hieße, das Streichholz an die Lunte zu legen. Aber manchmal ufert die Anzahl der Partner ein bißchen aus. Um es mal so zu sagen. Sie anzuzeigen würde bedeuten, sie auf der Stelle auszuweisen. Ich versuche tolerant zu sein. Und ja: Ich habe dann und wann ein bißchen viel weggeguckt. Das war meine Form von zivilem Ungehorsam. Ich will verdammt noch mal kein KZ-Wächter sein.«

»Und auf Sie haben wir es auch gar nicht abgesehen«, sagte Kerstin Holm und fühlte eine plötzliche Sympathie für den frustrierten Mann. »Wir befürchten, daß den Frauen etwas zugestoßen ist. Warum sollten sie untertauchen, wenn sie hier – mit Ihrem Segen – ihr Gewerbe relativ ungestört betreiben konnten? Es sind ja kostenlose Räume.«

»Aber es ist denkbar, daß sie in irgendeiner Form doch Miete bezahlen«, sagte Sara Svenhagen und sah Kerstin Holm an, die eine kleine Mißfallensmiene machte. Obwohl deutlich war, daß ihr Mißfallen dem Gedanken galt, nicht der Frage.

Jörgen Nilssons Ausbruch ging ein kurzes Flackern seines Blicks voraus. Dann kam es: »Sitze ich hier auf der Anklagebank? Sagen Sie mir ganz einfach, was Sie hier wollen. Wollen Sie mir allen Ernstes sexuelle Ausbeutung von Asylsuchenden vorwerfen? Nur heraus mit der Sprache! Glauben Sie, ich hätte acht Frauen ermordet und zerstückelt und aufgegessen, oder was glauben Sie?«

Sara spürte, daß sie vielleicht – doch nur vielleicht – einen Schritt zu weit gegangen war. Sie hatte aus eigenem Antrieb und ohne sich vorzusehen die Rolle des ›bad cop‹ angenommen. Irgendwie ganz von selbst.

»Wir sind, wie gesagt, nicht Ihretwegen hier«, sagte sie verbindlich. »Aber es ist wichtig, daß Sie nicht schludern, wenn Sie nachdenken. Denn jetzt sollen Sie nachdenken. Ist in den letzten Tagen überhaupt etwas Ungewöhnliches vorgekommen? Was ist gestern abend passiert, heute nacht, heute früh? Welche Nachbarn können etwas gesehen haben? Wer weiß von dem Bordellbetrieb? Welche Kunden kennen Sie? Gibt es einen Zuhälter?«

Kerstin wartete, bis Sara fertig war. Dann stand sie auf, schob Jörgen Nilsson Block und Kugelschreiber hin und sagte: »Die Zimmerschlüssel, bitte. Wir sehen uns die Zimmer an, während Sie die Antworten auf die Fragen meiner Kollegin zusammenstellen. Und uns jede mögliche Information über die vermißten Frauen geben.«

Die Schlüssel wurden ihr in die Hand gelegt, und als sie das Büro des Vorstehers verließen, konnten sie deutlich hören, wie der Kugelschreiber übers Papier scharfte, hektisch, wie bei einem Menschen, dem das Messer an der Kehle sitzt.

Die beiden Polizeibeamtinnen wanderten mit unbewegten Gesichtern den Korridor entlang – bis sie um die Ecke bogen und zur Treppe gelangten. Da fingen sie an zu kichern wie die Schulmädchen. Es ging vorüber.

Als sie die Treppe hinaufstiegen, sagte Kerstin Holm barsch: »Es ist wichtig, daß Sie nicht schludern, wenn Sie nachdenken.«

»Es kam mir einfach so in den Sinn«, sagte Sara ein wenig selbstzufrieden und strich mit der Hand durch ihr blondes Stoppelhaar. »Was für einen Grund sollte er haben, zu verschweigen, daß in der Flüchtlingsunterkunft Prostitution betrieben wird?«

»Gerade als ich angefangen hatte, ihn zu mögen. Ich habe ihm das wirklich abgenommen mit dem zivilen Ungehorsam. Ich alte Tante, bin naiver als du. Ein schrecklicher Gedanke.«

»Sag so etwas nicht. Die ganze Scheiße, die ich gesehen habe, als ich mit den Pädophilen gearbeitet habe ... Kein Grund, darauf neidisch zu sein. Und eine alte Tante bist du nicht.«

»Doch«, sagte Kerstin mit Grabesstimme.

Sie kamen zu den Zimmern, vier Zimmer nebeneinander in einem anscheinend endlosen Korridor im zweiten Obergeschoß. Zimmer 224, 225, 226 und 227. Nach einigem Hin und Her mit den Schlüsseln traten sie in das erste Zimmer ein, 224. Zwei ungemachte Betten an den Längswänden, ein leerer Schreibtisch, weit offenstehende leere Kleiderschränke, grauenhafte Leuchtröhren an der Decke, und überall die pißgelbe Auslege-ware und die vergilbte Textiltapete. Eindeutig hatte die Atmosphäre nicht zum Service des Bordells gezählt. Hier war purer Sex verkauft worden, und nichts anderes. Sogar die Leselampen waren Leuchtstoffröhren.

Sie blieben einen Augenblick stehen und überlegten.

»Was sagt die Intuition?« fragte Kerstin ebenso sich selbst wie Sara. »Lohnt es sich, die Spurensicherung zu rufen? Sind diese Frauen nur abgehauen? Oder ist ihnen etwas passiert? Sara?«

»Fingerabdrücke, Sperma ...«, dachte Sara laut. »Ja, du ... sehen wir uns erst die anderen Zimmer an?«

Die anderen Zimmer waren merkwürdig identisch. Tatsächlich waren sie kaum voneinander zu unterscheiden. Es war wie ein klassischer Alptraum: Welche Tür man auch öffnete, man gelangte in ein und dasselbe Zimmer.

Sie wußten, daß es einer großen Zahl langer Verhöre bedurfte, um überhaupt eine Ahnung zu bekommen, was geschehen war. Und dann würde es für die Techniker zu spät sein. Sie mußten ihrer Intuition folgen. Die Atmosphäre der Zimmer einatmen. Versuchen, eine kleine Spur dessen einzufangen, was hier geschehen war.

Sie dachten an das Dekret von höherem Ort – will heißen, von ihrem Abteilungschef bei der Reichspolizeibehörde, Waldemar

Mörner –, das dem Personal auferlegte, die Dienste des Staatlichen Kriminaltechnischen Laboratoriums so wenig wie irgend möglich in Anspruch zu nehmen, weil deren Preise, Zitat, »nicht nur gesalzen, sondern total überteuert« waren.

So standen sie noch eine Weile und sogen die Atmosphäre auf. Dann nickten sie, beide gleichzeitig.

»Tja«, sagte Kerstin Holm. »Richtig normal ist das nicht.«

»Nein«, sagte Sara Svenhagen. »Richtig normal ist es nicht.«

Also wurde die Spurensicherung hinzugerufen. Das war gar nicht so einfach. Sie waren anderweitig beschäftigt.

»Skansen?« rief Kerstin in ihr Handy. »Was zum Teufel machen sie denn da? Vielfraßkacke?? Jaja, die haben wohl ihren Ellroy gelesen ...«

Sie knipste das Gespräch mit ihrem Chef, Kriminalkommissar Jan-Olov Hultin, aus und schüttelte den Kopf. Es tat immer noch ein bißchen weh, wenn sie den Kopf schüttelte. Vor einem knappen Jahr hatte sie einen Streifschuß abbekommen, so daß ihre Schädeldecke an der linken Schläfe nur noch hauchdünn war. Das Haar weigerte sich, dort zu wachsen. Sie befangerte unmerklich die kahle Stelle, die das zerzauste schwarze Haar nur mit einer gewissen Mühe zu überdecken vermochte.

»Frag nicht«, war alles, was sie sagte, als sie die Türen wieder abschlossen und die Treppe hinuntergingen.

Als sie ins Büro des Heimleiters eintraten, hatte Jörgen Nilsson schon an die zehn A4-Bogen beschrieben. Sie wechselten einen Blick und stöhnten.

Es würde ein langer Nachmittag werden.

6

Kriminalkommissar Jan-Olov Hultin saß in einem Stau und versuchte auszurechnen, einen wie großen Teil seines Lebens er schon in Staus gesteckt hatte. Als die Zahlen in astronomische Höhen zu steigen begannen, stellte er die Tätigkeit ein.

Allem Anschein nach hatte er mehr als ein Jahr in Staus verbracht. Der Gedanke war unerträglich. Er war dreiundsechzig Jahre alt, und von diesen dreiundsechzig Jahren hatte er mehr als eins in Autoschlangen festgesessen. Das war wohl, was man als Fortschritt bezeichnete.

Bei Norrviken in Sollentuna bog er auf die E4 ab, denn er wohnte auf einem äußerst begehrten Strandgrundstück am See Ravalen. Immer wieder tauchten schwer kriminelle Immobilienmakler auf und versuchten, das Grundstück zu einem Spottpreis zu kaufen. Den letzten hatte er mit einer spitz geschliffenen Harke davongejagt. Der schwer kriminelle Immobilienmakler hatte sich in die Hosen gemacht und mit tränenerstickter Stimme geschrien: »Harkenmörder!« Danach hatte Jan-Olov Hultin den ganzen Tag bereut. Es war noch kein Jahr her, daß er einen Menschen getötet hatte. In einem Hotelzimmer in Skövde. Außerdem hatte er einem unbewaffneten Mann seine Dienstpistole in den Mund gedrückt, und es hatte nicht viel gefehlt, daß er auch ihn erschossen hätte. Arto Söderstedt hatte ihn gehindert. Das war eine Schuld, die er wohl kaum würde zurückzahlen können. Ihm ohne Umstände zwei Monate Dienstbefreiung zu bewilligen war eine Selbstverständlichkeit gewesen – obgleich es gegen alle Regeln und Vorschriften verstieß.

Es geschah oft – viel zu oft –, daß Hultin sich wieder in jenem Hotelzimmer in Skövde befand. Natürlich konnte man es einen Traum nennen. Vermutlich war es ein Traum. Aber es kam ihm

nicht so vor. Er war wirklich da. Es war sehr seltsam. Der gesamte Ablauf des Geschehens, bis ins letzte Detail, wiederholte sich, und am sonderbarsten war, daß er die ganze Zeit genau wußte, was geschehen würde. Dennoch konnte er nichts daran ändern. Er war gezwungen, Nacht auf Nacht – im vollen Bewußtsein dessen, was geschehen würde – den ganzen Verlauf durchzugehen. Paul Hjelm erschöß einen Schurken und wurde in den Arm geschossen, Kerstin Holm wurde am Kopf getroffen. Und Jan-Olov Hultin tötete einen Menschen und drückte einem anderen die Pistole in den Mund.

Es war nicht so einfach, einen Menschen zu töten.

Die Ereignisse in Skövde standen im Zusammenhang mit einer seltsamen, komplizierten und aufsehenerregenden Verbrechensserie im vergangenen Sommer. Die Medien hatten die früheren Fälle der A-Gruppe stets leicht zusammenfassen können, ›die Machtmorde‹, ›der Kentuckymörder‹, doch der dritte Fall war schwieriger, und zum Glück hatte die Presse nicht alle Wendungen, die der Fall genommen hatte, aufgeschnappt. Es kam zu einem Flickenteppich von eigentümlichen Bezeichnungen – ›die Kumla-Explosion‹, ›die Sickla-Schlacht‹, ›die Schießerei von Skövde‹, ›der Hornstull-Coup‹ –, und nicht einmal der wachste Leser vermochte die einzelnen Vorfälle zu einem Ganzen zusammenzufügen.

Denn ein Ganzes gab es. Und es war nicht schön.

Es war für alle ziemlich mühevoll gewesen, wieder in Gang zu kommen. Hultin selbst war als Operativer Chef der A-Gruppe zurückgekehrt aus seiner unfreiwilligen Pensionierung. Letztere würde er Waldemar Mörner, dem formalen Chef der Gruppe, nie verzeihen.

Es kam vor, daß die Staus schon anfangen, wenn er in Norrviken auf die E4 einbog. Das waren ärgerliche Vormittage. An diesem frühen Maimorgen dauerte es zum Glück bis Ulriksdal, bevor die Staufalle zuschnappte. Es regnete in

Strömen, und er saß in einem absolut stillstehenden Stau und war sauer.

Nicht zuletzt deshalb, weil er sich in die Hose machte.

Das tat er anderseits ständig. Zu diesem Zweck trug er spezialgefertigte Windeln. Er litt an chronischer Inkontinenz, und was blieb ihm übrig, als in den sauren Apfel zu beißen. Aufgeben und sich krankheitsbedingt pensionieren lassen oder sich den Deubel darum scheren. Es ignorieren. Er wählte letzteres.

Doch je mehr er darüber nachdachte, desto klarer wurde ihm der Zusammenhang zwischen der Krankheit und diesen aufflammenden Zornesausbrüchen, die bis vor einem Jahr lediglich zu einigen bei Kopfstößen aufgeplatzten Augenbrauen geführt hatten, danach jedoch eskaliert waren und ihren Höhepunkt in Skövde erreicht hatten. Während des letzten Jahres allerdings war es ihm gelungen, sich – mit Ausnahme des Harkenmördervorfalles – an sein Prinzip ›leben und leben lassen‹ zu halten. Selbst beim Unkraut im Garten, das gedieh wie nie zuvor.

Der letzte Fall hätte sehr wohl zur Folge haben können, daß mehrere seiner Mitarbeiter abgesprungen wären; es war ein unerhört aufreibender Fall gewesen. Doch glücklicherweise waren alle noch da, und alle lebendig.

Ihm kam der Gedanke, daß er sie immer mehr als seine Kinder ansah. Er wußte, daß das ein Fehler war. Ausgerechnet er, der mehr als irgend jemand sonst in der Lage war, Arbeit und Privatleben zu trennen, fand, daß er auf seine alten Tage sentimental geworden war. Sie hatten so vieles gemeinsam erlebt und waren wie keine andere Gruppe, mit der er zuvor gearbeitet hatte, zusammengeschweißt worden.

Wenn der Teufel in die Jahre kommt, wird er religiös.

In einem kurzen Augenblick rückhaltloser Aufrichtigkeit stellte er fest, daß Paul Hjelm und Kerstin Holm, Jorge Chavez und Arto Söderstedt, Viggo Norlander und Gunnar Nyberg und selbst die neu dazugekommene Sara Svenhagen, des brüsen

Brynolfs holde Tochter, ihm näherstanden als seine eigenen Söhne, die beide Junggesellen und großartige Geschäftsleute waren und höchstens Weihnachten zu Besuch kamen, aber dann nur ständig auf die Uhr schauten und die ganze Zeit mit ihren Handys telefonierten.

Jan-Olov Hultin versank in einer trüben Pfütze von gemischten Gefühlen. Jetzt reichte es aber mit der Gefühlsduselei. Und da war er schon beim Polizeipräsidium. Wohin die Zeit verschwunden war, würde er, so souverän er als Detektiv auch sein mochte, nie ergründen können. Diese Lücken in der Zeit gehörten zu den großen Rätseln des Lebens.

Wagen wurde geparkt. Kriminalkommissar schritt durch Polizeipräsidium. Kriminalkommissar erreichte Zimmer. Tasche wurde an Schreibtisch gestellt. Armbanduhr konsultiert. Toilette besucht. Windel gewechselt. Staubkorn aus linkem Auge entfernt. Korridor betreten. Tür geöffnet. Kampfleitzentrale leer. Stopp.

Die Welt nahm zwischendurch Telegrammstil an, wenn alles Routine wurde. Aber hier war stopp. Stopp. Wo befand sich sein Team? Warum war der triste Sitzungsraum, der – nicht ganz ohne Ironie – unter dem Namen »Kampfleitzentrale« fungierte, völlig leer?

Kriminalkommissar Jan-Olov Hultin befragte erneut seine Armbanduhr. Es war drei Minuten nach halb neun. Um halb neun sollte die morgendliche Lagebesprechung anfangen. Selbst wenn die A-Gruppe kein Paradebeispiel für Pünktlichkeit war, sollte doch irgendeiner zur Stelle sein.

Resoluten Schritts begab sich Hultin an sein Katheder, wo er wie ein Oberstufenlehrer, der sich weigert, in Pension zu gehen, zu thronen pflegte. Er griff zum Telefon und wählte die Zeitanzeige. Mit ihrer menschlichen, allzu menschlichen Stimme sagte sie: »Acht Uhr, sechzehn Minuten und zehn Sekunden. Piep.«

Allerdings sagte sie vermutlich nicht »piep«.

Jetzt begann Jan-Olov Hultin über schwarze Löcher im Raum-Zeit-Kontinuum, gravitationelle Zeitdilatation und vergleichbare Phänomene nachzugrübeln. Hatte er sich, während seines Bads in der trüben Pfütze der gemischten Gefühle, in einer anderen, parallelen Zeit bewegt? Vierzig Jahre lang war seine Armbanduhr der Schweizer Qualitätsmarke Patek Philippe nie mehr als ein paar Sekunden vor- oder nachgegangen. Plötzlich ging sie eine Viertelstunde vor. Und dies genau in der Zeit, die verschwunden zu sein schien. Ihn fröstelte, und er ließ seinen Gedanken freien Lauf. Es ist bekannt, daß die Zeit innerhalb eines Gravitationsfelds langsamer geht als außerhalb. Je schwächer die Gravitation, desto schneller die Zeit. Eine Uhr auf dem Mount Everest geht schneller als eine Uhr im Marianengraben. Und was bei sehr hohen Geschwindigkeiten mit der Zeit geschieht, hat schon Einstein in der Relativitätstheorie gezeigt – und ganz so schnell hatte sich die Autoschlange wohl kaum durch Stockholm bewegt. Aber wenn es nun umgekehrt wäre. Wenn nun die Schlange so naturwidrig langsam war, daß sie für einen Augenblick die Schwerkraft aufhob und die Zeit dazu brachte, schneller zu gehen. Wenn es nun Gott war, der gesagt hatte: ›So, meine Kinder, jetzt reicht es mit euren Dummheiten. Ihr setzt euch allein in eure Autos, die Kohlendioxyd ausspucken, das die Welt verpestet. Außerdem bewegt ihr euch kaum noch vom Fleck. Ich muß euch ein Zeichen geben, auf daß ihr aufhört, euch wie die Idioten aufzuführen und zumindest Fahrtgemeinschaften bildet. Mindestens drei in jedem Wagen, und ihr dürft die Bus- und Taxispur benutzen.‹ So sprach der Mächtige zu dem nicht ganz so Mächtigen, der jetzt aufblickte und sechs mehr oder weniger aufmerksame Augenpaare auf sich gerichtet sah. Er schaute auf die Uhr. Sie zeigte drei Minuten nach halb neun. Und der Sekundenzeiger bewegte sich genau wie sonst.

Einen Moment lang zweifelte Jan-Olov Hultin. Er sah ein, daß er an einem Scheideweg stand. Es war eine Parallele zur

Inkontinenz. Er hätte darin versinken können. Er hätte sein Leben der Suche nach Erklärungen dafür widmen können, daß ausgerechnet er von diesem boshaften, höhnischen, ununterbrochen peinlichen Zustand betroffen war. Doch er hatte eingesehen, daß er niemals eine Erklärung finden würde. Er hatte eingesehen, daß er in einen endlosen Abwärtssog von trostlosen Grübeleien geraten würde, der aller Wahrscheinlichkeit nach in einer Sucht oder mit Selbstmord enden würde. Er hatte das unergründliche Spiel des Schicksals akzeptiert, sich die Windel eingelegt und sein Leben weitergeführt.

Und jetzt? Hatte er ein echtes mystisches Erlebnis gehabt? Eine moderne Variante von Meister Eckhart oder Franz von Assisi? Oder war es einfach nur seine Armbanduhr, die angefangen hatte zu spinnen?

Was war mit der Zeit geschehen?

Er faßte einen Beschluß. Er würde die Uhr zur Reparatur geben. Und wenn es noch einmal passierte, würde er sich einer Computertomographie unterziehen und nachsehen lassen, ob ein Schlaganfall sich anbahnte.

Denn Gottes Stimme hatte so sonderbar nach seiner eigenen geklungen.

Er blickte über die versammelte A-Gruppe, räusperte sich, blätterte den Papierstapel auf dem Katheder durch und sagte mit höchst alltäglicher Stimme:

»Na dann, meine Freunde: Das Tagewerk ruft.«

Er betrachtete sie verstohlen durch seine Eulenbrille, um zu sehen, ob sie etwas merkten. Sie sahen aus wie gewöhnlich. Es gab keinerlei Anzeichen dafür, daß einer da unten etwas Ungewöhnliches bemerkt hatte. Er atmete aus und fuhr fort:

»Gestern hatten wir bekanntlich zum erstenmal seit langem wieder einige ungewöhnliche Vorkommnisse. Keiner von euch hat gezögert, die Spurensicherung kräftig einzuspannen, und die Rechnung wird dafür sorgen, daß sich Mörner der Magen

umdreht. Aber natürlich habt ihr richtig gehandelt. Dies bedeutet also, daß wir drei Fälle in Arbeit haben, weil Viggo und Gunnar die ganze Vorortzugschlacht übernommen haben. Kommen wir da irgendwie weiter, Gunnar?«

Bevor Jan-Olov Hultin den Blick auf Gunnar richtete, ließ er ihn über seine Armbanduhr gleiten. Sie zeigte fünf nach halb. Die Zeit schien wieder an ihrem Platz zu sein.

Der darauf folgende Anblick von Gunnar Nybergs Gesicht war fast ebenso schockierend wie üblich. Doch nur fast. Inzwischen hatte sich Hultin wider alle Erwartungen tatsächlich daran gewöhnt, daß Schwedens größter Polizist abgedankt hatte. Von den hundertsechszehn Kilo waren nur noch gut hundert übrig. Gunnar Nyberg hatte das Unmögliche wahr gemacht: Er hatte abgenommen. Und da der ehemalige Mister Sweden selten etwas halb tat, hatte er ordentlich abgenommen. Vierzig Kilo runter. Und das mit Hilfe des gesamten Registers: Gesundheitskost, Jogging, Schwimmen, sogar mit Akupunktur und Fußzonentherapie. Es war höchst imponierend.

Nyberg hatte mit aller wünschenswerten Deutlichkeit eingesehen, daß jeder Mensch auf der weiten Welt sein alles andere überschattendes Motiv durchschaut hatte; sie halfen ihm sogar auf die Sprünge. Doch noch hatte er kein richtiges Glück gehabt.

Er brauchte eine Frau.

Ja, doch, mehrere Kollegen aus der A-Gruppe hatten ihn mit weiblichen ›singles‹ aus ihrem Bekanntenkreis zusammengebracht. Er hatte mehrere ›dates‹ gehabt und begann all der angloamerikanischen Ausdrücke überdrüssig zu werden, die die Treffen mit dem anderen Geschlecht umgaben. Dagegen war er des anderen Geschlechts nicht im geringsten überdrüssig. Im Gegenteil. Ein zwei Jahrzehnte währendes selbstauferlegtes Zölibat war abgebrochen worden; Gunnar Nyberg mußte sich nicht mehr selbst kasteien wie ein mittelalterlicher Mönch. Er hatte sich mit seinen Kindern versöhnt und sogar mit seiner

Exfrau, die er bei den dopingbedingten Ausrastern während seiner Bodybuilderzeit aufs gräßlichste mißhandelt hatte. Er traf regelmäßig seinen Enkel Benny in Östhammar, der inzwischen fast drei Jahre alt war und außerdem bald eine Schwester bekommen sollte, wie der Ultraschalltest unabsichtlich enthüllt hatte.

Leider mußte er zugeben, daß die Dame, die die zweifelhafte Ehre hatte, ihn vom Zölibat zu befreien, keine Erinnerung bei ihm hinterlassen hatte. Nicht genug damit, daß ihm ihr Name entfallen war, er wußte auch nicht mehr, wie sie aussah. Er war so nervös gewesen, daß er die Wände hochging in seiner alten Jungesellenwohnung bei der Nacka Kyrka, wo er im Kirchenchor den tiefsten Baß sang. Was er noch wußte, war, daß Viggo Norlander das Ganze angezettelt hatte. Es war bestimmt eine Kollegin von Viggos neuer Lebensgefährtin Astrid vom Reichsarchiv, eine Dame in den Vierzigern. Sie wollten sich bei ihm zu Hause treffen, um zum Krug im Nacka-Zentrum zu gehen, so weit erinnerte er sich, doch dann ließ ihn seine Erinnerung im Stich. Er glaubte nicht, daß sie überhaupt in den Krug kamen. Statt dessen hatte er eine vage Vorstellung von überraschend unmittelbaren sexuellen Aktivitäten. Weiter erstreckte seine Erinnerung sich nicht. Sie hatten sich nie mehr getroffen, und sein einzig bleibender Eindruck war Viggo Norlanders Bemerkung ein paar Tage später, mit einem vielsagenden Lächeln hingeworfen: »Sie ist immer noch bettlägerig, du Schurke.«

Wahrscheinlich war dies als Lob gemeint und nicht als Tadel, doch Gunnar Nyberg hatte keine Ahnung. Sicherheitshalber traf er sie nie mehr. Dagegen traf er andere Frauen, und je schlanker er wurde, desto sicherer fühlte er sich, und zum gegenwärtigen Zeitpunkt empfand er nur frohe Erwartung angesichts der Freuden, die das andere Geschlecht zu bieten hatte. Er war bereit für etwas Festeres.

Er räusperte sich und sagte: »Ihr kennt ja die Einzelheiten der sogenannten Vorortzugschlacht. Der Nachtpendelzug von

Kungsängen. Drei Profisprayer führen eine Totalrenovierung in einem Wagen durch, in dem eine Gang von Alkis sitzt. Fünf Vollblutalkoholiker um die Vierzig sind moralisch entrüstet über diesen Vandalismus und gehen auf die Sprayer los, sämtlich gut durchtrainierte junge Burschen von Anfang Zwanzig. Es gibt eine gewaltige Schlägerei. Zwei Alkis tragen Gehirnverletzungen davon, ein Sprayer stirbt, alle sind mehr oder weniger schwer verletzt. Als der Wagen in Karlberg eintrifft, steigt ein Pensionär mit einem Schoßhund in ein Blutbad ein. Es ist tatsächlich genauso langweilig, wie es sich anhört, rein polizeilich betrachtet. Ich hoffe, daß die neuen Ereignisse stimulierender sind. Viggo und ich haben also nichts Neues zu bieten. Alle Beteiligten sind festgenommen und angeklagt. Außer dem Pensionär, der einen Herzinfarkt bekam. Er ist endlich außer Lebensgefahr.«

Hultin warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Alles schien okay. Er nickte und dankte Nyberg. »Na, dann«, sagte er. »Die Vorortzugschlacht können wir dann wohl als abgeschlossen betrachten. Zeit für bestialische Marder.«

Jorge Chavez blickte aus diversen Papieren auf und warf einen Blick zu Paul Hjelm hinüber, der mit einer Geste andeutete, daß er aufs Wort verzichtete.

»Ja«, sagte Chavez. »Kennt ihr den Vielfraß?«

Niemand kannte offenbar den Vielfraß.

»Wie der Name schon sagt, ein großer Fresser. Ein Tier von maßloser Gier. Im Sommer ernährt es sich von Kleintieren, aber im Winter verschlingt es gern das eine oder andere Rentier. Vorgestern abend hatten vier Vielfraße in Skansen offenbar Wintergefühle, denn diese Wesen, die weniger als dreißig Kilo das Stück wiegen, haben da einen Mann mit Haut und Haaren verschlungen. Ganz buchstäblich. Übriggeblieben sind eine Menge Fasern von einem hellrosa Anzug, Segmente eines Wadenbeins und ein Doppelknoten an einem acht Millimeter

dicken rot-lila gestreiften Polypropenseil, ein rechter Zeigefinger sowie dies hier.«

Er hielt eine ziemlich mitgenommene Spielkarte in die Höhe.

Es war die Pikdame.

»An der Pikdame finden sich Reste der wahrscheinlichen Ursache für die Gier der Vielfraße. Kokain. Analysen von Fleisch- und Blutresten zeigen dasselbe: Unser Opfer hat kurz vor seinem Tod ansehnliche Mengen Kokain konsumiert. Weil die Droge sich im Blut befand, steigerte sie die Gier der Vielfraße. Wir wissen ja, daß die schlimmsten Grausamkeiten zum Beispiel im Krieg unter Drogeneinfluß begangen werden. Offensichtlich unterscheidet sich die Tierwelt in dieser Hinsicht nicht besonders von der Menschenwelt. Die Vielfraße wurden von dem Kokain ganz einfach wahnsinnig und brachten es fertig, so gut wie das gesamte Skelett zu vertilgen, den Schädel inbegriffen. Er ist auf jeden Fall nicht gefunden worden. Dagegen haben die Mannen meines Schwiegervaters es geschafft, nicht nur eine DNA-Analyse, sondern auch einen durchaus brauchbaren Fingerabdruck zu produzieren. Keins von beiden findet sich jedoch in schwedischen Registern, deshalb haben wir sie weitergeschickt an Interpol und Europol. Die Fingerabdrücke des Opfers finden sich auch nicht an dem Eisengitter um das Gehege der Vielfraße. Keiner von den dort vorgefundenen Fingerabdrücken findet sich übrigens im Kriminalregister. Der Finger, der ziemlich zerschnitten war, wies Erdsuren auf, die von einem Erdhaufen in der südlichen Ecke des Vielfraßgeheges stammen, wo es zu den Zuschauerplätzen am steilsten ist. An einer besonderen Stelle an diesem Erdhaufen wurden Blut- und Hautreste des Opfers gefunden, und zwar in fünf Buchstaben, die er allem Anschein nach mit dem Finger in die Erde schreiben konnte. Das Wort, wenn es sich um ein Wort handelt, kann man als »Epivu« lesen. Das E ist eine Versalie, der Rest sind kleine Buchstaben. Kann einer von euch damit etwas anfangen?«

Keiner reagierte.

»Nein«, sagte Chavez. »Wir auch nicht. Fehlanzeige auch im Internet, kann ich euch verraten. Kein einziger Treffer.«

»Soweit das Vielfraßgehege«, fuhr Paul Hjelm fort. »Das Seil ums Bein führte dazu, daß wir vorschnell vermuteten, er sei dorthin gebracht worden, möglicherweise bewußtlos oder bereits tot. Eigentlich dauerte es viel zu lange, bis ich reagiert habe. Ich kam aus dem Astrid-Lindgren-Krankenhaus, wo ich ein kleines Mädchen besucht hatte, das von einem unbekannten Täter kurz nach zehn Uhr vorgestern abend angeschossen worden war. In Djurgården, nicht weit entfernt von der östlichen Seite von Skansen. Wenn man die Bahn der Kugel schätzt und ihr folgt, gelangt man auf Höhe des Wolfsgeheges an den Zaun von Skansen. Den wenig begeisterten Kollegen von der Spurensicherung blieb damit nichts anderes übrig, als ihren Untersuchungsbereich auf die Wolfsgrube auszuweiten. Schließlich wurden drei Dinge gefunden: das Blut unseres Opfers hoch oben am Zaun, sogar am Stacheldraht darüber, außerdem auf der Mauer, die hinüberführt zu den Zuschauerplätzen auf der anderen Seite, eine zerrissene dicke Halskette aus achtzehnkarätigem Gold sowie eine mit Schalldämpfer versehene Neun-Millimeter-Pistole der guten alten Marke Luger vom Kaliber 9.0. Das Magazin war leer. Probeschüsse haben eine perfekte Übereinstimmung mit der Kugel ergeben, die aus dem Oberarm der zehnjährigen Lisa Altbratt entfernt wurde. Sie wird übrigens keine bleibenden Schäden davontragen.«

»Zusammenfassung also«, übernahm Chavez wieder.

»Wer ist unser Mann? Er trägt einen sommerlich leichten hellrosa Anzug und eine dicke Halskette aus Gold, er zieht sich von einer Pikdame Kokain rein und ist mit einer mit Schalldämpfer versehenen Luger bewaffnet. Abdrücke des einzigen bewahrten Fingers – der rechte Zeigefinger glücklicherweise – finden sich auf allen dreien: der Halskette, der Spielkarte und der Pistole. Das ist glasklar. Wer ist er?«

»Schutzgeldeintreiber?« sagte Nyberg.

»Drogenhändler«, erwiderte Norlander.

»Pornodarsteller?« konterte Nyberg.

»Zuhälter?« platzten Holm und Svenhagen wie aus einem Munde heraus.

Die beiden Frauen sahen sich eine Weile an.

»Wir warten noch damit«, sagte Chavez selbstherrlich.

»Auf jeden Fall stinkt es förmlich nach Unterwelt. Er ist nicht in unserer Verbrecherkartei, also ist er wahrscheinlich Ausländer. Wenn er Schwede wäre, hätten die Fingerabdruckdinger wahrscheinlich Sturm geläutet.«

»Aber was ist da eigentlich abgelaufen?« fuhr Hjelm fort.

»Er wird zwischen die Bäume in Djurgården gejagt. Er schießt, aber es gibt keine Anzeichen dafür, daß er außer Lisa Altbratt jemanden trifft. Er gelangt zum Zaun und entschließt sich, hinüberzuklettern, obwohl unmittelbar neben dem Zaun ein kleiner Weg entlangführt. Worauf läßt das schließen? Verzweiflung, vielleicht panische Angst. Er zerschneidet sich am Zaun die Finger, greift hemmungslos in den Stacheldraht, bekommt die Stacheln tief in die Hände, wirft sich hinüber zu den Wölfen, die aber zum Glück satt und zufrieden gewesen zu sein scheinen.«

»Nur ein Gedanke«, sagte Kerstin Holm nachdenklich.

»Gibt es eigentlich Verfolger? Kann es nicht eine Drogenpsychose sein? Das einzige, was für ein Verbrechen spricht, ist wohl das Seil ums Bein. Kann er das nicht aus irgendeinem anderen Grund da gehabt haben, ich weiß nicht, sexuellen, als einen aufreizenden Schmuck? Vielleicht wird er nur von seinen eigenen Dämonen gejagt und stolpert in schierer Panik zu den Vielfraßen hinein?«

Einen Moment lang war es still. Chavez zog seine Papiere zu Rate. »Das Seil war durchgenagt«, sagte er leise. »Es gibt

keinen Beweis dafür, daß es um beide Beine geschlungen war. Es kann also um ein Bein gelegen haben, als Schmuck. Aber«, fügte er etwas lauter hinzu, »ist das wirklich wahrscheinlich?«

»Entscheidend ist doch, ob es überhaupt irgendwelche sonstigen Spuren gibt«, fuhr Kerstin Holm fort. »Das kann ja an verschiedenen Stellen sein, wenn ich mich nicht irre: außerhalb von Skansen, am Zaun, bei den Wölfen, an der Mauer, die von den Wölfen hinaufführt, auf dem Asphalt zwischen Wölfen und Vielfraßen und bei den Vielfraßen drinnen. Das letzte ist vielleicht weniger wahrscheinlich, aber der Rest? Wenn er den Zaun mit seinem Blut beschmiert, warum nicht seine Verfolger? Warum hinterlassen sie keine einzige Spur?«

Chavez kämpfte mit seinen Papieren. »Er hinterläßt offenbar selbst keine eindeutigen Fußabdrücke. Bei den Wölfen sind auf dem Weg zwischen Zaun und Mauer fast nur Steine. Auf dem Asphalt sind keine Spuren. Und auch nicht an dem Zaun hinunter zu den Vielfraßen.«

»Aber unten bei den Vielfraßen müssen doch seine Fußspuren sein«, sagte Holm. »Er schreibt doch in den Boden. Der muß doch porös sein. Wie sehen denn die Spuren da bei den Buchstaben aus?«

Chavez nickte – wie ein Mann nickt, der geschlampt hat.

»Ja du, Kerstin. Seine Spuren sind nicht da. Vielfraßspuren, ja, ein allgemeines Chaos, ja, vermutlich Spuren des Schmauses, aber keine Fußspuren. Wir müssen auch bedenken, daß es letzte Nacht geregnet hat.«

»Aber nicht genug, um die Buchstaben unkenntlich zu machen ...«

»Er kann straff gefesselt hineingeworfen worden sein«, sagte Paul Hjelm. »Vielleicht wird er dabei verletzt. Er schafft es nur noch, dieses Wort zu schreiben, was aus irgendeinem Grund wichtiger für ihn ist, als sich aufzurichten. Dann kommen die Vielfraße.«

»Und überhaupt keine Spuren von irgendwelchen anderen?« bohrte Kerstin Holm nach. »Nicht einmal an dem scharfkantigen Wolfszaun?«

»Nein«, sagte Chavez verbissen.

»Laßt uns trotzdem versuchen zu rekonstruieren, was bei den Wölfen passiert ist«, sagte Hjelm. »Okay, er wirft die Pistole fort, denn er hat das Magazin leer geschossen. Nicht gerade raffiniert, aber begreiflich. Blinde Wut. Aber warum zerreißt er seine teure Halskette, diese galante Penisverlängerung, und wirft sie zu den Wölfen hinein?«

»Noch ein Anzeichen für eine Drogenpsychose«, sagte Holm, und Hjelm meinte sie gut genug zu kennen, um zu merken, daß sie jetzt dazu übergegangen war, sich ein bißchen mit Jorge anzulegen, dessen Gesicht immer finsterer wurde.

Und es wurde auch nicht besser dadurch, daß Hultin schlußfolgerte: »Wir wissen also nicht einmal, ob ein Verbrechen vorliegt ...«

»Doch«, sagte Chavez, äußerst erregt. »Dies ist ein Mord. Und wenn es keiner ist, dann springe ich zu den Vielfraßen hinein, das verspreche ich euch.«

Die A-Gruppe starrte ihn an. Sie wünschten sich zwar alle einen richtigen Fall, keine neuen Vorortzugschlachten, doch niemand wünschte sich das inständiger als Jorge Chavez, das war klar.

»Das kann eine prima Sommerattraktion auf Skansen werden«, sagte Viggo Norlander und schnaubte sich die Nase. »Lasse Berghagen präsentiert zwischen den Gesangsnummern den unerschrockenen Vielfraßpolizisten.«

»Schnauze«, sagte Chavez.

»Ich dachte, das wäre mein Wort«, sagte Norlander.

»Mal ehrlich jetzt«, sagte Holm. »Dieses unbegreifliche ›Epi-vu‹ und die Tatsache, daß er das schreibt, statt seine Haut zu

retten, läßt das nicht den Schluß zu, daß er wahnsinnig ist?«

»Doch«, sagte Hjelm. »Ich glaube auch, daß er wahnsinnig ist. Er steht unter Drogen und ist wahnsinnig vor Angst. Aber ich glaube, daß seine Angst begründet ist.«

»Aber der Verfolger ist offenbar nicht zu den Wölfen hineingeklettert«, sagte Holm. »Gibt es einen anderen Weg dorthin?«

Hjelm und Chavez tauschten Blicke aus, und das war kein schöner Anblick.

»Das müssen wir uns noch genauer ansehen«, sagte Hjelm trocken.

Hultin gab sich einen Ruck, schielte heimlich zur Uhr und sagte: »Na, das hat lange gedauert. Wir haben ja noch einen Vorfall durchzugehen. Kerstin?«

Kerstin Holm wirkte ein wenig ermattet. Sie befügte die kahle Stelle an ihrer Schläfe und glaubte förmlich fühlen zu können, wie die Gedanken sich hinter dem verdünnten Schädelknochen aufzulösen begannen. »Kannst du anfangen, Sara?« fragte sie.

Sara Svenhagen, die die ganze Zeit still dagesessen hatte, sah überrascht aus. Sie verstand sich als Kerstin Holms Untergebene und hatte höchstens damit gerechnet, die eine oder andere ergänzende Bemerkung beisteuern zu können. Sie nahm einen Schluck von dem eiskalten Kaffee, verzog das Gesicht und sammelte sich: »Acht Asylbewerberinnen, die mit großer Wahrscheinlichkeit als Prostituierte gearbeitet haben, sind in der Nacht auf gestern aus dem Nebengebäude einer Flüchtlingsunterkunft, dem Norrboda Motell in Slagsta, wo sie wohnten und arbeiteten, verschwunden. Die Frauen kamen alle aus Osteuropa, drei aus der Ukraine, zwei aus Bulgarien, zwei aus Rußland und eine aus Weißrußland. In Zimmer 224 wohnten die Russinnen Natalja Vaganova und Tatjana Skoblikova, in Zimmer 225 die Ukrainerinnen Galina Stenina und Lina Kostenko, in Zimmer 226 die Ukrainerin Velentina Dontsjenkound die

Weißrussin Svetlana Petruseva und schließlich in Zimmer 227 die Bulgarinnen Stefka Dafovskaja und Marija Bagrjana. Daran werdet ihr euch bestimmt erinnern.

Wir haben den gestrigen Tag bis spät in den Abend hinein damit verbracht, mit den Zimmernachbarn zu sprechen. Offenbar war es ein ziemlich öffentliches Geheimnis, daß sie Prostituierte waren. Wir haben eine ganze Reihe Namen von Kunden und konnten uns überhaupt ein ziemlich gutes Bild davon verschaffen, wie es überhaupt möglich war, daß das Geschäft dort betrieben wurde. Der Vorsteher Jörgen Nilsson drückte nicht nur beide Augen zu, es gibt auch eine Reihe von Anzeichen dafür, daß er beteiligt war. Als Kunde. Ich kann mir nicht denken, daß er noch lange in der Branche tätig sein wird.«

Kerstin Holm hatte sich erholt und übernahm: »Zwei Fragen standen im Mittelpunkt. Wann sind die Frauen verschwunden? War ihrem Verschwinden irgend etwas vorausgegangen, eine Art Ankündigung? Mehr als darüber etwas zu erfahren konnten wir unter den gegebenen Umständen nicht erwarten. Was wir bisher herausbekommen haben, ist folgendes: In der letzten Woche waren die Frauen unruhiger als gewöhnlich; es muß etwas passiert sein, was sie nervös gemacht hat. Darin sind sich die Zimmernachbarn einig. Allem Anschein nach waren die acht Frauen den ganzen Mittwochabend anwesend. Ein Zeuge behauptet, er habe sie noch um halb drei in der Nacht auf Donnerstag in einer fremden Sprache reden hören, wahrscheinlich Russisch. Als die Frauen sich am Morgen um neun melden sollten, waren sie verschwunden. Keiner der Zimmernachbarn – und mit den meisten dürften wir inzwischen gesprochen haben – hat gesehen oder gehört, wie sie verschwanden. Alles dies unter dem Vorbehalt, daß die meisten Verhöre mit Dolmetscherhilfe geführt wurden.«

»Wir wissen also nicht einmal, ob ein Verbrechen vorliegt«, sagte Chavez rachelüstern.

Kerstin Holm betrachtete ihn amüsiert. Sara Svenhagen be-

trachtete ihn zornig. Wie eine Ehefrau, wenn ihr Mann sich kindisch benimmt.

»Nein«, sagte Sara beherrscht. »Aber wir fragen uns natürlich, ob es reiner Zufall ist, daß ein unbekannter zuhälterhafter Mann in den Tod gehetzt worden ist, und ein paar Stunden später lösen sich acht Prostituierte in einer Flüchtlingsunterkunft in Luft auf. Man kann ja ein bißchen spekulieren. War er beispielsweise ihr Zuhälter? Falls ja, ist es wahrscheinlich, daß der ganze Laden von Konkurrenten vernichtet worden ist. Dann ist es durchaus möglich, daß die acht Frauen tot sind. Und dann haben wir einen wirklichen Sexkrieg am Hals. Und Schlachten zwischen verschiedenen Zuhälterringen bedeuten in der Regel auch Drogenkrieg. Oder war es umgekehrt, ein konkurrierender Zuhälter wurde von dem Zuhälter der acht beseitigt, bevor dieser seine Mädchen nahm und mit ihnen untertauchte?«

»Also, mal langsam jetzt«, räusperte sich Hultin. »Was tust du da eigentlich, Sara? Gibt es irgendwelche konkreten Berührungspunkte zwischen den beiden Fällen, die vielleicht nicht einmal Fälle sind?«

»Nichts Konkretes«, sagte Sara etwas kleinlaut. »Nur eine Ahnung.«

»Alle diese vagen Ahnungen gehen mir allmählich auf den Geist«, artikulierte der Große Häuptling mit großer Deutlichkeit und schielte wieder auf die Uhr.

»Also dann ein wenig konkreter«, sagte Kerstin Holm.

»Unbekannter Mann mit diesem protzigen Hohe-Position-in-der-Unterwelt-Äußeren ist ungewöhnlich; in der Regel kennen wir sie ganz einfach. Also ist er höchstwahrscheinlich frisch angekommen. Seit einer Woche herrschte bei den Frauen in Slagsta eine gewisse Unruhe. Es ist wohl nicht gänzlich absurd, das eventuelle Auftauchen eines Kokain schnupfenden Mannes mit hellrosa Anzug und dicker Goldkette in der Nähe des Norrboda-Motels in der letzten Woche abzuchecken? Dann

bekommen wir vielleicht außerdem eine Personenbeschreibung.«

»Das hört sich schon besser an«, murmelte Hultin.

»Vielleicht ist es Lasse Berghagen höchstpersönlich«, sagte Viggo Norlander.

»Und wenn wir die ganze Argumentation ein bißchen umdrehen?« sagte Gunnar Nyberg plötzlich. »Haben vielleicht die Damen ihren Zuhälter verfolgt und ihn zu den Philosophen hineingeworfen?«

»Vielfraßen«, korrigierte Chavez säuerlich.

»Kaum«, sagte Holm. »Sie waren bis mindestens um halb drei in der Nacht an Ort und Stelle in Slagsta. Mehrere Zeugen haben sie gerade gegen zehn Uhr am Abend gesehen und gehört, als unser Mann über den Wolfszaun kletterte.«

»Haben sie denn Kunden empfangen?« fragte Hjelm. »War *business as usual*?«

Kerstin Holm wandte sich ihm zu und gab ihm einen kaum zu deutenden Blick, der ihn fast zurückschrecken ließ. Ihr Verhältnis war seit Skövde vor einem Jahr etwas angespannt. Da war er am Arm und sie am Kopf getroffen worden, und sie lagen nebeneinander, und ihr Blut vermischte sich unter einem Himmel, der alle Schleusen weit geöffnet hatte, und sie, völlig fertig, völlig durchnäßt, völlig blutig, hatte geflüstert: »Paul, ich liebe dich.«

Damit war nicht leicht umzugehen. Nicht zuletzt für einen verheirateten Mann.

Schließlich antwortete sie: »Wir sehen da noch nicht ganz klar. Auch das muß näher überprüft werden. Möglicherweise gibt es Anzeichen dafür, daß die Prostitutionstätigkeit als solche in den letzten Tagen eingeschränkt worden ist.«

»Na dann«, sagte Hultin und klappte diverse Mappen zusammen. »Dann zeichnen sich ja die Konturen der heutigen

Aufgaben ab. Paul und Jorge gehen zurück nach Skansen und untersuchen eventuelle Alternativwege zur Überwindung des Wolfszauns. Wir müssen ganz einfach Klarheit bekommen, ob wir es nun mit einem Mord zu tun haben oder nicht. Kerstin und Sara reißen sich Viggo und Gunnar unter den Nagel und vernehmen weitere Personen, die etwas mit diesem Slagsta-Bordell zu tun haben. Auch da müssen wir tatsächlich erst einmal nachfragen, ob es sich überhaupt um ein Verbrechen handelt. Vielleicht sind wir auf dem völlig falschen Dampfer. Außerdem kann ich mitteilen, daß wir das hier bekommen haben.«

Er hielt eine Ansichtskarte voller Weinflaschen in die Höhe.

»Aha«, sagte Chavez, immer noch stinkig. »Die Erben.«

»Von Arto Söderstedt im Chianti, ja«, sagte Hultin, zog die Eulenbrille hinunter auf die Nasenspitze und las: »Ihr Racker. Hier schuftet man sich ab mit dem Keltertreten, während Ihr Euch in dem frühlingshaften Stockholm einen Lenz macht. Tja, ungleich sind des Schicksals Lose. Wißt Ihr übrigens, wie man fünf Wassermelonen auf sieben Personen verteilt? Alle Vorschläge werden dankbar entgegengenommen. Zerschneiden gilt nicht. Grüße von einem warmen, pinienduftenden und Vin Santo-vernebelten Abend.«

»Scheißkerl«, sagte Viggo Norlander.

Er war unterwegs. Wie ein Wurm glitt er in verschlungenen Mustern unter der Stadt dahin. Er dachte sich, daß diese unterirdischen Muster eine Schrift darstellten, einen unterirdischen Text, der dem verborgenen Text auf der Rückseite seines eigenen Papiers entsprach. Der immer lesbarer wurde. Er trat immer klarer hervor – und wurde immer undurchdringlicher.

Beides zugleich.

Er war fast neunzig und emeritierter Professor. Als Hirnforscher hatte er sich vorgenommen, nicht altersdement zu werden, die Gehirnzellen nicht verkümmern zu lassen. Er hatte zielbewußt Gehirntraining betrieben, damit die Gehirnwindungen in Form blieben. Er las gute Bücher und Tageszeitungen in vier Sprachen, er löste die schwersten Kreuzworträtsel in *Dagens Nyheter*, arbeitete sich durch mindestens eine Differentialgleichung pro Tag und betrachtete die Welt mit einem nüchternen, analytisch durchdringenden Blick.

Bis vor ein paar Tagen. Da war eine vage, gleitende Gegenwart von etwas in seinem Leben in Erscheinung getreten.

Es war der Tod.

Doch der Tod pflegte keine Forderungen zu stellen. Der Tod pflegte sich nicht tagelang neben einen zu setzen und darauf zu warten, daß etwas geschah.

Er begann zu verstehen, was von ihm erwartet wurde.

Vor mehr als einem halben Jahrhundert hatte er eines Tages das Blatt seines Lebens umgedreht. Es war vollgekritzelt. Die Erzählung, die dort stand, konnte nicht fortgeführt werden. Sie war an ihr Ende gekommen. Wenn er selbst weiterleben wollte, mußte er das Blatt umdrehen und so tun, als wäre es weiß. Dann war es möglich, weiterzuschreiben. Und weiterzuleben.

Er hatte das Papier umgedreht. Er hatte das Vergangene zurückgelassen und zielbewußt – mit präzisionsgesteuerter Gehirngymnastik – ausgelöscht. Der Text auf der Rückseite des Blattes verschwand, und ein ganz neues Leben nahm seinen Anfang. Ein schwedisches Leben.

Als jetzt auch dieses schwedische Leben zum Ende gelangte, verstand er, was von ihm verlangt wurde. *Er mußte das Blatt Papier umdrehen und die alte Erzählung lesen.* Doch das war nicht so leicht getan. Die Erzählung kam ihm entgegen wie Schläge, wie Axthiebe, wie Metalldrähte, die durch die Schläfe eingeführt werden.

Er glaubte nicht daran, daß so alte Menschen so intensiv fühlen können. Die jüngste Hirnforschung sprach dagegen.

Er betrachtete seinen Arm. Unter dem Jackenärmel kamen die Ziffern zum Vorschein. Die Ziffern auf seinem Arm. Sobald er sie ansah, setzten sie sich in Bewegung. Genau wie er selbst. Sie waren auf dem Weg, fort von ihm.

Das gehörte zu den Dingen, die er nicht verstand.

Und da kamen die Bilder, wie Axthiebe.

Arme lagen über ihm, Beine lagen über ihm, dünne, dünne Beine, dünne, dünne Arme. Er bewegte sich in einem Menschenhaufen. Es waren tote Menschen. Er sah ein nach unten hängendes Gesicht, und er sah einen dünnen Draht, der in die Schläfe eingeführt wurde, und er sah, wie das nach unten hängende Gesicht von Schmerz verzerrt wurde. Und er schrieb in ein Buch. Er las den Text, den er selbst in das Buch schrieb, und das Buch sprach von Schmerz, von Schmerz, Schmerz, Schmerz.

Und er sah ein neues Bild. Es nahm ihm die Luft weg. Er öffnete eine Tür. Er öffnete die Tür seines eigenen Hauses. Hier. In Schweden. Dieses Bild gehörte nicht hierhin. Er öffnete die Haustür von innen, und da stand ein Mann ohne Nase.

Dann lag der Mann ohne Nase tot vor ihm.

Er erwachte. Er schwitzte stärker, als ein Neunzigjähriger schwitzen sollte. Die U-Bahn fuhr durch die dunklen Tunnel, weiter und weiter. Er hatte keine Ahnung, wo er sich befand. Es spielte keine Rolle. Was zählte, war das Muster.

Er verstand nicht. Die Seiten vermischten sich. Die Vorderseite und die Rückseite des Blattes vermischten sich. Warum?

Er sah einen sehr hellen Mann in Uniform. Der sehr helle Mann in Uniform hielt einen dünnen Metalldraht in der Hand.

Das Bild verschwand.

Der Zug näherte sich einer Station. Er war allein im Wagen.

Er schloß für einen Moment die Augen. Gehirngymnastik. Kehre zurück. Du hast kein Recht, die Augen zu schließen. Du darfst vor nichts die Augen verschließen.

Und er kehrte zurück zu dem Muster, das seine Reise unter der Stadt bildete. Er war immer sicherer, daß es Zeichen bildete, vielleicht Buchstaben. Stockholms U-Bahnnetz war nicht direkt das New Yorker Straßennetz, aber dennoch konnten Zeichen gebildet werden. Und Zeichen waren gebildet worden. Er war gereist, und er wußte, wie er gereist war. Nicht wohin, aber wie.

Die Reise des ersten Tages trat langsam vor seinem inneren Auge hervor. Zuerst eine senkrechte Linie.

Die U-Bahn hielt an einer Station. Die Türen wurden geöffnet. Die Station lag fast leer da. Er wußte nicht, wo er war.

Zuerst eine senkrechte Linie, dann drei waagerechte. Ein Buchstabe. Am ersten Tag war er in Form eines Buchstabens gefahren.

Draußen auf dem Bahnsteig stand eine einsame Frau und sprach in ein Mobiltelefon. Aus dem Wagen hinter ihm strömte eine Jugendgang auf den Bahnsteig. Der Buchstabe war E. Großes E.

Die Türen der U-Bahn wurden geschlossen. Die jungen Männer näherten sich der Frau. Gerade als der Zug Fahrt aufnahm, sah er ein Messer aufblitzen.

Und er konnte nichts tun.

Außer den Buchstaben des folgenden Tages zu rekonstruieren.

Manchmal offenbarten sich die Gelegenheiten völlig unerwartet.

Meistens war ziemlich viel Planung nötig, die richtige Zeit, der richtige Ort, die richtige Person. Man mußte eine Weile dranbleiben, warten, abwarten, ein bißchen herumschleichen. Man mußte sich verteilen und aussehen, als gehörte man gar nicht zusammen. Dann schlug man zu. Wenn man genügend zusammen hatte, ging man direkt damit ins Netz. Es konnte weniger als eine Stunde vergehen zwischen Diebstahl und Verkauf.

›Frischgeklautes Handy zu verkaufen.‹ Und dann ein Zeitpunkt.

Es kamen immer schnelle Antworten. Als saßen die Leute nur am Computer und warteten. Die Bullen hatten nie eine Chance.

Aber manchmal ergaben sich diese ungesuchten Gelegenheiten. Ganz von selbst. Die zählten eigentlich am meisten. Eine Braut ganz allein auf einem Bahnsteig, beispielsweise.

Hamid sah es direkt. Er wechselte einen schnellen Blick mit Adib und stieg aus. Die Kleinfuzzis hinterher. Sie waren fünf, und sie waren gefährlich. Nie leistete einer Widerstand. Das hatten sie aus dem Fernsehen gelernt, daß keiner Widerstand leistete. Man gab einfach das Handy her. Wenn jemand großkotzig aussah, bekam er eins auf die Nase. Wer sich wehrte, bekam Schnittwunden.

Es kam vor, daß Leute sich in die Hosen machten. Das war eklig.

Es war eine scharfe Braut. Das sah er, obwohl sie mit dem Rücken zu ihnen dastand und in ihr Handy sprach. Langes schwarzes Haar, rote Lederjacke, enge schwarze Hose, schwarze Joggingsschuhe. Jetzt drehte sie sich um und sah sie. Sie drückte auf die Aus-Taste.

Sie war echt scharf. Wenn sie sich nicht auf einem U-Bahnperron befänden, würde sie eine kleine Extrabehandlung bekommen.

Das Adrenalin pumpete durch den Körper. Hamid zog das Messer. Jetzt müßte ihre Unterlippe anfangen zu zittern.

Der Zug aus der Gegenrichtung war in der Ferne zu hören.

»Das Handy, du Hure«, zischte er.

Doch die Unterlippe zitterte nicht. Sie straffte sich. Die dunklen Augen wurden schmal.

Das Messer flog davon. Er begriff nicht, warum. Dann bekam er einen Tritt ins Gesicht. Er sah die Schuhsohle. Reebok. Dann fühlte er, wie die Zähne nach innen gedrückt wurden. Wie in Zeitlupe sah er, auf dem Kopf, daß Adib gegen eine Bank geschleudert wurde und wie leblos zusammensackte. Er hörte die Kleinfuzzis rennen.

Er fand das Messer. Er kam hoch. Pfui Teufel, dachte er und ließ die Zunge an den Vorderzähnen entlang gleiten. Sie waren nach innen geknickt und lagen am Gaumen an. Er spürte, wie eine abgebrochene Wurzel durch die Oberlippe drang.

Alles schmeckte nach Blut.

»Jju Jjau«, lallte er, angelte sich das Messer vom Perron und hielt es vor sich.

Sie stand genau vor ihm, vollkommen ruhig. Er warf sich nach vorn und packte das Handy. Da traf ein fürchterlicher Tritt sein Zwerchfell. Ohne Luft zu bekommen, fühlte er, wie er vorwärtsgeschoben wurde. Seine Hände, eine mit dem Messer, die

andere mit dem Handy, liefen idiotisch über den Bahnsteig. Er hörte den Zug. Er sah die Lichter im Tunnel aufblitzen.

Er kämpfte wie eine Furie. Er fuchtelte mit den Armen und rutschte mit dem Kinn über den Bahnsteig. Er kämpfte um sein Leben. Aber da war nichts, wogegen er kämpfen konnte. Sein Körper wurde über die Kante geschoben, langsam, unerbittlich langsam, und das immer dröhnendere Geräusch der U-Bahn stieg zu einem Wahnsinnsschrei an, und das war das allerletzte Geräusch, das Hamid jemals hörte.

Danach war er ein zerrissener Mensch.

8

Die niedlichen Kleinen tranken Wasser. Wie goldige Bärenjunge hockten sie sich ein wenig plump hin und schlabberten Wasser aus dem Teich. Ihre kleinen rosa Zungen bewegten sich wie die von Katzenjungen. Es waren Tiere von dem Typ, den Kinder unbedingt zum Kuscheln mit nach Hause nehmen wollen.

Es wäre von den Eltern jedoch kein kluger Zug gewesen.

Die süßen Kleinen waren Vielfraße.

Paul Hjelm sah sie ein wenig tollpatschig, fröhlich mit dem eichhörnchenähnlichen Schwanz wedelnd, davon watscheln. Er konnte sich nur schwer vorstellen, wie diese gutmütigen Geschöpfe sich Menschenschädel einverleiben sollten.

»Komm jetzt«, sagte Jorge Chavez ungeduldig. »Paß auf, daß sie dich nicht hypnotisieren. Denk an Ellroy.«

Hjelm beugte sich zum Holzzaun vor, holte sehr tief Luft und fragte geradeheraus, laut und deutlich: »Wer, verdammt, ist Ellroy?«

Doch da hatte Chavez das Vielfraßgehege bereits verlassen und lief auf der anderen Seite des Asphaltwegs am Wolfsgehege entlang. Als Hjelm ihn einholte, sagte Chavez: »Das Wolfsgehege ist also ziemlich groß. Es erstreckt sich von den Luchsen bis hierher. Unmittelbar unterhalb der Vielfraße endet es. Was passiert dann?«

Es hatte zu regnen aufgehört, aber der Boden war immer noch heimtückisch glitschig. Sie bogen ab zum Wolfsgehege, und jeder Schritt war lebensgefährlich. Ein kleiner rutschiger Abhang führte um das Wolfsgehege und hinunter zum äußeren Zaun. An einer Art Tor hockte ein langer schmaler Typ im

Blaumann und mit Schutzbrille. Er schweißte. Bläuliche Funken sprühten um ihn her wie verrirrtes Neujahrsfeuerwerk.

Sie warteten. Das Feuerwerk sank in sich zusammen. Er klappte die Schutzbrille hoch, die eher eine Gesichtsmaske mit eingebauter Brille war. Sie husteten. Er drehte sich um.

»Hej«, sagte Hjelm. »Wir sind von der Polizei.«

Der Typ im Blaumann nickte kurz und wollte sich wieder seiner Arbeit zuwenden.

Chavez faßte ihn an der Schulter. »Einen Augenblick«, sagte er. »Was ist denn hier passiert?«

Der Typ nahm die Gesichtsmaske ab, kam hoch und starrte aus gut zwei Meter Höhe auf Chavez hinunter.

»Ich finde auch, daß es teuer ist, nach Skansen zu gehen«, sagte er. »Und dann müssen die Kinder auch noch in dies blöde Aquarium, zu diesem bärtigen Fernseh-Jonas, und schon sind fünfhundert Mäuse zum Schornstein raus. Und dann wollen sie was essen und mit diesen dämlichen Schienenautos fahren und Lose kaufen, um Pokemon-Scheiß zu gewinnen, an dem Nintendo Milliarden und Abermilliarden verdient, und schon ist man nicht mehr weit vom Tausender entfernt. Da wünscht man sich, man wäre statt dessen lieber ins Gröna Lund gegangen, doch dann denkt man, daß da inzwischen mehrere Tausender den Abgang gemacht hätten. Aber zumindest hätte man da den freien Fall ausprobieren können.«

Die beiden Polizeibeamten drehten sich verwirrt um, um zu sehen, ob der Mann mit jemandem hinter ihnen sprach. Doch da war niemand.

»Entschuldigung«, sagte Hjelm. »Ich verstehe nicht ...«

»Jemand hat den Zaun aufgeschnitten«, sagte der Mann und nickte zu dem feinmaschigen Netz. »Und ich kann die Leute verstehen.«

»Wann war das?«

»Sie haben es anscheinend gestern entdeckt. Ich arbeite nicht hier.«

»Es sieht aber aus, als arbeiteten Sie ...«

Der Riese im Blaumann seufzte tief. »Ich bin von der Zaunfirma. Ich mache nur eine provisorische Reparatur. Es ist Freitag, und wir können den neuen Zaun erst Anfang nächster Woche liefern.«

»Und dies war also wann? In der Nacht auf Donnerstag?«

»So muß es gewesen sein. Und zwei Tage später kommen also zwei Polizisten in Zivil vorbei, um die Eindringlinge zu fangen. Schön, daß in diesen Einsparungszeiten wenigstens die Prioritäten stimmen. Und ihr glaubt nicht, daß sie möglicherweise inzwischen verschwunden sind?«

»Doch«, sagte Paul Hjelm. »Ganz entschieden.«

Ein Polizist in Uniform kam aus der U-Bahnstation Odenplan hochgestürzt und kotzte Viggo Norlander vor die Füße.

Aha, dachte Viggo Norlander und musterte seine kürzlich erstandenen italienischen Schuhe mit einem inneren Seufzer. So *einer*.

Nachdem er festgestellt hatte, daß die Schuhe mit heiler Haut davongekommen waren, und die Entschuldigungen des schuld-bewußten Polizeiassistenten entgegengenommen hatte, wandte er sich Gunnar Nyberg zu, dessen Blick ebenfalls besagte: Aha. So *einer*.

So *ein* Fall.

Sie hatten im Norrboda-Motell in Slagsta gesessen und Asylbewerber vernommen, als Jan-Olov Hultin anrief und sagte: »Ich glaube, ihr solltet euch einmal etwas ansehen.«

Und so waren sie in die Stadt zurückgekehrt.

Während sie unter den rot-weißen Plastikbändern durchtauchten und sich in die Unterwelt begaben, begleitet von dem

aschfahlen und dann und wann aufschluchzenden Polizeiassistenten, dachte Viggo Norlander an Erbrochenes. Das letzte Jahr war nämlich von Derartigem bestimmt gewesen. Komisch, dachte er, was für ein Unterschied zwischen dem Erbrochenen von Kindern und dem von Erwachsenen. Und besonders Babyerbrochenes, diese dünnen, weißen, fast wohlduftenden Schauer, die sich wie Nektar über frischgebackene Eltern ergießen. Und dann plötzlich verändert es sich, auf einmal riecht es wie – Kotze.

Das ist ein entscheidender Moment im Leben aller Eltern von Kleinkindern.

Dieser Moment war kürzlich bei der Familie Norlander eingetreten. Der eingefleischte Junggeselle Viggo, der ein wenig überraschend mit fünfzig noch Vater geworden war, bemerkte eines Tages, daß das Erbrochene von Klein-Charlotte angefangen hatte, schlecht zu riechen. Es war eine fürchterliche Entdeckung. Bald würde sie auch anfangen zu laufen. Auf einmal fühlte er sich alt. Ihn überfiel die Einsicht, daß er Charlottes Urgroßvater hätte sein können.

Urgroßvater.

Zum ersten Mal begann er, sich darüber Gedanken zu machen, wie es Charlotte mit so alten Eltern ergehen würde. Er geriet in eine Krise. Sie dauerte mehrere Minuten. Für Viggo Norlanders Verhältnisse war es eine ungewöhnlich lange Krise.

Der Bahnsteig lag völlig verlassen da. Es war ein schauerlicher Anblick. Die U-Bahnstation war geräumt worden, und zwischen Rådmanngata und St. Eriksplan verkehrten Ersatzbusse. In einer halben Stunde mußte der Verkehr wieder in Gang gebracht werden. Dann setzte in Stockholms Innenstadt der Feierabendverkehr ein. Und da würden Ersatzbusse nicht ausreichen.

Viggo Norlander und Gunnar Nyberg hatten also eine knappe halbe Stunde Zeit, um das Geschehen zu überschauen und unter Kontrolle zu bringen.

Hultin hatte sie auf der Stelle angerufen.

»Warum?« fragte Nyberg in sein Handy.

Einen Moment blieb es still. In Nybergs Innerem klang noch die Stimme aus der Vormittagssitzung nach: ›Alle diese vagen Ahnungen gehen mir allmählich auf den Geist.‹ Und Hultin wußte, wovon er sprach.

»Ich weiß«, sagte er kleinlaut. »Es ist vage. Aber richtig normal ist es nicht. Fahrt sofort hin.«

»Dürfen wir schnell fahren?« fragte Nyberg hoffnungsvoll. Im Zuge seiner Lebenserneuerung hatte er seinen alten klapperigen Renault gegen einen brandneuen ausgewechselt. Nachdem er mit achtzehn einen R 4 besessen hatte, einen lebensgefährlichen ›Laban‹ aus papierdünnem Blech, wurde er der französischen Marke nie untreu. Es war eine lebenslange Liebe.

»Ja«, sagte Hultin großzügig. »Ihr *sollt* schnell fahren.«

Und sie fuhren schnell. Slagsta-Odenplan in fünfzehn Minuten. Auf Straßen mit hoher Aquaplaning-Gefahr.

Sie glitten die Rolltreppe hinunter. Im Unterschied zu den meisten U-Bahnstationen in Stockholm war die Station Odenplan luftig und geräumig, mit hoher Decke und offenem Bahnsteig, ohne trennendes Mauerwerk. Ungefähr in der Mitte des Bahnsteigs saß ein junger Mann mit einer Bandage um den Kopf. Um ihn herum standen abwartend zwei Sanitäter mit einer Trage sowie drei uniformierte Polizisten. An der Rolltreppe am linken Ende des Bahnsteigs lag ein Stück Plastikfolie. Daneben stand ein Polizist. Und unten auf den Geleisen links lagen weitere Stücke Folie. Ein paar Kriminaltechniker gingen umher und fotografierten.

Als sie die Rolltreppe hinunterkamen, sagte der Polizist, dessen Erbrochenes Norlanders neue Schuhe um zirka zwei Zentimeter verpaßt hatte: »Ich hoffe, ihr seid auf das hier gefaßt.«

Seine Stimme war kaum als tragend zu bezeichnen.

»Nein«, sagte Viggo Norlander und hob die nächstliegende Plastikfolie an. Nyberg sah ihn von der anderen Seite der Folie, ohne zu sehen, was darunter war. Norlander hockte ganz still. Ohne eine Miene zu verziehen, ließ er die Folie wieder fallen, kam langsam hoch und erbrach sich auf seine neuen italienischen Schuhe.

So ein Fall also, dachte Gunnar Nyberg und reichte dem Kollegen sein Taschentuch.

Er machte sich hart, ging in die Hocke und hob die Plastikfolie an. Darunter lag ein Unterkörper. Er begnügte sich mit der Feststellung und richtete sich wieder auf.

»War etwas in den Taschen?« fragte er den Polizisten, der daneben Wache stand.

Der Mann nickte und überreichte ihm einen verschlossenen Plastikbeutel.

Nyberg schaute hinein und sah ein Schlüsselbund, eine Brieftasche und sechs Handys. »Ahaa«, sagte er nur und schloß den Beutel wieder.

»Hamid al-Jabiri«, sagte der Polizeiassistent. »Vierundzwanzig Jahre alt. Aus Fittja. Zwei Vorstrafen wegen Körperverletzung und schwerem Diebstahl.«

»Ich sag's ja«, sagte Nyberg und ging weiter den Bahnsteig entlang. Auf einer Bank saß Norlander und wischte sich die Schuhe ab. Er ließ ihn sitzen. Dann holte er einmal tief Luft und sagte zu dem Polizeiassistenten:

»Wollen wir uns den Rest ansehen? Wie heißt du übrigens?«

»Andersson«, sagte der Polizeiassistent und ging weiter, wobei er auf die Gleise zeigte: »Es sind drei Teile. Eins schlimmer als das andere.«

Nyberg sprang auf die Gleise hinunter, dicht gefolgt von Andersson, der fortfuhr: »Das nächste ist das schlimmste. Es ist

nur ein Matsch. Oberkörper und Kopf. Der Kopf ist nicht spaßig.«

Nyberg hob die Folie an und sah, daß Andersson nicht gelogen hatte. Hier gab es nichts zu tun. Sie gingen weiter zum nächsten.

»Die beiden hier sind die Arme«, erklärte Andersson.

»Offenbar sind sie beide abgerissen worden. Sie sind etwas besser erhalten.«

Norlander tauchte auf, kreideweiß. Söderstedt? dachte Nyberg verwundert und hielt ihn, als er heruntersprang.

»Wieder auf dem Damm«, sagte Norlander, heroisch schniefend.

Die beiden restlichen Folien lagen dicht beieinander, vielleicht zehn Meter weiter als der Körper. In der ersten Hand, der rechten, saß ein Messer.

»Sieh mal an«, sagte Nyberg.

In der anderen Hand saß ein Handy.

»Eine letzte Beute«, sagte Nyberg. »Ich hoffe, er kann es noch brauchen.«

Andersson legte die Plastikfolie zurück und schwang sich locker hoch auf den Bahnsteig. Er war von dem schauerhaften Anblick merkwürdig unberührt. Nyberg und Norlander mühten sich ein wenig steif über die Kante. Es ärgerte Nyberg, daß es nicht glatter ging. Nach all der verfluchten Gesundheitskost.

»Reden wir jetzt mit dem Kumpan?« fragte Norlander keuchend.

»Adib Tamir«, nickte Andersson. »Genau die gleiche Vergangenheit: Körperverletzung und schwerer Diebstahl. Dreiundzwanzig Jahre. Mit Gehirnerschütterung.«

Sie waren auf dem Weg zum anderen Ende des Bahnsteigs, als ein Mobiltelefon klingelte. Nyberg und Norlander griffen beide zu ihrem. Nichts. Dann schaute Nyberg in den Plastikbeutel mit

den sechs Handys. Er hielt das Ohr daran. Von da kam es auch nicht. Er warf einen Blick auf Andersson, der die Hände hob.

»Au Scheiße, verdammte!« stieß Gunnar Nyberg hervor und stürzte zurück zu dem anderen Gleis. Norlander und Andersson folgten ihm.

Sie sprangen aufs Gleis hinunter. Nyberg riß die Plastikfolie von dem linken Arm fort.

Das Mobiltelefon in der Hand klingelte.

Nyberg beugte sich hinunter und versuchte, den Griff der Finger zu lockern. Es saß fest wie in einer Schraubzwinge. Schließlich bekam er es los. Er winkte Norlander und Andersson zu sich. Sie steckten die Köpfe zusammen wie eine Handballmannschaft vor dem Spiel.

Dann drückte Nyberg auf den grünen Knopf. Keiner sagte etwas.

Aus dem Handy kam ein unbegreiflicher Redeschwall. Eine Frauenstimme in einer fremden Sprache. Dann war es eine Weile still, dann kam etwas, was anscheinend ein Fluch war, und es war still.

Die drei Polizisten wechselten verwunderte Blicke. Schließlich faßte Nyberg sich und sagte: »Versucht, euch das zu merken. Wir schreiben es auf, jeder für sich.«

»Und warum?« fragte Andersson verwirrt.

»Weil es eine Mitteilung an den Mörder war«, sagte Nyberg gelassen.

Es schienen hauptsächlich willkürliche Ansammlungen von Buchstaben zu sein. Wild zusammengewürfelte Buchstaben. Und besonders ähnlich waren sie nicht. »Epivu«, dachte Kriminalkommissar Jan-Olov Hultin. War das auch eine willkürliche Ansammlung von Buchstaben?

Er saß in seinem ziemlich kargen Büro, während vor dem Fenster der Regen niederging. In dem wenig inspirierenden, rasch blinkenden Licht einer Leuchtstoffröhre, die im Begriff stand, den Geist aufzugeben, betrachtete er drei Zettel. Es war halb acht, es war Freitagabend, und allem Anschein nach war er allein auf den Fluren der A-Gruppe in dem Teil des Polizeipräsidiums in der Polhemsgata, in dem die Reichskriminalpolizei untergebracht war.

Es war anscheinend eine slawische Sprache. Trotz der Ungleichheiten und trotz der eigenartigen Schreibweisen fand Hultin, daß es russisch klang. Das hatten Nyberg und Norlander auch gemeint. Was für slawische Sprachen gab es außer Russisch? Tschechisch, Bulgarisch, Serbokroatisch? War Serbokroatisch noch immer eine Sprache? Oder gab es jetzt Serbisch einerseits und Kroatisch anderseits? Er war nicht sicher.

Ein Sprachexperte mußte hinzugezogen werden. Der war nicht zu beneiden.

Erstaunlich geistesgegenwärtig von Gunnar Nyberg übrigens. Aber er war schließlich als Polizist von Klarheit zu Klarheit gegangen, seit Hultin vor Gott weiß wie vielen Jahren die A-Gruppe zusammengestellt hatte, um den Fall mit den Mordmorden zu lösen. Von einem schwerfälligen Grizzlybären auf Menschenjagd in der Unterwelt zu einem modernen, klar denkenden, abgeschlankten Internetbullen.

Hultin griff zu einem neuen Papier. Protokoll des Verhörs mit Adib Tamir. Er las diagonal. Gutaussiehende Frau, allein, mittelgroß, langes schwarzes Haar, rote Lederjacke, enge schwarze Hosen, schwarze Joggingsschuhe. Eine Gang ›Kleinfuzzis‹ war dabei. Unbekannte Möchtegerns. Sie waren abgehauen. Zuerst trat sie einen messerbewaffneten Hamid nieder. Tritt ins Gesicht. Dann beförderte sie einen ebenso messerbewaffneten Adib mit dem Kopf voraus an eine Bank. Er war weggetreten. Als er zu sich kam, war alles voller Menschen, die schrien. Er sah Hamids Beine und Gedärme ein paar Meter entfernt auf dem Bahnsteig liegen und fiel gleich wieder in Ohnmacht. Als er wieder aufwachte, war der Bahnsteig leer, bis auf ein paar Bullen. Das war alles. Er hatte keine Ahnung, wer die kleinen Fuzzis waren. Solche, die sich anhängten. Die gab es immer. Die Profis waren Hamid und er. Klar könnte er versuchen, bei einer Zeichnung zu helfen, aber er hatte sie kaum gesehen. Sie hatte ihnen den Rücken zugewandt, bis sie sich umdrehte und die Unbezwingbaren in ein paar erbärmlichen Sekunden bezwang.

Schlußwort: »Sie muß Geheimagentin gewesen sein, oder so.«

Ja du, Adib, dachte Hultin. Wer weiß? Sie nahm jedenfalls einen messerbewaffneten Hamid an den Beinen, schob ihn wie eine Schubkarre vor sich her über den Bahnsteig, ließ den halben Körper über die Bahnsteigkante hinausragen, gerade als die U-Bahn einfuhr. Dann verschwand sie spurlos. Mit roter Lederjacke und allem.

Aber das Handy blieb in Hamids Hand zurück. So etwas würde einem geschulten KGB-Agenten wohl nicht passieren.

Näherten sich die Ereignisse der letzten Tage einander an? Begann eine Art Zusammenhang hervorzutreten?

Adib Tamir hatte auf jeden Fall Fotos der acht Frauen ansehen müssen, die aus der Flüchtlingsunterkunft verschwunden waren: Galina Stenina, Valentina Dontsjenko, Lina Kostenko, Stefka

Dafovska, Mariya Bagrjana, Natalja Vaganova, Tatjana Skobljkova und Svetlana Petruseva.

Adib hatte den Kopf geschüttelt. »Nein«, hatte er gesagt.

»Nein, überhaupt nicht.«

»Überhaupt nicht? Was bedeutete das? Hultin breitete die Paßfotos von acht Frauengesichtern vor sich auf dem Schreibtisch aus und betrachtete sie eingehend. Doch, räumte er ein. Er verstand, was Adibs »überhaupt nicht« bedeutete. Diese Frauen sahen *fertig* aus. Ihr Blick war erloschen. Es war kein Leben in ihnen. Keine von ihnen war über fünfundzwanzig Jahre alt, aber alle sahen bedeutend älter aus. Das Leben war hart mit ihnen umgesprungen, das konnte man sehen. Wahrscheinlich waren sie seit ihren Teenagerjahren Prostituierte, wie die übrigen osteuropäischen Prostituierten, die Schweden und Westeuropa überschwemmten. Eine fürchterliche Flutwelle von Frauenerniedrigung schwappte über Europa, und der Westen war aktiv daran beteiligt.

Für einen kurzen Moment empfand Jan-Olov Hultin Übelkeit. Über sein Geschlecht. Über seine Herkunft. Über sein so wohlbehütetes Leben.

Er wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Den Technikern zufolge sollte es nicht unmöglich sein, das Abo des Mobiltelefons ausfindig zu machen. Die SIM-Karte lag vor. Das Abo war zwar nicht schwedisch, doch das sollte kein Hindernis sein. Und danach sollte man eine vollständige Liste der eingegangenen wie abgegangenen Gespräche bekommen können.

Darauf war er gespannt.

Bis dahin konnte er Puzzle legen. Die Stücke hatte er vor sich. Die Frage war nur, ob sie zusammengehörten.

In gut vierundzwanzig Stunden war viel geschehen. Andererseits wurden während eines Tages im Königreich Schweden eine ganze Menge Verbrechen begangen. Es war also keineswegs

sicher, daß die drei Ereignisse irgendwie zueinander in Beziehung standen.

Genaugenommen war vielleicht überhaupt kein Verbrechen begangen worden. Die Frauen waren vielleicht ganz einfach aus dem Norrboda-Motel abgehauen; das hätte er selbst wahrscheinlich auch getan, wenn er dort in Verwahrung gesessen hätte. Der Skansenmann war vielleicht nur vor den Dämonen seines Drogenrauschs geflohen; nicht einmal das neu entdeckte Loch im Zaun mußte mit der Sache zu tun haben. Und sogar bei dem U-Bahn-Vorfall konnte es sich um reine Selbstverteidigung handeln.

Keines der Ereignisse mußte das geringste mit den anderen zu tun haben.

Doch bekanntlich kann der Wille Berge versetzen.

Also legte Jan-Olov Hultin ein Puzzle.

Zuallererst: Warum hing es zusammen? Die geballte Routine und Scharfsicht der A-Gruppe sagte – so gut wie einhellig –, daß es so war. Kerstin legte sich zwar via Jorge ein bißchen mit Paul an, doch dabei drehte es sich um irgendein privates Spiel, von dem Hultin nichts wissen wollte. Ihm fehlte nämlich Neugier. Verwunderung konnte er empfinden, Wißbegier, Erfahrungsdrang – doch nicht Neugier. Solange das Private sich nicht auf die Arbeit auswirkte, hielt er sich heraus. Er hatte ja inzwischen sogar ein verheiratetes Paar im Team, und es funktionierte besser, als man gemeinhin annahm. Hultin hatte nicht viel übrig für das Aufstellen strikter Regeln und Direktiven. Sollte Mörner sich mit so etwas abgeben. Es nahm ja doch niemand Notiz davon.

Er begann noch einmal von vorn: Warum hing es zusammen? Weil von dem Ganzen der Geruch internationalen Verbrechens ausging – am schwedischsten waren noch Hamid und Adib. Weil es in so schneller Folge geschehen war – eineinhalb Tage.

Weil nichts richtig normal war – Vielfraßmord, Dirnenflucht, gewalttätige Frau.

Am Mittwoch, dem dritten Mai, um Viertel nach zehn am Abend, wird ein Mann, wahrscheinlich eine relativ große Nummer im internationalen Verbrechen, zu den Wölfen nach Skansen hineingejagt; der Wert seiner Goldkette wird auf beinahe dreihunderttausend Kronen geschätzt. Die Tatsache, daß sich seine Verfolger einen bedeutend kürzeren Weg durch den Zaun zum Wolfsgehege schneiden, läßt auf sorgfältige Planung schließen. Man *treibt* ihn zu den Wölfen. Man rechnet damit, daß er über den Zaun klettert und auf der anderen Seite der Wolfsgrube wieder herauskommt. Man hat sich etwas ausgedacht, was dort auf ihn wartet. Also hat man es wahrscheinlich auf die Vielfraße abgesehen. Allem Anschein nach ist die Tat bis ins Detail geplant – und das Opfer reagiert genau wie vorhergesehen. Es fragt sich, ob man sogar darauf spekuliert hat, daß die Vielfraße durch das Kokain im Blut einen Kick bekommen. Falls das zutrifft, wäre es richtig raffiniert ausgedacht.

Anscheinend kennt man seinen Ellroy.

Am Donnerstag, dem vierten Mai, irgendwann nach halb drei am Morgen, verschwinden acht Prostituierte aus Osteuropa aus dem Nebengebäude einer Flüchtlingsunterkunft. Dies geschieht also einige Stunden später in derselben Nacht. Wie sieht die eventuelle Verbindung aus? Sara Svenhagen ist der Sache wohl trotz allem am nächsten gekommen – als ein gewisser Kommissar eine Attacke gegen ihre ›vagen Ahnungen‹ ritt. *Wenn* es eine Verbindung gab – und dies erschien ihm immer noch als das schwächste Glied in der Kette –, dann mußte es sich um eine von zwei Möglichkeiten handeln. Eins: Der Skansenmann war ihr Beschützer, und als er aus dem Weg geräumt war, wurden sie gekidnappt oder, schlimmstenfalls, ermordet. Zwei: Der Skansenmann war eine Bedrohung, die beseitigt wurde, und jetzt bekamen die Frauen endlich ihre Freiheit. In beiden Fällen dürfte er ihr Zuhälter gewesen sein, entweder ein guter oder ein

schlechter. Und gute Zuhälter waren nicht gerade der Normalfall

...

Hultin durchwühlte die Abschriften der Verhöre von Slagsta. Wie ein guter postindustrieller Arbeitgeber zählte er sie. Norlander zwei, Nyberg vier, Svenhagen sieben und Holm – zwölf. Okay, Norlander und Nyberg waren ein paar Stunden früher weggefahren, aber der Unterschied zwischen zwölf und zwei war dennoch markant. Außerdem gab es noch eine Anzahl Protokolle von den Damen vom Vortag. Insgesamt waren es an die dreißig Papierhäufchen.

Glücklicherweise hatte Kerstin Holm die Lage in einem separaten Promemoria vor dem Wochenende zusammengefaßt. Für den Fall, daß er jemals – gegen jede Wahrscheinlichkeit – in Pension ging, zeichnete sie sich immer klarer als seine natürliche Nachfolgerin ab. Sie hätte eigentlich schon längst Kommissarin sein sollen. Aber das hätten auch Hjelm, Söderstedt, Chavez, Nyberg sein müssen, ja, alle, bis auf Norlander, dachte er ein bißchen boshaft.

Zwei mickrige Verhöre.

Er faßte Kerstins Zusammenfassung zusammen. Leider konnte niemand in Slagsta sich an einen Mann mit dicker Goldkette und hellrosa Anzug erinnern. Dagegen wurde zunehmend klarer, daß vor einer knappen Woche etwas passiert sein mußte. Mehrere der äußerst widerspenstigen Freier hatten bezeugt, daß bei sämtlichen acht Frauen ein auffälliger Stimmungswechsel zu beobachten gewesen sei. Sie wirkten tief beunruhigt, wollten jedoch auf Fragen keine Antwort geben. »Sie hat gefickt wie eine verdammte Maschine«, wie ein gewohnheitsmäßig Sexmißbrauch treibender Wachmann aus dem Nachbarviertel in Slagsta über Mariya Bagrijana sagte.

Feine Formulierung.

Ein paar Nachbarn hatten sich an das Geräusch eines großen Fahrzeugs früh am Donnerstag morgen erinnert.

»Es hörte sich an wie das Müllauto«, sagte eine alte Dame mit dem eigentümlichen Namen Elin Belin, »aber warum sollten sie schon um halb vier den Müll abholen?« Der andere Nachbar, ein arbeitsloser Schlachter, der laut eigener Aussage »im letzten halben Jahr nicht mehr als sechs Stunden geschlafen« hatte, sagte aus, es sei kurz vor vier gewesen, als er etwas gehört habe, was klang »wie ein SL-Bus auf Abwegen, denn hier fährt kein einziger vernünftiger Nachtbus, und Sie als behördliche Person können vielleicht meine Beschwerde bei der Verwaltung von SL vorbringen«. Dies stammte aus Viggo Norlanders mickrigem Anteil an den Verhören, was ziemlich seltsam war, denn wer hätte Viggo Norlander für eine »behördliche Person« halten können?

Die wichtigste Information stammte jedoch von Jörgen Nilsson, dem Heimleiter. Nachdem er ein wenig unter Druck gesetzt worden war – Kerstin war offenbar etwas unsanft mit ihm umgesprungen –, gab er zu, einen Zuhälter zu kennen. Schon im November hatte ein Mann Kontakt zu ihm aufgenommen, um sich zu vergewissern, daß er sich nicht in das in der Unterkunft betriebene Geschäft einmischen würde; ihm wurde freier Zugang zu den Zimmern 224 bis 227 angeboten, wenn er dafür den Mund hielt. Augenscheinlich hatte Nilsson diesen freien Zugang über Gebühr ausgenutzt. »Stammkunde«, wie ein empörter somalischer Zahnarzt in Zimmer 220 sagte, nachdem er sich von seinem Gebetsteppich erhoben hatte. Schließlich war es Holm gelungen, Nilsson zum Polizeizeichner zu verfrachten, der ein gutes altes Phantombild zusammenstellte. Morgen sollte es durch alle erdenklichen Register gefahren werden. Doch dieser Phantomzuhälter war allem Anschein nach *nicht* identisch mit dem Vielfraßmann.

Ein Schrillen des Telefons jagte ihm nicht nur einen Schrecken ein, der sein Herz aussetzen ließ, es erinnerte ihn auch daran, daß seine Argumentation falsch war. Dies war trotz allem nicht die wichtigste Information.

»Ich dachte mir schon, daß du noch da bist«, grunzte eine barsche Stimme am anderen Ende der Leitung.

»Du ja offenbar auch, Brunte«, sagte Hultin, während sein Herz sich wieder beruhigte.

»Ich heiße nicht Brunte«, sagte Chefkriminaltechniker Brynolf Svenhagen mit Nachdruck. »Ist es mein ungehobelter Schwiegersohn, der solchen Mist verbreitet?«

»Normalerweise sind es Pferde, die Mist verbreiten«, entfuhr es Hultin.

Eine Weile war es still im Hörer. Svenhagen suchte anscheinend nach einem schlagfertigen Kommentar. Da schlagfertige Kommentare aber nicht die starke Seite des strikten Technokraten waren, herrschte vorübergehend Schweigen.

Ein vielsagendes Schweigen, dachte Hultin.

Schließlich sagte der Chefkriminaltechniker, wenig schlagfertig: »Also willst du nun diese Information haben oder nicht? Ich habe wie ein Büffel geackert, um sie noch fertig zu kriegen. Es ist immerhin Freitag abend.«

»Ich will sie gern haben«, sagte Hultin und goß damit Öl auf die Wogen. »Danke«, fügte er sogar noch hinzu.

Das reichte, um Svenhagen zu besänftigen. Er schoß aus der Hüfte:

»Ich habe eine vollständige Liste aller aus- und eingehenden Telefongespräche, die von den Zimmern 224, 225, 226 und 227 im Norrboda-Motel in Slagsta geführt worden sind. Könnte das von Interesse sein?«

Obwohl es von allerhöchstem Interesse war, wurde Hultin eher wütend als überglücklich. Er hatte die Telefone in den vier Motelzimmern ganz einfach vergessen. Hatte er die Dinge nicht mehr im Griff? Waren diese Zeitlöcher doch alarmierender, als er für sich beschlossen hatte? War es ein Gerinnsel, das sich unaufhaltsam einem viel zu engen Blutgefäß im Gehirn näherte?

»Bist du noch dran, Jan-Olov?« fragte Brynolf Svenhagen besorgt.

»Ja«, sagte Hultin und riß sich zusammen: »Ausgezeichnet, Brynolf. Kannst du sie rüberfaxen?«

»Sie sitzen schon im Fax«, gab Svenhagen selbstzufrieden zurück.

Während er darauf wartete, daß sich das Faxgerät in Gang setzte, betrachtete Hultin seine Armbanduhr. Es war dreizehn nach acht. Bald waren exakt zwölf Stunden vergangen, seit das Zeitloch das Raum-Zeit-Kontinuum gelockert hatte. »Acht Uhr, sechzehn Minuten und zehn Sekunden. Piep.«

Vielleicht befand er sich bereits mitten in der Zeitlücke.

Das Faxgerät ratterte los und rief den guten Kommissar in die Wirklichkeit zurück. Obwohl er mit dem Begriff nicht richtig zufrieden war.

Die Wirklichkeit ...

Hultin sah auf das hervorquellende Fax und fragte sich, ob es wirklich die Wirklichkeit war, in der er sich befand. Eine gute Weile starrte er auf das sich in Wellen ablagernde Papier. Krrr-krrr-krrr-prritt. Der Haufen wuchs. Die Zeit verschwand in hypnotischer Monotonie. Krrr-krrr-krrr-prritt. Krrr-krrr-krrr-prritt. Krrr-krrr-krrr-prritt. Ein Augenpaar starrte ihn aus der Dunkelheit an. Er zuckte ungewöhnlich heftig zusammen und warf einen Blick aufs Handgelenk. Die Uhr zeigte drei nach halb neun – die gleiche Zeit wie heute morgen, als es eigentlich sechzehn Minuten nach acht war. »Herr Gott«, dachte er. »Es geschieht wirklich.«

Paul Hjelm stand in seinem viel zu dünnen Leinenjackett da, hielt einen Schirm mit Polizeilogo in der Hand und hatte Hörstöpsel in den Ohren. Seine zum Abschiedsgruß erhobene Hand sank unsicher durch die Raumzeit.

»Aber was ist denn?« brüllte er.

»Schrei nicht so«, sagte Jan-Olov Hultin und starrte auf seine Armbanduhr. Der Sekundenzeiger tickte, aber war er nicht ungewöhnlich schnell? Was tat Paul hier? War es plötzlich Morgen geworden? War es schon Zeit für die Vormittagsbesprechung in der Kampffleitzentrale? War er zwölf Stunden lang in einem schwarzen Loch in der Zeit unterwegs gewesen?

»Entschuldigung«, sagte Hjelm und zog die Hörstöpsel aus den Ohren. »*Kind of Blue*. Miles Davis.«

»Um Musik zu hören, ist die Freizeit da«, sagte Jan-Olov Hultin verwirrt.

Paul Hjelm musterte ihn ziemlich eindringlich. »Mit dir stimmt was nicht, Jan-Olov«, sagte er schließlich.

»Was tust du hier um diese ... Tageszeit?«

»Ich wollte gerade nach Hause gehen. Ich habe mir das ganze Material noch einmal angesehen, und ich fresse einen Besen, wenn es nicht zusammenhängt. Aber was machst *du* hier?«

Hultin saß ganz still. Er strich mit der Hand über die Schreibtischkante. Doch, dachte er, dies ist die Wirklichkeit. Dies ist Materie, die ich fühlen kann. Raum ist nicht Zeit. Ich befinde mich in der Zeit auf eine andere Weise, als ich mich im Raum befinde. Ich bin hier, und ich bin jetzt. Scheiß auf den Rest. Dann wandte er sich zum Faxgerät um. Ein letztes krrr-krrr-krrr-prritt, und der Haufen war komplett. Er nahm ihn, glättete die Seiten auf dem Schreibtisch und sagte energisch: »Gravitationelle Zeitdilatation. Solltest du mal ausprobieren. Das gibt dem Dasein Perspektive.«

Hjelm fiel die Kinnlade herunter. Es war sehr unterhaltend.

»Wo ist das Handy von der U-Bahn?« fragte Hultin scharf.

»In meinem Zimmer«, erwiderte Hjelm eingeschüchtert.

»Was tut es da? Warum ist es nicht bei der Spurensicherung?«

»Ich habe es mir ausgeliehen, als sie ins Wochenende gegangen sind. Ich wollte es mir ein bißchen näher ansehen.«

»Ausgezeichnet«, sagte Hultin. »Hol es her.«

»Keine anderen Fingerabdrücke außer denen von Hamid al-Jabiris, offenbar. Wie schafft man es, an seinem eigenen Handy keine Fingerabdrücke zu hinterlassen?«

»Hol es her«, wiederholte Hultin.

Als Hjelm verschwunden war, sah er rasch den Papierwust durch, den das Faxgerät ausgespuckt hatte. Er fand unmittelbar das, wovon er wußte, daß er es finden würde.

Hjelm trat mit dem Handy ins Zimmer.

»Leg es auf den Schreibtisch«, sagte Hultin mit dem Telefonhörer in der Hand. Er wählte eine Nummer.

Das Handy auf dem Schreibtisch klingelte.

Es kam ihm nicht überraschend vor.

»Jetzt«, sagte Kriminalkommissar Jan-Olov Hultin, »jetzt ist das hier ein *Fall*.«

Es war Wochenende. Die ›Spezialeinheit bei der Reichskriminalpolizei für Verbrechen von internationalem Charakter‹ hatte frei. Die ganze Bande. Glücklicherweise hatte der Regen sich aus der Region Stockholm verzogen, so daß es möglich war, sich Feiertagsaktivitäten zu widmen.

Jan-Olov Hultin trat vor seiner Haustür am See Ravalen in den Wald hinaus, durch das Unkrautdickicht des Gartens, das waldähnlicher war als der Wald selbst, und spähte durch gesprungene Fernglaslinsen nach heimkehrenden Zugvögeln aus. Es war, als teilte sich die Raumzeit in Segmente. Gunnar Nyberg fuhr zur Familie seines Sohns Tommy nach Östhammar. Er nahm die Joggingsschuhe mit und schaffte es sogar, eine Runde zu laufen, obwohl Benny, der jetzt bald drei Jahre alt war, sich unablässig an seinen Großvater klammerte. Er hing ihm fünf Kilometer lang um den Hals, was der Trainingseinheit besonderen Pfiff verlieh. Viggo Norlander blieb fast den ganzen Samstag mit seiner Astrid und Klein-Charlotte im Bett, die unermüdlich versuchte, über die Bettkante hinauszurobben. Nicht einen Augenblick dachte sie über die eigenartigen Aktivitäten ihres leicht angegrauten Elternpaares im Bett nach.

Kerstin Holm hatte ein Großkonzert mit Orchester und allem Drum und Dran in der Jakobskirche, wo sie im Kirchenchor die Altstimme sang. Während der goldenen verdichteten Minuten des Kyrie in Mozarts *Requiem* spürte sie deutlich, wie die verdünnte Stelle an ihrem Schädel vibrierte, und sie stand in direktem Kontakt mit dem Weltall. Kyrie eleison. Christe eleison. Kyrie eleison. Das war der ganze Text. Der Herr sei uns gnädig. Christus sei uns gnädig. Der Herr sei uns gnädig. Das Ehepaar Jorge Chavez und Sara Svenhagen machte einen langen Spaziergang durch Vasastaden und blieb im Vasapark hängen,

wo sie auf einer Parkbank landeten und zunächst äußerst nüchtern darüber diskutierten, welche Vor- und Nachteile es mit sich brächte, Kinder zu bekommen. Es endete damit, daß sie sich kräftige Schimpfwörter an den Kopf warfen. Als eine alte Dame mit Perücke vor ihren Augen die Polizei anrief, gingen sie nach Hause in die neu gekaufte Wohnung in Birkastan und liebten sich ebenso hemmungslos wie wortlos.

Dennoch war es kein richtig normales Wochenende. Keiner von ihnen, nicht einmal Viggo Norlander, kam darum herum, mindestens einmal pro Stunde an einen ganz besonderen Fall zu denken.

Dies betraf nicht zuletzt Paul Hjelm. Er war mit der Familie draußen im Häuschen auf Dalarö. Seit einigen Jahren mieteten sie die baufällige kleine Kate mit einem phantastischen versteckten Grundstück am Meer und eigenem, wenn auch verfallenem Steg. Die Besitzerin war eine enorm vitale, aber an den Rollstuhl gefesselte Dame, einst Schwedens erste Boxerin, und Hjelm wurde nie ganz klar, ob sie bewußt die allumfassenden Gesetze des Marktes ignorierte oder ob der Markt ganz einfach nicht hergefunden hatte. So gesehen handelte es sich um den letzten weißen Fleck auf der Weltkarte. Maja – so hieß die ehemalige Boxerin – hätte natürlich allein für das Grundstück so an die drei, vier Millionen bekommen können. Jetzt vermietete sie es für siebentausend im Jahr an die Familie Hjelm und wohnte in einer kleinen Zweizimmerwohnung im Zentrum von Handen. Einmal im Jahr kam Maja zu Besuch und verbrachte eine Nacht in ihrem alten Schlafzimmer. In der Regel war dies am ersten Maiwochenende, danach wurde es, Zitat, »allzu schwitzig im Korsett«.

Jetzt saß sie auf der Veranda, atmete in tiefen Zügen die abendkühle Meeresluft ein und sagte: »Es war weiß Gott nicht leicht damals, lesbisch zu sein.«

Da jeder Besuch von Maja eine neue Überraschung in sich barg, schauten Paul und Cilla sie nur ein wenig vorsichtig an und warteten auf die Fortsetzung. Die auch kam.

»Das könnt ihr mir glauben«, sagte sie und schlug ihre krummen, aber kräftigen Arme um das Ehepaar. »Ihr mietet hier ein richtiges kleines Skandalnest, meine Lieben. O weiowei, was haben wir hier für Orgien gefeiert. Kein Kerl, so weit das Auge reichte. Nur eine Masse nacktbadender Nymphchen. Die Nachbarsfrauen waren hysterisch. Aber die Männer haben nicht besonders wild protestiert, so viel kann ich sagen.«

»Und einige der Nachbarsfrauen leben noch, denke ich mal«, sagte Paul Hjelm.

Maja lachte schallend auf und boxte ihm in den Oberarm. Er wußte sofort, daß es einen blauen Fleck geben würde.

»Ich vergesse immer, daß du Detektiv bist«, lachte sie.

»Du siehst nicht aus wie ein Detektiv, Paulus.«

»Finde ich schon«, sagte Cilla mit Eisesstimme.

»Aber, aber, aber«, schalt Maja. »Euer Ehegeplänkel müßt ihr später austragen. Jetzt habt ihr Gäste. Und ich nehme gern noch einen Dry Martini, danke. Ein wenig trockener diesmal, wenn's geht.«

»Dann müssen wir ihn zu Hause brennen«, sagte Paul und blickte verstohlen zu Cilla hinüber.

Er stand auf und goß der lauthals lachenden Maja noch einen unverdünnten Beefeater ein.

»Du hast natürlich vollkommen recht«, sagte sie ein wenig ernster, nachdem der Drink serviert war. »Sie verführten die Herrschaften, ließen sich auf deren goldenen Gütern nieder – und bekamen eine Bande von Badenyphomaninnen als Nachbarn. Ein bißchen unerwartet, wenn man in die Gesellschaft einheiratet und ein Konservendosenleben erwartet. Solange eine einzige von ihnen am Leben ist, verkaufe ich nicht.

Und macht euch keine Sorgen, meine Lieben, solche Weiber sind zäh.«

Cilla stand auf und tat so, als hätte sie etwas zu tun. Den Rücken zum Tisch gewandt sagte sie: »Ich will dir sagen, warum er aussieht wie ein Detektiv. Weil er nämlich die ganze Zeit über einen Fall nachdenkt. Hier ist er mit Sicherheit nicht.«

»Entschuldige, daß ich existiere«, sagte Paul weise.

»Ein Fall?« jauchzte Maja glücklich auf. »Wie spannend! Erzähl mehr, Paulus.«

»Paulus«, krächzte eine Stimmbruchstimme aus dem Innern der Käte.

»Sind die Kinder auch hier?« fragte Maja erstaunt. »Ich dachte, ihr hättet gesagt, ihr laßt sie in der Stadt.«

»In der Stadt«, meckerte die halb erstickte Stimme.

Paul Hjelm seufzte.

»Ich lebe mit einem Papagei zusammen«, sagte er mit einem Blick in Cillas Richtung. Sie stand immer noch mit dem Rücken zu ihnen und murmelte: »Er muß gerade wach geworden sein.«

»Ein richtiger Papagei?« fragte Maja angewidert. »Wie eklig.«

»Nicht wahr?« sagte Paul feige.

»Ich mag Tiere nicht«, fuhr die alte Dame fort und schlürfte Beefeater wie ein echter Seebär. »Das ist was aus der Kindheit. Es gibt tatsächlich Menschen mit Angst vor Tieren. Nicht Angst vor Spinnen oder Angst vor Schlangen oder Angst vor Kühen, sondern mit einer allgemeinen Angst vor Tieren. Man bekommt ganz einfach die Panik bei jedem Kontakt mit dem Tierreich. Es ist ziemlich lästig.«

»Du scheinst ansonsten nicht zu denen zu gehören, die unnötig in Panik geraten«, sagte Cilla, immer noch abgewandt.

»Panik ist vielleicht ein bißchen viel gesagt«, räumte Maja ein. »Aber das gibt es. Richtige Angst vor Tieren. Ich habe es aus nächster Nähe gesehen. Ich brachte mal eine kleine Großstadt-

göre mit hier heraus, in die ich verliebt war, es muß gegen Ende der fünfziger Jahre gewesen sein, und als ich einen Hecht aus dem Wasser zog, schrie sie in Panik, bis sie ihre Zunge verschluckte. Ich habe sie ihr mit dem Wobbier aus dem Hals gezogen. Als ich sie ein paar Jahre später wiedertraf, sagte sie, daß sie immer noch den Geschmack von rohem Fisch tief im Hals spürte.«

Paul kicherte, goß sich selbst einen großen Beefeater ein und sagte: »Wenn ich nicht daran gehindert würde, den Fall zu diskutieren, könnte ich auch das eine oder andere über Angst vor Tieren erzählen.«

»Tieren erzählen«, krächzte der Papagei aus dem Haus. Paul und Maja lachten laut. Da konnte auch Cilla sich nicht mehr halten. Sie lachte, setzte sich mit einem lauten Plumps an den Tisch und goß sich einen gigantischen Beefeater ein, nahm einen Schluck, der zwei normalen Schnäpsen entsprach, und sagte: »Okay, zum Teufel. Ich befreie dich von deiner Schweigepflicht. Es ist bestimmt ebensogut, wenn du die Sache los wirst.«

Und Paul Hjelm erzählte. Während sich die Dunkelheit über die Gränöbucht senkte und der ein wenig verhangene Tag mit einer golden schimmernden Abenddämmerung seinem Ende zuing, erzählte er von Vielfraßen unter Rauschgifteinfluß und von osteuropäischen Huren, vom sonderbaren Schicksal eines Handyräubers und unsichtbaren Verfolgern in Skansen, von einer Machofrau in roter Lederjacke und von einem ausgesprochen ungeeigneten Leiter einer Flüchtlingsunterkunft. Maja lauschte hingerissen und war mehrmals nahe daran, aus dem Rollstuhl zu purzeln. Dann und wann streute sie Kommentare ein, die teils saftig waren, teils klug. Aber am stimulierendsten war, daß selbst Cilla zuzuhören schien, nicht nur, weil sie ein wenig angetrunken und müde war, nicht nur, weil sie es versprochen hatte, sondern aus wirklichem Interesse.

Als er fertig war, schwebte die Sonne noch über dem Wasser am Horizont. Paul griff nach Cillas Hand, und Maja sagte: »Geht ihr noch eine Weile auf den Steg und genießt die Stimmung. Ich fahre rein und lege mich hin.«

»Kommst du allein klar?« fragte Cilla.

Maja legte die Hand über Pauls und Cillas verschlungene Hände. »Im schlimmsten Fall«, sagte sie, »liege ich auf dem Fußboden und warte. Das habe ich schon mehr als einmal gemacht.«

Sie gingen zum Wasser hinunter. Der Steg, der plötzlich eine sündige Vergangenheit bekommen hatte, ragte mitten in ein glitzerndes orangefarbenes Leuchten hinaus, wie ein altes schwarzes Schiffswrack auf einem romantischen Gemälde. Weil die Gränöbucht windstill bis zum Horizont dalag und der eine und andere äußerst trockene Dry Martini durch ihre Kehlen gelaufen war, kam ihnen der Maiabend nicht besonders kalt vor. Als sie auf den Steg hinaustraten, zog Cilla ihre Kleider aus, Stück für Stück, ganz ruhig und selbstverständlich, bis sie völlig nackt in dem dunkelorangefarbenen Leuchten stand. Es tanzte ein bißchen in Pauls Kopf. Er betrachtete den zierlichen blonden, lichtumflossenen Körper, der im großen und ganzen seine Sexualität geprägt hatte. Da stand die Mutter seiner beiden Kinder, die alt genug waren, selbst Kinder zu bekommen, und war jung. Ewig jung. Sie fuhr langsam und sinnlich mit den Händen durch das zerzauste blonde Haar. Es war ein Frühlingsgeschenk, so viel verstand er. Er trat zu ihr und schlang die Arme um sie. Sie löste seine Kleidung, das hatte sie lange nicht getan. Schließlich war auch er nackt, und sie standen eng umschlungen in einem langsam vergehenden Licht auf dem alten Steg. Er hob sie hoch, sie schlug die Beine um ihn, sie machte sich weit und er drang ein, und es wurde dunkel auf dem Steg. Mit einem Schlag erlosch die Gränöbucht, und die Welt wurde still. Die Zeit zog sich zurück, die Grenzen lösten sich auf, und alles war eins. Sie schob sich zurück und berührte nur

noch seine äußerste Spitze über dem Abgrund, dann nahm sie ihn in sich auf, so tief es ging, und schließlich legte er sich zwischen den auf dem Steg verstreuten Kleidungsstücken auf den Rücken, und sie sank langsam über ihn und umschloß ihn, und etwas, das größer war als sie beide, vereinte sie. So ritt sie ihn zum rhythmischen Geräusch der Wellen, die durch nichts als die Bewegungen des Stegs auf der spiegelglatten Bucht hervorgerufen wurden. Und die Erde schien sich zu heben, schien sich nähern zu wollen, und der schwarze Himmel sank und sank, bis er von Lichtpunkt auf Lichtpunkt perforiert wurde und das Licht aus einer anderen, dahinter liegenden, besseren Welt Keile in das Schwarze trieb und näher und näher kam und stieg und sank und Geräusche und Bewegungen war und Muster die sich auf der Wasseroberfläche ausbreiteten und der Mond legte einen dünnen Film von Licht über das Dunkel, einen Steg aus Licht der sie hinübertrug in die bessere Welt und sie traten ein und die Welt lächelte ihnen entgegen und alles war Licht und Schimmern und am Ende ein einziger mächtiger Lichtschein der von etwas anderem und Besserem erzählte das gleichzeitig hier und jetzt war und alle Laute waren nur Rhythmen die durch alle Löcher und alle Öffnungen in der schwarzen Decke des Himmelsgewölbes strömten aus Licht das spritzte und kam und sich entleerte und explodierte in Lauten die Licht waren und Licht das Laute war und alles war vorüber.

Und es war ganz, ganz still auf dem kleinen Steg.

Da klingelte ein Handy. Sie sahen einander nicht, fühlten einander nur. Er schüttelte leicht den Kopf, und sie nickte.

Sie war es, die nickte.

In dem Nicken lag eine tiefe Einsicht, das fühlte er, als seine Hand in dem Kleiderhaufen tastete und er das Gespräch annahm.

Er sagte nicht ein Wort. Alles, was sie hörte, war das schwache Klicken, als er auf den Ausknopf drückte.

»Deine Geschichte ist noch nicht richtig zu Ende, nicht wahr?«
sagte sie und streichelte das rote Mal auf seiner Wange.

»Nein«, sagte er still. »Sie ist nicht richtig zu Ende.«

Fünf Tage war er jetzt unterwegs – es kam ihm vor wie ein ganzes Leben. Und in gewisser Weise war es das. Jetzt spürte er, daß die Irrfahrten sich ihrem Ende näherten. Eine Verwandlung bahnte sich an.

Das Gefühl einer Gegenwart war jetzt stärker. Sie wurde physisch spürbarer, mehr wie ein alter Freund, auf den man lange gewartet hat. Über ein halbes Jahrhundert. Zwei alte, sehr alte Männer, die sich gegenübertraten, jeder von seiner Seite eines gänzlich vollgekritzelten Bogens Papier. Es war, als wäre er im Begriff anzukommen, nach Hause zu kommen.

Und dort wartete jemand.

Unverbrüchlich treu.

Alles waren jetzt Bilder. Sie strömten durch ihn hindurch. Es war der Todesfluß, und er mußte den Fährmann rufen, um ihn überqueren zu können, um die Erlaubnis zum Sterben zu bekommen. Der Fährmann war es, der auf ihn wartete. Der ihn auf die andere Seite bringen sollte. Und er würde nicht halt machen, bevor er nicht die Tiefe des Trichters erreicht hatte. Doch alles war besser als das Umherirren, unbegraben am Ufer eines Flusses, der nicht existierte. Das Umherirren Ahasvers. Jetzt war der Fluß da. Jetzt begann das ewige Leiden.

Es war ihm willkommen. Dann und wann war es ihm erlaubt, aus dem Bilderstrom hochzublicken. Um Atem zu schöpfen. Dann rief er sich seinen Reiseweg während dieser fünf Tage in Erinnerung. Die Reise jedes Tages formte einen Buchstaben. Der erste war ›E‹, großes ›E‹. Die Reise des zweiten Tages formte ein ›P‹, das hatte er herausgefunden.

Die Bilder waren unerbittlich. Es war nicht viel Zeit, um aufzublicken. Die Flutwelle schwappte über ihn hinweg. Doch

die Erzählung blieb aus. Die Bilder paßten nicht zusammen. Es ergab sich keine Ordnung. In dem Augenblick, in dem die Ordnung hergestellt war, käme das Ende. Dann müßte er nicht mehr unterwegs sein.

Arme liegen über ihm, Beine liegen über ihm, dünne, dünne Beine, dünne, dünne Arme. Er bewegt sich in einem Menschenhaufen. Es sind tote Menschen. Einer der toten Menschen ist ein Mann ohne Nase, und er liegt auf dem Fußboden eines Wohnzimmers in Tyresö, und eine Hand mit einem Küchenmesser wird weggezogen, und unter dem Mann ohne Nase läuft das Blut heraus, und an dem Handgelenk bei dem Messer sind Ziffern, die sich in Bewegung setzen und auf dem Weg fort von ihm sind. Und sein Kopf hängt nach unten, und ein Metalldraht wird in seine Schläfe eingeführt, und er fühlt keinen Schmerz, obwohl er einen Schmerz fühlen müßte, der über jede Vorstellungskraft geht. Und nicht er hängt mit dem Kopf nach unten, es ist der Mann, der in unverbrüchlicher Treue am Ufer wartet, das der Todesfluß offenbart. Und das Buch, das er schreibt, das von Schmerz, von Schmerz, Schmerz, Schmerz spricht, wohin geht es? Und woher kommt es? Ist er es, der sein eigenes Buch schreibt? Er öffnet die Tür seines Hauses, und da steht ein Mann ohne Nase, und dann liegt der Mann ohne Nase tot vor ihm. Dann sieht er einen sehr hellen Mann in Uniform. Der sehr helle Mann in Uniform hält einen sehr dünnen Metalldraht in der Hand. Neben dem sehr hellen Mann steht ein dunklerer Mann. Er hat am Hals ein lila Muttermal. Es hat die Form eines Rhombus. Und hinter den beiden Männern, in sonderbarem, künstlichem Gegenlicht, ist ein dritter Mann zu erkennen, und der dritte Mann hat auch einen Metalldraht in der Hand, und er sollte ihn sehen, aber er sieht ihn nicht. Und am Handgelenk verschwindende Ziffern. Der Mann ohne Nase sagt ›Sheinkman‹, und er steht ganz still und beobachtet ihn, und der Mann ohne Nase sagt noch einmal ›Sheinkman,‹ und diesmal zeigt er auf sich selbst und ein riesiges Lächeln breitet sich über sein

Gesicht aus, und da taucht er aus dem Fluß auf und sieht, daß die U-Bahnstation Sandsborg heißt.

Da ist er ganz nahe. Der Reiseweg des Tages steht klar vor ihm. Er bildet ein ›U‹. Heute ist er gefahren wie ein

›U‹. Es ist der letzte Buchstabe. Und wie ist er gestern gefahren? Er muß noch einmal hinein und den gestrigen Tag durchfahren. Langsam wird er zu einem Zeichen. Zu einem Buchstaben.

Als der Zug wieder anfährt, geht es nicht mehr durch Tunnel. Er fährt draußen im Licht. Obwohl es Abend ist und nicht sehr hell. Es geht auf den Abend zu, denkt er, und jetzt spürt er diese Gegenwart so deutlich. Der Tod sitzt neben ihm, und fährt mit ihm, er ist ein ganz normaler Mensch.

Obwohl er sich auflöst; die Konturen des Todes lösen sich auf. Warum das? Darf er auch jetzt nicht sterben? Oder ist es gar nicht der Tod, der ihn verfolgt? Sind es andere – Wesen?

Alles wird wieder undurchdringlich.

Ein Durcheinander. Arme, ein Mann ohne Nase, drei Männer im Gegenlicht, Ziffern, die sich bewegen, ein dünner Metalldraht, ein nach unten hängendes Gesicht, ein Buch, in das geschrieben wird, Beine, dünne, dünne Beine, ein Gestank, der sich jeder Beschreibung entzieht.

Der Buchstabe von gestern war ein ›V‹. Das ist vollkommen klar, als der Zug an der U-Bahnstation Skogskyrkogården hält und er mit zitternden Beinen aussteigt. Es ist ganz selbstverständlich. Er folgt einer inneren Karte.

Langsam fällt die Dämmerung um ihn her. Auf seinen Stock gestützt, überquert er die Straße und stolpert auf das große Friedhofsgelände. Wie Leuchtbojen beleuchten die Straßenlaternen seinen Weg, und hier und da brennt auf einem Grab ein kleines Licht. Es wird immer weniger Stadt und immer mehr Wald. Nur die Reihen der Grabsteine unterscheiden den Ort von einem Wald. Unter seinen Füßen sind die Toten unterwegs. Die

Bäume, die Büsche, die Pflanzen holen sich Nahrung aus verwesenden Körpern. Einen Moment lang denkt er, daß die Vegetation anders aussieht als anderswo.

Als nähmen Gewächse, die sich von Leichen ernähren, eine andere Form an.

Er stolpert vorwärts durch den Frühlingsabend. Der Duft frisch ausgeschlagenen Grüns vermischt sich mit dem Gestank des Vergangenen. Eine Wolke von Verwesung liegt über dem Friedhof. Christliche Gräber erfüllen ihn immer mit Unbehagen – endlich beginnt er zu verstehen, warum.

Die eigentümlich geformten Bäume sind starr. Es ist vollkommen windstill. Dennoch spürt er eine Form von Gegenwart, die nicht mehr die des tröstenden Todes ist. Der tröstende Tod hat ihn verlassen. Die Gegenwart ist greifbar, aber dennoch ist sie nur vage, wie eine Luftspiegelung. Dinge scheinen sich gleitend gerade außerhalb seines Blickfelds zu bewegen.

Das Entsetzen darf nicht von ihm Besitz ergreifen. Er darf nicht in den Sumpf des Schreckens sinken. Er kämpft sich hoch an die Oberfläche. Gehirngymnastik. Fünf Tage ist er unterwegs gewesen. Es fehlt noch ein Buchstabe von seiner Reise. Der mittlere Buchstabe. Die Reise von vorgestern. Er ruft sie sich in Erinnerung, während er über den großen Friedhof stolpert. Ein Tier läßt sich hören. Ein Käuzchen, das ruft.

Er erinnert sich daran, daß er weit im Norden aus der U-Bahn gestiegen ist und eine kleine sinnlose Rundtour mit einem Bus gemacht hat. Daraus wurde ein Ring – oder ein Punkt.

Ein I-Punkt.

Der dritte Buchstabe ist ein kleines ›i‹. Das bedeutet, daß alle Buchstaben außer dem einleitenden ›E‹ Kleinbuchstaben sind.

Ohne es zu merken, hat er die christlichen Gräber hinter sich gelassen. Er befindet sich jetzt auf dem Gelände der jüdischen Gemeinde. Bet Hachajim, der Südfriedhof. Auf mehreren Gräbern liegen kleine Steine. Ganz oben auf den Grabsteinen

stehen zwei hebräische Buchstaben: »Hier ruht«. Unten fünf hebräische Buchstaben, die bedeuten: »Möge seine/ihre Seele in den Bund des ewigen Lebens aufgenommen werden.« Es kommt ihm vor wie zu Hause. Und auch wieder gar nicht.

Da sieht er im Augenwinkel einen Schatten, der hinter einen Baum gleitet. Und noch einen.

Er steht still. Das Käuzchen ruft wieder. Es ist ein Todesruf, und das ist völlig logisch. Er steht da und ordnet die fünf Tage seiner letzten Reise. Fünf Buchstaben, und sie legen sich wie Spielkarten hintereinander. Zuerst »E«, dann »p«, danach »i«, dann »v« und zuletzt »u«. »Epivu«.

Vollkommen sinnlos. Tragisch, mit noch einem undurchdringlichen Rätsel auf den Lippen zu sterben. Er lacht still. Ein Galgenlachen.

Doch da geschieht etwas Seltsames. Auch die Bilder legen sich in Ordnung hintereinander wie Spielkarten, in glasklarer Ordnung.

Er setzt sich wieder in Bewegung. Viel Bewegung ist es jedoch nicht. Er taumelt, halb über dem Stock hängend. Die Natur um ihn her ist wie in gleitende Schatten gehüllt, die Bäume scheinen sich zu bewegen, ein Wald, der näher kommt, und er nimmt die erste Spielkarte und sieht sie an.

Und sein ganzes Leben ändert den Charakter.

Da sieht er durch die Dunkelheit, daß mehrere Grabsteine umgestürzt sind. Einer ist zersplittert. Und natürlich ist es der. Der, zu dem er die ganze Zeit unterwegs gewesen ist. Er lacht kurz. Er hört sein eigenes Lachen, und es gibt ein leeres Echo. Unglaublich leer.

Es ist vollkommen logisch, daß dieser Grabstein zerstört ist. Er kniet daneben nieder und blickt auf. Ininigem Abstand erkennt er mehrere Gestalten. Sie johlen und werfen Flaschen und zerschlagen weit dort drüben noch einen Grabstein, und ihre Schädel sind kahl. Er seufzt auf und befragt den zerstörten

Grabstein. Er ist enttäuscht. Sind es Skinheads, die sein Schicksal werden? Neonazis? Wie – banal.

Er schaut die inzwischen so gut sortierten Bilder in seinem Innern durch. Es ist wohl jene Klarheit kurz vor dem Tod. Das Leben, das Revue passiert.

Ja, denkt er. Es ist vollkommen, vollkommen klar. Richtig. So ist es.

Damit kann man natürlich nicht leben.

Da versteht er auch die Buchstaben. »Epivux«. Natürlich.

Man muß nur die Perspektive wechseln.

Es ist kein Punkt über dem »i«.

Und nicht die Skinheads sind sein Schicksal. Es ist ein gutes Gefühl. Gerechter.

»Ihr habt lange gejagt«, sagt er laut, und er weiß nicht, in welcher Sprache er es sagt.

»Ja«, antwortet eine Frauenstimme. »Ziemlich lange.«

Er fühlt, wie er hochgezogen wird. Es ist stockdunkel. Urzeitdunkel. Der eiskalte Wind heult. Sein Körper dreht sich. Alles steht auf dem Kopf. Er sieht den Mond zwischen seinen Füßen hervortreten. Er hört die Sterne in Lichtjahrgesang ausbrechen. Er sieht das Dunkel sich verdunkeln.

Jetzt sieht er ein Gesicht. Es steht auf dem Kopf. Es ist eine Frau, die der Mann ist, der unverbrüchlich treu mehr als ein halbes Jahrhundert gewartet hat, und die ihn jetzt auf die Fähre über den Todesfluß geleitet, der endlich, endlich aus seinem Innern hervorströmt. Und er ist es, dessen Kopf nach unten hängt.

Da kommt der Schmerz.

Um ein halbes Jahrhundert verzögert.

Und er ist genau so, wie er ihn sich vorgestellt hat.

»Aber Himmel, Arsch und Zwirn«, sagte Jan-Olov Hultin.
»Riechst du nach Gin?«

»Nix da«, sagte Paul Hjelm. »Möglicherweise eine Spur Dry Martini.«

Der Mond glitt sachte zwischen unsichtbaren Wolken hervor, und der Ort änderte seinen Charakter. Es war kein feuchter, finsterer Urwald mehr, in dem es von unsichtbarem Leben wimmelte, es war die karge, grausame, erstarrte Wohnung des Todes. Im gleichen Maße wie der Mond traten die Grabsteine in Erscheinung, einer nach dem anderen, bis alles aussah wie in einem Gedicht von Edward Young.

Grabpoesie.

»Sind die anderen hier?« fragte Hjelm.

»Der einzige, den ich erreichen konnte, war Gunnar, und er war in Östhammar. Die andern hatten ihre Handys abgeschaltet – und ich verstehe sie. Und du, wie zum Teufel bist du hergekommen? Ich hoffe, du bist nicht selbst gefahren ...«

»Taxi«, sagte Hjelm kurz, während sie den schmalen Pfad entlanggingen, an dem der christliche Friedhof Skogskyrkogården in den jüdischen Südfriedhof übergeht. Die Grabsteine sahen ein wenig anders aus – aber im Grunde war es kein großer Unterschied.

Ein Platz für Tote.

»Erzähl mal«, sagte Hjelm, während sie um eine Ecke bogen und eine Traube uniformierter Polizisten sichtbar wurde. Sie wirkten bleich in dem schwachen Mondlicht. Um sie herum verlief das obligatorische rot-weiße Plastikband, und die beiden Kriminalbeamten tauchten darunter durch und betraten den Kreis.

»Ich fange ohne Vorrede an«, sagte Hultin und nickte einem der Polizeiassistenten zu. Der fingerte irgendwo im Dunkeln, und ein starker Scheinwerfer wurde angeschaltet. Hjelm war sofort geblendet. In dem flammenden, gleißenden Feuermeer, das hinter seinen Lidern das Blickfeld ersetzte, erkannte er einen Menschen. Und als das Feuermeer verblaßte, sah er – immer noch hinter den Lidern –, daß der Mensch mit dem Kopf nach unten hing. Dann vermochte er endlich die Augen zu öffnen.

Da wurde es deutlicher.

An einer Eiche hing ein sehr alter Mann. Von den zusammengebundenen Füßen lief ein Seil in den Baum hinauf. Die Hände des Mannes schleiften auf der Erde. Die grauen Haarsträhnen reichten fast bis zum Boden, unmittelbar neben einem Spazierstock und einem zerstörten Grabstein. Und in seinem Kopf stak in Höhe der Schläfe ein dünner, aber fester Metalldraht. Auf dem Gesicht des Mannes lag ein eigentümliches Lächeln. Es war ein grausiger Anblick in dem scharfen Scheinwerferlicht. Wie die Schlußszene eines Schauspiels. Einer antiken Tragödie.

»Jesses«, sagte Paul Hjelm.

Hultin zupfte ein paarmal an dem Seil, wie an einer Contra-
baßsaite. Ein gebrochener Ton drang in die Nacht.

»Um die Füße ein acht Millimeter dickes rot-lila-gestreiftes Polypropenseil mit einem Kreuzknoten.«

»Rassisten?« fragte Hjelm und zeigte auf den zerstörten Grabstein.

»Sieht so aus«, sagte Hultin. »Etwas weiter fort sind mehrere Grabsteine umgestürzt und beschädigt. Und zerschlagene Schnapsflaschen.«

»Keine Fußspuren«, nickte Hjelm.

»Nein. Nicht direkt.«

»Keine Fußspuren im Vielfraßgehege, meinte ich. So hat er gegangen. Und mit blutenden Fingern das Wort in die Erde geschrieben.«

»Allem Anschein nach. Weißt du, wer dieser Mann ist?«

»Nein. Jude?«

Hultin zog den Jackenärmel des alten Manns hoch. Das manschettenbesetzte weiße Hemd rutschte mit.

In Höhe des Handgelenks verlief eine Reihe tätowierter Ziffern.

Hjelm schnitt eine Grimasse und zuckte zurück.

»O pfui Teufel«, stieß er hervor.

»Professor emeritus Leonard Sheinkman«, sagte Hultin leise.
»Weltberühmter Medizinforscher. 1912 in Berlin geboren, also achtundachtzig Jahre alt.«

»Und so hier aufgehängt. Pfui Teufel.«

»Gelinde gesagt.«

Hjelm beugte sich nieder und betrachtete das alte, zerfurchte Gesicht. Er betastete vorsichtig den steifen Metalldraht, der in der Schläfe steckte. Er schauerte zusammen und mußte an einen früheren Fall denken, bei dem widerwärtige Metallinstrumente in den Kopf eingeführt worden waren. Es war kein Fall, an den er sich besonders gern erinnerte.

»Böses Blut kehrt wieder.«

Doch das wollten sie nie wieder sagen.

»Ich weiß nicht, was es ist«, sagte Hultin und ging neben ihm in die Hocke. »Aber es erinnert mich an etwas.«

»Folter?« sagte Hjelm.

»Vielleicht.«

Sie richteten sich wieder auf.

»Wir müssen Brunte wohl zu den Vielfraßen zurückschicken«, sagte Hjelm.

»Darum kommen wir kaum herum ...«

Hultin gab dem Polizeiassistenten am Scheinwerfer ein Zeichen, und das Licht erlosch. Es wurde stockfinster. Die Augen konnten jetzt im Dunkeln gar nichts mehr sehen, und der Mond war wieder hinter die unsichtbaren Wolken zurückgetreten.

»Zeugen?« fragte Hjelm.

»Ich habe gerade mit einer Familie gesprochen, die so gegen halb neun eine Gang Skinheads in vollem Galopp durch Skogskyrkogården hat rennen sehen.«

»Skinheads?« stieß Hjelm hervor.

»Es ist ja ihr Stil«, sagte Hultin und zuckte etwas zweideutig mit den Schultern. »Umgeworfene jüdische Grabsteine. Es wäre nicht das erste Mal.«

»Aber das hier«, sagte Hjelm und zeigte auf den alten Mann, der dort zwischen den Ästen baumelte. »Das wäre das erste Mal.«

»Richtig. Und wir müssen die Skinheads finden.«

»Klar. Natürlich.«

Die Worte wurden klein und belanglos. Es war so ungeheuer widerwärtig. Ihr Schaudern sagte mehr als tausend Worte. Ein alter jüdischer KZ-Insasse, auf einem jüdischen Friedhof in Schweden aufgehängt und gefoltert. Da versagten alle Worte.

Konnten wirklich schwedische Skinheads diese Tat begangen haben? Und falls es so war, was hatten sie dann mit dem anonymen Vielfraßmann in Skansen zu tun? Waren es Skinheads, die den höchstwahrscheinlich dunkelhäutigen Mann durch die Waldungen von Djurgården verfolgt hatten – genauso, wie sie dann den alten jüdischen Professor durch das Gehölz von Skogskyrkogården verfolgt haben mußten?

Das klang – unwahrscheinlich. Zwar hatte die A-Gruppe vor nicht allzu langer Zeit eine rechtsextremistische Terrorgruppe bekämpft, die ihre Fühler in alle Richtungen ausgestreckt hatte,

wo undemokratische und inhumane Aktivitäten im Schwange waren; zwar hatten sie all diese sogenannten patriotischen Homepages im Internet gesehen, die bekannte schwedische Juden namentlich nannten, welche an der großen jüdischen Weltverschwörung beteiligt waren – aber dies hier war etwas anderes.

Alles andere als normal.

Mit einem letzten Blick auf den baumelnden alten Mann sagte Kriminalkommissar Jan-Olov Hultin ein wenig unerwartet: »Hauch mich mal an.«

Paul Hjelm starrte ihn an. »Was?« stieß er aus, seinem Chef direkt ins Gesicht.

»Danke«, sagte Jan-Olov Hultin. »Ich brauchte einen Schnaps.«

Kerstin Holm starrte den kurzgeschorenen Mann an und gab sich Mühe, grimmig auszusehen. Es fiel ihr ein wenig schwer, grimmig auszusehen, weil es acht Uhr am Sonntagmorgen war und sie an den Nachwirkungen eines rauschenden Fests mit einer Clique von Chor- und Orchestermitgliedern am vorausgegangenen Abend litt, bei dem man die Festbräuche der Familie Mozart befolgt hatte. Außerdem hatte sie erst vor fünf Minuten eine äußerst knappe Übersicht über den Fall erhalten. Während sie dasaß und sich anstrengte, grimmig auszusehen, versuchte sie gleichzeitig, eine Reihe sehr vage angedeuteter Fäden miteinander zu verknüpfen. Es war ein schwieriger Balanceakt, nicht zuletzt weil ihr auch noch schlecht war.

»Ich weiß, daß du nicht richtig vorbereitet bist«, hatte Hultin gesagt, als er sie vor einer Dreiviertelstunde angerufen und geweckt hatte und sie mit schrillenden Kopfschmerzen aus dem Schlaf hochfuhr. Sie wußte nicht, ob sie den Tag überstehen würde, ohne sich zu übergeben, geschweige denn ob sie ein vernünftiges Kreuzverhör mit einem Verdächtigen durchführen konnte, der schon *per Definition* widerwillig war.

»Aber«, hatte Hultin weiter gesagt, »du bist unsere beste Verhörleiterin. Und Paul wird dabei sein.«

Als ob das ein Trost wäre. Hjelm saß neben ihr und sah aus, als ginge es ihm noch schlechter als ihr. Jenseits von Gut und Böse. Sie überflog die Papiere, die vor ihr lagen, und versuchte, kompetent zu wirken.

Sie betrachtete den Mann ihr gegenüber in dem sterilen Vernehmungsraum und versuchte, ihn sich als raffinierten Mörder vorzustellen. Es war schwierig. Er sah aus wie ein kleiner Rotzjunge mit Muffensausen. Allerdings, dachte sie und machte sich hart, er ist ja immerhin Skinhead.

»Also dann, Andreas Rasmusson«, begann sie und blickte den Jungen fest an. »Du bist heute nacht, dem vorläufigen Bericht zufolge, »wie ein Gespenst« auf dem Hauptbahnhof herumgeirrt. Und heute früh bist du also von einer Familie erkannt worden, die gestern abend um halb neun auf dem Waldfriedhof war, um Blumen auf Großmutter's Grab zu legen. Du kamst da aus der Richtung des jüdischen Friedhofs gelaufen, wo gerade zehn Gräber geschändet worden waren. Deine Fingerabdrücke sind auch auf einer zerschlagenen Schnapsflasche, die dort lag. Du bist achtzehn Jahre alt und nicht vorbestraft, und jetzt erzähle uns, was passiert ist. Dann ist es möglich, daß du das bleibst, also nicht vorbestraft.«

Paul Hjelm betrachtete Kerstin Holm. Ihm war nicht gut. Sie dagegen wirkte total unberührt von der mißlichen Lage und der unchristlichen Tageszeit und den Ausschweifungen des vorausgegangenen Abends. Wie konnte sie so unberührt sein?

Kerstin Holm spürte, daß sie sich übergeben mußte. Sie stand auf und sagte streng – wenn auch mit etwas gepreßter Stimme: »Denk ein paar Minuten nach über das, was ich gesagt habe.«

Und weg war sie.

Aha, dachte Hjelm. Neue verhörtechnische Experimente. Hübsch.

Er betrachtete Andreas Rasmusson. In ein paar Jahren würde er aller Wahrscheinlichkeit nach das Leben als Skinhead verlassen und in die Gesellschaft eintreten. Er würde von seinem früheren Leben Abstand nehmen – aber vermutlich nie die Ideen hinter sich lassen. Er würde das eine sagen und die ganze Zeit etwas anderes denken. Und das war ein explosiver Zustand. Früher oder später würde er hochgehen und ihm um die Ohren fliegen.

Einen Augenblick verweilten Paul Hjelm's Gedanken beim Zustand. Dem schwedischen Zustand. Er war sich nicht sicher, ob er ihn verstand. Der Markt regierte, soviel war klar. Aktien-

wert hatte Menschenwert ersetzt. Die Frage war nicht so sehr, was das in der Gegenwart bedeutete, weil das ziemlich offenkundig war: wirtschaftliche Umverteilung von Armen zu Reichen. Was Geld brachte, war Geld, nicht Arbeit, und dieses Geld mußte ursprünglich irgendwo hergekommen sein. Das Gerede von ›Volksaktien‹ und ›Allgemeinfonds‹ war ein blasses Alibi dafür, mit dem wirklichen Geschäft weitermachen zu können wie bisher: damit Geld Geld bringen konnte, mußte es *großes Geld* sein. Und gewöhnliche Menschen hatten kein großes Geld. Einfach und glasklar. Sicher, gewöhnliche Menschen konnten ein paar Zehntausend an der Börse verdienen, doch das hatte keinerlei Bedeutung. Außer für die allgemeine Sichtweise, was den Markt betraf; es war ganz einfach eine Frage der Vermarktung. An der Börse zu spielen war wie Bingo, nichts anderes. Hatte man Glück, bekam man ein bißchen Geld. Also gab es kein Problem mit dem Ganzen. Die Vermarktung war gelungen. Im Prinzip kostenfrei.

Nein, die Frage war, was für eine Bedeutung es auf Dauer hatte. Wie veränderte diese unerhörte allgemeine Fixierung auf Geld den Menschen an sich?

Paul glaubte es sogar zu wissen. Eine gewaltige grundlegende Veränderung war im Gang. Er war bei seiner Arbeit so häufig darauf gestoßen. Alle Formen von Demokratie und Humanität bauten auf der Fähigkeit auf, mit dem Menschen, mit dem man sprach, den Platz tauschen zu können. Einfach so. Sich tatsächlich als der andere sehen zu können, mit den gesammelten Erfahrungen des anderen. Erst dann wurde der Mensch gegenüber ein Mensch. In den letzten Jahren hatte er beobachtet, daß diese einfache, grundlegende Fähigkeit zu schwinden begann. Eine Art von Schirm hatte sich zwischen den Menschen aufgebaut, und sie begannen sich als Objekte zu sehen. Investitionsobjekte. Wirft mein Gespräch mit dieser Person irgend etwas ab?

Es gab keine Welt außerhalb der Ökonomie. Und ohne eine solche Freizone stand es sozusagen jedem frei, seine Mitmenschen nach Gutdünken zu behandeln. Die Zahl der Gewissenlosen wurde größer und größer, glaubte er zu wissen.

Aber was glaubte er nicht alles zu wissen.

Kerstin Holm sah von oben auf ihn hinunter. »Hallo«, sagte sie. »Jemand zu Hause?«

»Der Mensch ist nicht Herr im eigenen Haus«, sagte Paul Hjelm und gab sich einen Ruck.

Ihr Blick verweilte noch ein paar Sekunden auf ihm. Dann wandte sie sich dem achtzehnjährigen Skinhead zu und sagte: »Nun, Andreas, hast du fertig überlegt?«

»Ich weiß nicht, wovon ihr redet«, sagte Andreas Rasmusson und sah käsig aus.

Käsig? Dachte Hjelm. Wieso käsig? Was für ein Eigentümliches Wort.

»Na dann«, sagte Kerstin und klappte ihre Papiere zusammen. »Dann gehen wir zum Staatsanwalt und beantragen Untersuchungshaft für dich. Du kommst vor Gericht, danach Jahre ins Gefängnis, mitten unter böse Einwanderergangs, und bleibst ein Leben lang alter Knastkunde.«

Und sie verließ den Vernehmungsraum mit Papieren und allem.

Paul starrte eine Weile auf die geschlossene Tür. Dann ging auch er hinaus. Er trat in den Raum hinter dem durchsichtigen Spiegel und sah Andreas Rasmusson am Vernehmungstisch sitzen und verwirrt blinzeln. Er hatte erwartet, Kerstin hier zu treffen, doch sie glänzte durch Abwesenheit. Eine Weile blieb er stehen und beobachtete den Skinhead. Wie eine vage Kontur in einem Feuermeer kam die Gestalt des an den Beinen hängenden Mannes ihm entgegen. Die grauen Haarsträhnen reichten hinunter bis zu dem zerstörten Grabstein.

Ihm ging es nicht richtig gut.

Kerstin kam herein und stellte sich neben ihn. Sie roch – schlecht.

Überrascht wandte er sich zu ihr um. »Sag mal, hast du gekotzt?«

»Warum sonst sollte ich wie von der Tarantel gestochen den ganzen Morgen rein und raus laufen?« fragte sie mit dem Blick zum Spiegel. »Ich hatte mich eigentlich auf einen freien Tag eingerichtet. Im übrigen riechst du auch nicht gerade taufrisch«, fügte sie hinzu und sah ihn an.

»Nein«, sagte er. »Vermutlich nicht.«

»Hat er reagiert?« fragte sie.

»Er sieht nur verstört aus.«

»Neuer Versuch?«

»Ich finde, ja.«

Sie gingen zurück. Andreas Rasmusson betrachtete sie, ohne eine nennenswerte Reaktion zu zeigen.

»Du bist sonst nicht gerade auf den Mund gefallen«, sagte Kerstin Holm. »Meinen Unterlagen zufolge bist du vierzehnmal verhört worden, und jedesmal hattest du eine schlagfertige Antwort auf Lager. Warum bist du heute so wortkarg? Weil Sonntag ist? Der christliche Sabbat?«

Er sah sie an, ohne sie zu sehen.

Paul Hjelm sagte: »Den Kollegen am Hauptbahnhof zufolge warst du beinah wahnsinnig vor Angst, als sie dich aufgegriffen haben. Was war denn da gewesen?«

»Ich will einen Anwalt«, sagte Andreas Rasmusson.

Sonntag, der siebte Mai, war ein denkwürdiger Tag. Auf den Fluren der A-Gruppe im Polizeipräsidium auf Kungsholmen herrschte so etwas wie ein passives Chaos. Einerseits gab es

Massen von losen Fäden, aus ganz unterschiedlichen Richtungen, andererseits gab es nichts, wo man ansetzen konnte. Es war schließlich Sonntag. Der christliche Sabbat.

Waldemar Mörner, Abteilungsleiter bei der Reichspolizeibehörde und formeller Chef der ›Spezialeinheit für Gewaltverbrechen von internationalem Charakter‹, war am Zug. Da dies ein Teil des Alltags war und kein spezielles Feiertagsereignis, mußte er in den Fluren umherlaufen, ohne daß jemand von ihm Notiz nahm.

Er öffnete die Tür zu Kriminalkommissar Jan-Olov Hultins Zimmer und zeigte auf die Uhr. »Pressekonferenz in fünfzehn Minuten, J.O. Klare Kante.«

Und damit wurde die Tür wieder geschlossen.

Die Eheleute Jorge Chavez und Sara Svenhagen, die gerade erst über die Lage informiert wurden, da sie den ganzen Vormittag nicht anzutreffen gewesen waren, wurden in ihren Gedankenbahnen von diesem Ausdruck aufgehalten. Klare Kante? Welche Weisheit verbarg sich hinter diesem geflügelten Wort?

Hultin schnitt eine kleine Grimasse und sagte: »Immerhin war er Nobelpreiskandidat.«

Zwei Sekunden danach flog die Tür auf, und Mörners dichtes blondes Haar – das allgemein als Toupé angesehen wurde – wehte wieder herein. In äußerster Erregung schnaubte sein Träger: »Immerhin war er Nobelpreiskandidat.«

Sara und Jorge starrten Hultin an, der nur vielsagend mit den Schultern zuckte.

Waldemar Mörner hastete weiter. Jetzt war Eile angesagt. Er riß die nächste Tür auf und erblickte zwei ausgewachsene Herren mittleren Alters, die mit Papierkugeln nach einem Papierkorb zielten.

»Was tut ihr hier?« stieß er verwundert aus.

»Dies hier ist unser Zimmer«, sagte Gunnar Nyberg.

»Wir sind zum Sonntagsdienst herbeordert worden«, sagte Viggo Norlander.

Das war richtig. Die ganze A-Gruppe war zum Sonntagsdienst herbeordert worden. Und als sie zur Stelle war, gab es nicht viel zu tun. Der Beschluß konnte möglicherweise als übereilt bezeichnet werden. Und Waldemar Mörner hatte ihn gefaßt.

»Aber wo ist Holm?« rührte er mit einer Stimme, in der die ganze Fassungslosigkeit des Weltalls mitschwang.

»Es ist nicht ganz undenkbar«, sagte Nyberg, »daß sie in ihrem Zimmer ist.«

»Und nicht in unserem«, verdeutlichte Norlander.

Mörner hastete weiter den Flur entlang, den Blick auf seine nagelneue, aber keineswegs echte Rolex geheftet. Dreizehn Minuten vor eins. Und die Welpresse wartete vor der Tür. Gleich würde er hinausschreiten und den Namen des Nobelpreisträgers in sechs verschiedenen Sprachen verkünden.

Nein, ganz so nicht.

Er riß eine weitere Tür auf. Nein, wieder nicht richtig. Es war die Damentoilette.

Er wollte gerade weiterbrausen durchs Präsidium, als Kerstin Holm von einem Waschbecken aus zu ihm hochstarrte, an dem sie sich Wasser in das ziemlich bleichnasige Gesicht spritzte.

»Was tust du hier?« stieß er hervor.

»Sollte ich das nicht eher dich fragen?« sagte sie und gurgelte.

»Aber genau dich wollte ich sprechen«, sagte er verwirrt.

»Und ...«, sagte sie belehrend und begann sich das Gesicht mit einem Handtuch abzutrocknen, das deutliche Gebrauchsspuren aufwies.

»Ich brauche dich«, sagte Waldemar Mörner wie ein leidenschaftlicher Liebhaber unter dem Balkon.

Kerstin Holm legte das Handtuch zur Seite, verzog das Gesicht zu einer grimmigen Miene und fixierte ihn skeptisch.

»Pressekonferenz«, verdeutlichte er und zeigte auf seine falsche Rolex. »Es eilt. Noch zwölf Minuten. Elf.«

»Du brauchst eine weibliche Geisel«, sagte sie in einem Ton, der Feuer zu Eis hätte gefrieren lassen.

»Genau«, sagte Mörner, ohne die geringste Temperaturveränderung wahrzunehmen.

»Ich bin krank«, sagte Kerstin Holm und griff wieder zum Handtuch. »Versuch es bei Sara.«

»Aber sie ist doch noch ein Kind.«

»Um so besser.«

Waldemar Mörner verharrte tatsächlich einige Sekunden auf der Damentoilette und überlegte.

So kam es, daß Sara Svenhagen, ohne mehr als notdürftig über die Lage informiert zu sein, direkt vom Schwimmtraining im Eriksdalsbad kommend, zwischen Waldemar Mörner und Jan-Olov Hultin auf dem Podium in einem großen Saal im Polizeipräsidium landete und an einem Strauß speichelgetränkter Mikrophone roch. Sie starrte in die Fernsehkameras und spürte, wie sich ihr gechlortes Haar sträubte.

Paul Hjelm saß in seinem Zimmer und machte Notizen in Form eines Koordinatensystems, als das Bild des grünlichen Bürstenschnitts auf dem Fernsehschirm erschien.

»Grün?« sagte er.

»Chlor«, sagte Kerstin Holm, die neben ihm saß. »Sie schwimmen jeden Sonntag tausend Meter. Nach einer Weile wird blondes Haar grün.«

»Tausend Meter? Jorge?«

»Zwanzig Bahnen. Still jetzt.«

Waldemar Mörner räusperte sich. Das verhieß immer Gutes. Jetzt stand eine Sternstunde für Sprachpfleger bevor.

»Geehrte Mitglieder der Presse und übrige Ehrengäste«, begann Mörner. »Da wir einsehen, daß in Zusammenhang mit der jüngst verübten rassistischen Tat an einem sehr prominenten schwedischen Wissenschaftler in der zerebralen Branche, wenn ich einmal so sagen darf, überaus hohe Forderungen nach öffentlicher Offenheit gestellt werden dürften, haben wir beschlossen, Ihren höchst berechtigten Forderungen vorzugreifen und in einen bereits anfänglichen Zustand von Offenheit einzutreten, weil wir in einer offenen Gesellschaft leben und die Mittel der Polizei beschränkt sind, weshalb wir jetzt Ihren wohlskulpturierten Fragen, Professor emeritus Leonard Sheinkman betreffend, entgegentreten.«

Die Pressevertreter sahen einander abwartend an. Hoffentlich hatte jemand anders verstanden.

Schließlich sagte ein mutiger junger Mann: »Wer war er?«

Waldemar Mörner blinzelte heftig und stieß hervor: »Er war immerhin Nobelpreiskandidat.«

Das Bild verschwand. Paul sah Kerstin aufgebracht an.

»Es ist vielleicht nicht der richtige Moment, sich an Mörnerns Patzern zu weiden«, sagte sie, schaltete ab und legte die Fernbedienung auf den Tisch.

Dem mußte er zustimmen. Er sah eine Reihe von Ziffern an einem Handgelenk vor sich und empfand ein ausgeprägtes Unbehagen. »Okay«, sagte er und zeigte auf das Blatt Papier, auf das er gerade ein Koordinatensystem in Form eines großen Pluszeichens gemalt hatte. »Vier Quadrate, vier Ereignisse. Der waagerechte Strich ist eine Grenzlinie. Über dem Strich: ›Skansen‹ und ›Skogskyrkogården‹. Unter dem Strich: ›Slagsta‹ und ›Odenplan‹. Gibt es irgend etwas wirklich Konkretes, was das Obere mit dem Unteren verbindet?«

»Was die beiden oberen verbindet«, sagte Kerstin, »ist das

Seil. Ein Kreuzknoten an einem acht Millimeter starken rot-lila gestreiften Polypropenseil. Sonst noch etwas?»

»Nicht direkt«, sagte Paul. »Möglicherweise, daß im Vielfraß-gehege keine Fußabdrücke zu finden waren. Er kann also mit dem Kopf nach unten am Geländer gehangen und völlig umnebelt mit den Fingern in der Erde geschrieben haben; Professor Sheinkmans Hände waren ja frei. Wir müssen nachprüfen, ob *so was hier* bei dem Material ist, das die Techniker bei den Vielfraßen gefunden haben.«

Er hielt einen langen, sehr steifen, millimeterdicken Metalldraht mit nadelfeiner Spitze hoch.

Kerstin Holm nahm den Draht und betrachtete ihn.

»Der steckte also – wo? Im Kopf?«

»Er war in die rechte Schläfe eingeführt. Wir warten noch auf genauere Informationen von dem Gehirnochirurgen, der Qvarfordt bei der Obduktion hilft. Ich weiß nicht, ob sie schon fertig sind.«

»Hat es irgendwas Besonderes damit auf sich, daß dieser Draht einem Hirnforscher ins Gehirn eingeführt worden ist?« fragte Kerstin und legte den Draht angeekelt zur Seite.

»Das ist nicht ganz unwahrscheinlich«, sagte Paul. »Wir müssen auf jeden Fall die Angehörigen aufsuchen. Was wäre zum Beispiel mit Rache für eine alte Fehlbehandlung? Unter der Schädeldecke vergessenes Skalpell?«

Die Tür flog auf. Jorge Chavez stürzte herein, warf sich auf die Fernbedienung und schaltete den Fernseher an. Er setzte sich mitten auf Hjelms Koordinatensystem und verknitterte es. »Guckt mal«, sagte er atemlos.

Das Gesicht seiner Frau füllte den Bildschirm. Ihr gesträubtes Stoppelhaar hatte unbestreitbar einen Stich ins Grüne.

»Ich verstehe, was Sie meinen«, sagte Sara Svenhagen zur Öffentlichkeit, »doch zum gegenwärtigen Zeitpunkt haben wir

keinerlei Veranlassung für die Vermutung, daß der Kentuckymörder wieder zugeschlagen haben könnte.«

»Was weiß sie denn vom Kentuckymörder?« fragte Paul Hjelm finster.

»Alles, was ich weiß«, sagte Chavez. »Still jetzt.«

»Wir wissen nicht einmal, ob es sich um eine Tat mit rassistischem Hintergrund handelt«, fuhr Sara fort. »Es ist zu früh für Spekulationen.«

»Obwohl es sich allem Anschein nach um eine rassistisch motivierte Tat handelt«, fiel Waldemar Mörner ihr ins Wort.

»Wir haben bereits eine Verdachtsperson gefaßt.«

In der rechten Ecke kam jetzt eine Gesichtshälfte Hultins ins Bild. Sie war so verzerrt, als wäre er gerade dabei, eine ganze Reihe von Nierensteinen in die Windel zu pressen.

»Aber das ist doch ...!« sagte Paul Hjelm und warf seinen Kugelschreiber an die Wand.

»Haben Sie einen Verdächtigen gefaßt?« platzten mindestens sechs Pressestimmen heraus. Eine von ihnen, eine bissige Dame von *Rapport*, fügte noch hinzu: »Sitzen Sie die ganze Zeit hier und lügen uns an?«

Es knarrte und knisterte einen Augenblick gewaltig. Hultin griff den ganzen Strauß von Mikrofonen und zog ihn zu sich herüber. »Eine Person ist vernommen worden«, sagte er mit glasklarer Stimme. »In Kürze werden wir weitere Personen vernehmen. Ich wiederhole: Es gibt keine Festnahmen.«

»Warum erklären dann Sie, Herr Mörner, daß eine Verdachtsperson festgenommen sei?« insistierte die bissige Dame von *Rapport*.

Mörner blinzelte intensiv. Dann bewegte sich sein Mund, doch es war kein Laut zu hören.

»Können wir die Mikros wieder zurückstellen?« fragte eine verärgerte Technikerstimme.

Da schaltete auch Jorge Chavez den Fernseher ab. Das Trio wechselte Blicke, die zwischen Zorn, Verärgerung und Hohnlachen schwankten.

»Wie lange ist jemand wie Mörner eigentlich haltbar?« fragte Kerstin Holm schließlich. »Gibt es nicht irgendwo eine Grenze?«

»Noch lange, lange nicht«, sagte Jorge. »Aber war sie nicht gut?«

»Das Fernsehen verstärkt Farben«, sagte Paul. »Zwanzig Bahnen?«

»Say no more«, sagte Jorge mit steifen Lippen. »Was macht ihr da gerade?«

»Könntest du vielleicht aufstehen?«

»Wenn ihr sagt, was ihr gerade macht.«

»Das kann ich nicht, wenn du nicht aufstehst.«

Es war mit anderen Worten eine Patt-Situation. Ein unerhörter Machtkampf spielte sich jetzt zwischen den beiden Männchen des Zimmers ab. Kerstin Holm seufzte. Schließlich hob Chavez eine Arschbacke an, woraufhin Hjelm das Blatt herausziehen konnte.

»Unentschieden«, sagte Chavez, sprang vom Tisch herunter, zog den Extrastuhl von der Wand und setzte sich.

»Na gut, meinerwegen«, sagte Hjelm und strich das verknitterte Papier glatt. Er zeigte auf das große Pluszeichen und erklärte: »Ein kleines Koordinatensystem der letzten Tage. Wir haben uns gefragt, ob es irgend etwas Konkretes gibt, das den oberen Teil mit dem unteren verbindet.«

Chavez sah sich das Schema an. Oben »Skansen« und »Skogskyrkogården«. Unten »Slagsta« und »Odenplan«. Zwischen »Skansen« und »Skogskyrkogården« stand »Seil«.

»Es war also die gleiche Art Seil?« sagte Chavez. »Ich bin der Sache ja nachgegangen. Die Farbkombination rot und lila ist

ziemlich ungewöhnlich. Aber ansonsten scheint es sich um ein vollkommen normales Polypropenseil zu handeln, das man in jedem Großmarkt kaufen kann. Ich war mit verschiedenen Herstellern im Inland und im Ausland in Kontakt, und sie wollten Proben ihres rot-lila gestreiften Seils Stärke acht Millimeter schicken. Sie kommen Anfang der Woche.«

»Osteuropa?« fragte Hjelm.

»Ja, auch. Rußland, Bulgarien, Tschechien und noch ein paar.«

»Gut«, sagte Kerstin Holm. »Dann haben wir die Verbindung zwischen den beiden unteren Quadranten, ›Slagsta‹ und ›Odenplan‹. Die Verbindung besteht darin, daß die Ninja-Feministin auf der U-Bahnstation Odenplan von einem der Motelzimmer in Slagsta aus angerufen wurde und daß sie selbst dort angerufen hat. Beide Richtungen also. Es war das Zimmer 225, in dem die Ukrainerinnen Galina Stenina und Lina Kostenko wohnten.«

»Ninja-Feministin?« fragte Hjelm.

»Das ist eine Bezeichnung, die vor ein paar Jahren im Schwange war. Davon versteht ihr Kerle nichts.«

»Nina Björk«, sagte Chavez betont nonchalant. »*Unter der rosa Decke*. Über die Konstruktion von Weiblichkeit. Sie wendet sich gegen gewisse Spielarten des Feminismus, beispielsweise Sonderstellungsfeministinnen, die an eine Form von angeborener Mütterlichkeit bei Frauen glauben, oder eben Ninja-Feministinnen, die die Waffen des Mannes stehlen und sie gegen ihn wenden.«

Hjelm und Holm starrten ihn überrascht an.

»Du hast offenbar nicht nur zu schwimmen angefangen«, sagte Hjelm.

»Es ist ein eher vielseitiges Training«, sagte Chavez.

»Alle Muskelgruppen werden trainiert.«

»Wenn wir uns jetzt vielleicht konzentrieren können«, sagte Kerstin Holm und wandte die Waffen des Mannes gegen sie.

»Ein bißchen rationales Denken, wenn ich bitten darf, die Herren. Dies hier ist interessant. Das letzte Gespräch zwischen den beiden Parteien kam von unserer Ninja-Feministin an die beiden Ukrainerinnen Galina Stenina und Lina Kostenko in Slagsta am Mittwochabend um zweiundzwanzig Uhr vierundfünfzig. Wie ihr euch vielleicht erinnert, schlug um zweiundzwanzig Uhr vierzehn am selben Abend die Kugel in den Arm der zehnjährigen Lisa Altbratt. Das ist vielleicht kein Zufall.«

»Oder eben doch«, sagte Paul widerstrebend.

»Jetzt denkt mal nach«, fuhr Kerstin fort. »Seit einer Woche herrscht unter unseren acht Damen in der Flüchtlingsunterkunft Unruhe. Etwas ist geschehen. Dann kommt der erste Anruf der Ninja-Feministin in Zimmer 225, bei Galina Stenina und Lina Kostenko, am Samstag, dem neunundzwanzigsten April, eine knappe Woche bevor sie verschwinden. Wir wissen, daß sie eine slawische Sprache sprechen, nach dem zu urteilen, was Gunnar und Viggo am Telefon gehört haben. Dann telefonieren sie fünf Tage hin und her, insgesamt neun Gespräche. Das allerletzte Gespräch geht also am Mittwochabend kurz vor elf in Slagsta ein; es ist das letzte registrierte Gespräch. Daraufhin wird in den Zimmern 224, 225, 226 und 227 im Norrboda-Motel heftig diskutiert, mindestens bis halb drei. Danach sind die acht Frauen weg. Aber irgendein größerer Wagen wird zwischen halb vier und vier Uhr am Morgen von einigen Nachbarn gehört. Das Müllauto oder ein SL-Bus auf Irrwegen.«

Jorge nickte heftig. »Aber das ist ja die Verbindung«, stieß er hervor.

Paul nickte auch. Dann sagte er: »Kann man auf irgendeine Weise herausfinden, von wo unsere Ninja-Feministin angerufen hat? Die ganze Zeit von Schweden aus?«

Kerstin blätterte in ihren Papieren. »Was ich jetzt lese, kommt also von den vier Anschlüssen in Slagsta. Die Liste von Telia,

die Brunte am Freitag abend Jan-Olov noch gefaxt hat. Hier gibt es keine Möglichkeit zu bestimmen, woher die Gespräche kamen, nein – nicht wenn sie die Landesvorwahl gewählt hat. Vielleicht gelingt es ihnen, dem Handy eine Liste der geführten Gespräche zu entnehmen. Die Techniker haben die Nummer ja ziemlich schnell rausbekommen, also die Nummer des Handys. Ich glaube, daß man sie irgendwie der SIM-Karte entnehmen kann.«

»Wie sieht denn die Verbindung aus?« fragte Paul Hjelm. »Ist es die Ninja-Feministin, die unseren Mann den Vielfraßen vorgeworfen hat?«

»So kann man es deuten«, sagte Kerstin Holm.

»Es gibt also Verbindungen in verschiedene Richtungen«, sagte Jorge Chavez. »Aber die Verbindung zu einem achtundachtzigjährigen emeritierten Professor, der Buchenwald überlebt hat – es war doch Buchenwald, oder? –, wie sieht die aus, verflucht?«

»Buchenwald«, nickte Hjelm. »Ja, Kerstin, wie sieht *die* Verbindung aus?«

»Die macht alles kaputt«, sagte Holm und warf den Kugelschreiber an die Wand.

»Gewöhn dir nicht solche Dummheiten an«, sagte Chavez streng.

»Wer ist denn diese Frau?« fragte Hjelm geradeheraus.

»Nehmen wir an, alles, was wir sagen, stimmt – wer ist sie? Diese Ninja-Feministin? Was macht sie mit acht Prostituierten? Will sie hinter dem ehemaligen Eisernen Vorhang ein Hyperbordell einrichten?«

»Selbstredend«, sagte Kerstin Holm essigsauer. »Ein antisemitisches Hyperbordell mit Vielfraßeinlage mitten im Herzen von Moskau. Das ist doch so klar wie nur was.«

»Jetzt werdet nicht ironisch«, sagte Chavez und fühlte sich wieder wie ein Junggeselle. »Wir lassen das bis auf weiteres auf sich beruhen. Versuchen wir, alles zusammenzufassen, bevor wir die Kinder von Sheinkman besuchen. Waren es nicht drei?«

»Drei«, nickte Hjelm.

»Das paßt ja wie die Faust aufs Auge. Aber zuerst nehmen wir uns jedes Segment deines Vierecks vor. Quadranten, wie es heißt. Alles, was zu tun ist, und alles, worauf wir warten. Quadrant eins: ›Skansen‹. Steht aus: Identifizierung. Wir warten auf Antwort bezüglich Fingerabdruck von Interpol. Sollte bald kommen. Irgendwo hat unser Mann eine Vorstrafenlatte, darauf verwette ich mein Nackenhaar. Die Seriennummer der mit Schalldämpfer versehenen Luger ist auch an Interpol geschickt worden. Auch darauf erwarten wir Antwort. Noch mehr?«

»Der Metalldraht«, sagte Hjelm. »Die Spurensicherung hat eine halbe Tonne Krempel aus dem Vielfraßgehege gesammelt. Das Material befindet sich im Labor. Der erste von uns, der mit seinem Sheinkman-Kind klar ist, geht hin. Vielleicht ist schon ein spitzer, steifer Metalldraht gefunden worden, ohne daß sie ihn mit dem Vielfraßmann verbinden.«

»Das Seil ist, wie gesagt, im Labor«, sagte Chavez.

»Und dann dieses ›Epivu‹«, sagte Kerstin Holm.

»Ja, du meine Güte«, sagte Hjelm. »Das Wort hat mich zwei schlaflose Nächte gekostet. Aber ich komme damit nicht weiter.«

»Zusammenfassung«, sagte Kerstin Holm. »Fingerabdrücke, Pistole, Metalldraht, Seil, ›Epivu‹. Bis auf das letzte werden auf alles Antworten erwartet. Die Antwort müssen wir selbst finden. Schreib, Paul.«

Und Paul schrieb.

»Quadrant zwei«, sagte Chavez, »der taufrische. ›Skogskyrkogården‹, wie hier nicht ganz korrekt steht, weil es

›Südfriedhof‹ heißen müßte, aber meinerwegen. Gespräche mit den nächsten Angehörigen stehen unmittelbar bevor. Mehr?«

Hjelm übernahm: »Die Zerstörung der Grabsteine geht vermutlich ihrer Lösung entgegen, sobald Andreas Rasmusson den Mund aufmacht. Wahrscheinlich haben sie nicht das geringste mit dem Fall zu tun. Ich glaube eher, daß eine Gang Skinheads rein zufällig ihrem widerlichen Geschäft nachging, als ihnen jemand anders mit einem noch widerlicheren Geschäft ins Gehege kam. Vermutlich kommt Rasmussons Grauen daher, daß er Zeuge von etwas Furchtbarerem wurde, als er sich je auch nur hätte *ausdenken* können.«

»Zwei Dinge«, meinte Kerstin Holm. »Das erste: *modus operandi*. Warum diese sehr ungewöhnliche Hinrichtungsmethode? Jemanden mit dem Kopf nach unten aufzuhängen und ihm dann eine lange Nadel in den Schädel einzuführen, das ist alles andere als normal.«

»Ja«, sagte Chavez. »Alles andre als normal.«

»Das hat doch etwas ganz Spezifisches zu sagen, oder? Es hat eine Art von Geschichte. Wir müssen alle denkbaren Quellen aufsuchen und nach ähnlichen Methoden suchen. Wenn wir dabei keinen Anhaltspunkt finden, könnt ihr mich an der Nackenhaut aufhängen.«

»Das wollen wir nicht«, sagte Hjelm. »Aber gern eine Flasche Malt Whisky.«

»Ich wette nicht«, sagte Kerstin Holm streng. »Welche Marke?«

»Cragganmore.«

»Okay. Das zweite: Der Tatort. Andreas Rasmussons Reaktion nach zu urteilen ist der Südfriedhof auch der Ort, an dem der Mord begangen wurde. Es herrscht wohl kein Zweifel darüber, daß er Zeuge eines Mordes wurde und nichts anderes. Wahrscheinlich ist Sheinkman selbst zum Platz des Mordes gegangen. Was wollte er da? Hatte er einen Grund für seinen Besuch auf

dem Friedhof? Wollte er ein Grab besuchen? War es Zufall, daß er gerade dort aufgehängt wurde? Was für Gräber sind in der Nähe? Und so weiter, und so weiter.«

»Gut«, sagte Hjelm und schrieb in sein Schema. »Nächste Angehörige, *modus operandi* checken, Gehirnochirurgen-Gutachten über Wirkung des Metalldrahts aufs Gehirn, Skin-head-Zeuge, andere Zeugen, Tatort checken. Mehr?«

»Nichts mehr«, entschied Chavez. »Quadrant drei: ›Slagsta«. Den Rest der ein- und ausgegangenen Telefongespräche überprüfen – das ist ein ordentlicher Haufen. Die kriminaltechnische Untersuchung von Zimmer 224, 225, 226 und 227 durchkämmen. Bisher ist wohl nichts Besonderes herausgekommen. Rausgeworfenes Geld, die Spurensicherung zu rufen. Muß weibliche Logik dahinterstecken.«

»Das Fahrzeug«, sagte Kerstin und ignorierte ihn, wie man so sagt, astrein. »Hat sich zum Beispiel ein Bus um halb vier in der Frühe durch das kleine Slagsta gequält, sollte das nicht un bemerkt geblieben sein. Noch weniger ein Panzer oder ein mit Atomwaffen bestücktes U-Boot. Ich setze ein paar Leute vom Fußvolk darauf an.«

»Ausgezeichnet«, sagte Hjelm. »Und dann haben wir den Phantom-Zuhälter, nicht wahr?«

»Natürlich, ja«, sagte Kerstin. »Der Freiervorsteher Jörgen Nilsson hatte ja schon im November Kontakt mit einem Zuhälter. Ihr wollt wohl nicht wissen, was ich getan habe, um das aus ihm herauszupressen.«

»Doch«, sagte Jorge und wurde von neuem astrein ignoriert.

»Es gibt ein Phantombild, das durch die Register gefahren werden muß. Schreibst du, Paul?«

»Ununterbrochen. Check der Telefonate, Spurensicherungsprotokoll, Fahrzeug, Phantom-Zuhälter.«

»Haben unsere acht Flüchtlinge übrigens ihre Pässe bei sich?« fragte Jorge.

»Nein«, antwortete Kerstin. »Die lagen im Büro des Vorstehers.«

»Dann der letzte Quadrant«, sagte Jorge. »Der U-Bahn-Zwischenfall. Kriegen wir noch mehr aus diesem – wie hieß er noch – Tamir heraus?«

»Adib Tamir«, sagte Paul. »Gunnar hatte die Sache in der Hand, und ich glaube, er hat rausgeholt, was ging. Die große Nummer am Odenplan ist ja das Handy. Wir hoffen, daß es zugeordnet und eine Gesprächsliste produziert werden kann. Das ist eigentlich unsere größte Hoffnung. Dann muß ich gestehen, daß ich mir dieses Handy einmal vorgenommen habe – ein gutes altes großes Siemens E10 übrigens – und mich gefragt habe, wie man ein Handy benutzen kann, ohne einen einzigen Fingerabdruck daran zu hinterlassen.«

»Und dann haben wir den Sprachexperten«, sagte Kerstin, »der das zweifelhafte Vergnügen haben wird, mit Gunnar und Viggo und einem Polizeiassistenten namens Andersson über Phonetik und Slawistik zu diskutieren.«

»Haben wir noch mehr?« fragte Paul Hjelm und schrieb, als ginge es ums Leben. »Handy, Gesprächsliste, Sprachexperte.«

»Ich frage mich natürlich, was wir dem Verhalten unserer Ninja-Feministin auf dem Bahnsteig entnehmen können«, sagte Jorge Chavez. »Es ist so perfekt. Ping, ping, und die Angreifer sind weg. Aber sie läßt sich das Telefon aus der Hand nehmen. Was passiert eigentlich? Okay, sie wird von Hamid wüst angegangen, er fuchtelte mit dem Messer herum und alles, aber trotzdem. Muß sie ihn wirklich wie eine Schubkarre über den Bahnsteig schieben und ihn vor den Zug stoßen? Hätte nicht ein weiterer Tritt ins Gesicht es auch getan? Er muß doch schon fertig gewesen sein. Was geht da vor? Ist es reiner Sadismus?«

»Ich glaube tatsächlich«, sagte Kerstin Holm, »daß sie da schon kalkuliert hat. Sie rechnet damit, daß das Handy zertrümmert wird. Daß dies nicht geschieht, ist ein Wunder. Beide Arme gerieten also, dem Obduktionsprotokoll zufolge, unter den Zug, wurden abgerissen und unter den Wagen weitergeschleudert. Und die Finger schützen das Handy, und es bleibt ganz. Reines Glück.«

»Siemensqualität«, sagte Hjelm. »Denk an die Öfen.«

»Was für Öfen?«

»Die Krematoriumsöfen in den Konzentrationslagern der Nazis. Das war Siemens.«

Eine Weile war es still. Ein Geist glitt durch den Raum. Der Geist von Prof. em. Leonard Sheinkman. Es war, als wollte er etwas.

Sie erschauerten.

»Eins haben wir vergessen«, sagte Paul Hjelm nach einer Weile und blickte auf sein umfangreiches Schema.

»Was denn?« sagten zwei hoffnungsvolle Stimmen im Duett.

»Ist das hier nicht Hultins Job?«

Es war Sonntagnachmittag, und die drei fuhren in drei Wagen zu drei Adressen. Das Los hatte entschieden. Auf Chavez' Zettel stand ›Channa Nordin-Sheinkman, Kungsholmen‹, auf Holms ›David Sheinkman, Näsbyark‹ und auf Hjelm's ›Harald Sheinkman, Tyresö‹. Diese drei waren offenbar die Kinder des Professors, und wenn man bedachte, daß er achtundachtzig war und erst im Alter von dreiunddreißig Jahren 1945 nach Schweden gekommen war, dürften seine Kinder um die Fünfzig sein. Vielleicht zehn Jahre älter als er selbst, dachte Paul Hjelm.

Erst auf dem Weg nach Tyresö merkte er, daß die Adresse, zu der er unterwegs war – Bofinksvägen in Nytorp – mit Leonard Sheinkmans Adresse aus dem Telefonbuch übereinstimmte.

Anscheinend hatte er bei seinem ältesten Sohn gewohnt.

Paul Hjelm quälte sich zwischen Sonntagsfahrern auf dem Tyresöväg dahin und empfand eine gewisse Erleichterung darüber, daß es ihm erspart blieb, die Todesbotschaft zu überbringen; der schreckliche Tod des Vaters konnte dem Sohn kaum unbekannt geblieben sein – so wie er den ganzen Tag in den Medien hinausposaunt worden war. Außerdem war zu hoffen, daß die örtliche Polizei die Nachricht vom Tod des Vaters überbracht hatte.

Die Sonne stand schon tief, und der Himmel war auf ungewöhnlich dunkle Weise blau. Dennoch war es nicht richtig so, wie wenn eine heimtückische Gewitterwolke sich als klarblauer Himmel verkleidet und mit einem finsternen Lachen die grobe Artillerie auf verblüffte Sonnenanbeter losläßt. Es war eher so, als wäre eine Haut von Blau über das Firmament geklebt worden, um zu verdecken, daß der Himmel nicht mehr blau war. Ein schwerer Druck lastete auf der schönen Frühlingslandschaft,

und das Licht wirkte künstlich, als hätte ein Bühnenbildner versucht, Natur zu imitieren.

Oder es war einfach nur Paul Hjelm, den es graute.

Den es davor graute, in ein Trauerhaus einzudringen. Davor graute, trauernden Menschen seine konventionellen Fragen zu stellen. Den es graute bei dem Gedanken, blond und ein säkularisierter Christ zu sein und in einer geschützten Werkstatt aufgewachsen zu sein. Und – am Ende kam das eigentliche Eingeständnis – den es davor graute, die Judenvernichtung und die Konzentrationslager und den europäischen Antisemitismus ansprechen zu müssen.

Er war nämlich Schwede, und Schweden mögen solch tabuisierte Themen nicht. Wir kriegen Schweißausbrüche. Am allerliebsten gehen wir ihnen aus dem Weg, und wenn wir dennoch an sie rühren müssen, dann tun wir es mit einer Art distanzierter Ehrfurcht und einer Reihe von Klischees – wie daß es nie wieder geschehen darf. Die Vernichtung der Juden ist eine Abstraktion, über die man gern in großen Worten von einem Rednerpult spricht, mit der man sich jedoch nicht näher einläßt. Wir waren nicht dabei, wir können es nie verstehen, wir haben mit der Sache nichts zu tun, damit müßt ihr selbst klarkommen. Schwedische Geschichtslosigkeit und vorgetäuschte Neutralität in einer unheiligen Allianz. Wir *waren* in höchstem Maße dabei. Wir *haben* in allerhöchstem Grad mit der Sache zu tun. Wir *können* sie in allerhöchstem Grad verstehen. Wir *müssen*.

Weltmeister im Unter-den-Teppich-Kehren.

Ja, Paul Hjelm gestand es sich ein. Seine Erregung kam daher, daß es sich um ihn selbst handelte. Dieses jämmerliche, oberflächliche Wissen. Fragmentarische Bilder von toten, ausgemergelten Körpern. Jahreszahlen. 1939. 1945. D-Day. Der Wüstenkrieg. Stalingrad als der Wendepunkt des Krieges. Keimfrei und zurechtgelegt wie die Absturzbroschüren auf den Flugzeugsitzen. Fröhlich und heiter greifen wir nach unseren

Sauerstoffmasken, atmen still und ruhig, worauf wir uns der Reihe nach und in guter Ordnung zum Notausgang begeben und unter einem klarblauen Himmel lächelnd die aufblasbare Rutschbahn in die einladend schaukelnden blauen Wellen hinuntergleiten.

Und bald waren alle Zeugen tot.

Doch, es lastete ein wirklicher Druck auf der Landschaft. Das Blaue war nicht blau. Das Grüne nicht grün.

Und da war er im Bofinksväg in Nytorp.

Das Haus, in dem Leonard Sheinkman gewohnt hatte und in dem sein Sohn wohnte, war kaum als luxuriös zu bezeichnen, aber es war schön. Ein stilvolles Haus aus den dreißiger Jahren, etwas abseits gelegen und mit herrlichem Meerblick. Wahrscheinlich ein architektonisches Originalwerk aus der Zeit, als solche nicht nur für Neureiche geschaffen wurden, die darauf bestanden, alles selbst zu entwerfen. Nach IKEA-Geschmack.

Er stieg aus dem alten Audi, der sich, da es keinen Stau gegeben hatte, auf dem Weg hierher richtig anständig aufgeführt hatte, und hoffte, daß sein Achselschweiß nicht zu riechen war. Es gibt ja bekanntlich zwei Sorten Achselschweiß, den, der riecht, und den, der nicht riecht. Der eine ist durch Anstrengung hervorgerufen, der andere durch Nervosität. Es würde sich herausstellen, von welcher Sorte das klebrige Naß in seinen Achselhöhlen unter dem Leinenjackett und dem blaßgelben T-Shirt war.

Hätte er sich nicht etwas respektabler anziehen sollen?

Jetzt ist es gelaufen, dachte er und klingelte.

Eine süße Sechzehnjährige machte ihm auf. Im gleichen Alter wie seine Tochter Tova. Sie war dunkel und streng gekleidet und machte den Eindruck aufrichtiger Trauer.

»Paul Hjelm«, sagte er und hielt ihr seinen Polizeiausweis hin. »Ich bin von der Polizei. Sind deine Eltern zu Hause?«

»Geht es um Großvater?« fragte das Mädchen.

»Ja.«

Sie verschwand. Statt ihrer erschien ein gutgekleideter Mann von etwas über Fünfzig.

»Ja bitte?« sagte er.

»Paul Hjelm, Reichskriminalpolizei. Sind Sie Harald Sheinkman?«

Der Mann nickte und bedeutete ihm, hereinzukommen.

Paul Hjelm wurde in ein Zimmer geführt, das die Bibliothek sein mußte. Jedenfalls waren sämtliche Wände von Büchern bedeckt, und der im übrigen anspruchslose Raum lag in einem angenehmen Dunkel. Lesedunkel. Er fühlte sich sogleich zu Hause. Am liebsten wäre er an ein Regal getreten und hätte die Buchrücken durchgesehen, aber er setzte sich statt dessen aufs Sofa. Harald Sheinkman setzte sich dicht neben ihn. Die Nähe war ihm nicht einmal unangenehm.

»Er war fast neunzig«, sagte Harald Sheinkman gedämpft.
»Wir wußten natürlich, daß er jederzeit sterben konnte, aber die Umstände ...«

Er verstummte und starrte auf den groben Tisch aus Kiefernholz.

»Mein aufrichtiges Beileid«, sagte Hjelm und kam sich vor wie ein Tölpel.

»Was möchten Sie wissen?«

»Zu allererst, ob Sie eine Ahnung haben, was er auf dem Südfriedhof gewollt hat. Liegen dort Angehörige von Ihnen?«

»Nein. Auf Vaters Seite gab es ja aus erklärlichen Gründen keine Angehörigen, und die Familie meiner Mutter liegt auf dem Nordfriedhof. In Solna.«

»Und Sie wissen nicht, warum er dort war?«

»Wir haben ihn doch bei der Polizei als vermißt gemeldet.«

»Vermißt gemeldet?« stieß Hjelm aus, vielleicht ein wenig barsch.

Sheinkman blickte auf. »Sie wußten also nichts davon? Gibt es keinen Kontakt zwischen den verschiedenen Polizeidienststellen?«

Hjelm überlegte einen Moment. »Ich werde nachforschen, warum diese Information mich nicht erreicht hat, und ich bedaure das. Ihr Vater war also verschwunden?«

»Seit fünf Tagen.«

»War das etwas Ungewöhnliches?«

»Er hatte seinen eigenen Haushalt und war wohl ein wenig ein Eigenbrötler, wir hatten also nicht ständig Kontakt, aber meines Wissens ist er früher nie über Nacht fort gewesen. Nicht seit dem Tod meiner Mutter. Wir haben ihn schon nach der ersten Nacht als vermißt gemeldet.«

»Ihr Vater war fast neunzig. War er auf die eine oder andere Weise verwirrt? Das wäre in diesem Alter ja nichts Ungewöhnliches.«

»Überhaupt nicht«, sagte Sheinkman. »Er war Gehirnforscher und trainierte sein Gehirn sehr bewußt, um jede Form von Senilität zu vermeiden. Als er verschwand, lag das große Kreuzworträtsel von *Dagens Nyheter* auf dem Tisch. Gelöst bis auf den letzten Buchstaben.«

»Haben Sie nach ihm gesucht?«

»Ich habe es versucht. Ich war an seinem alten Arbeitsplatz im Karolinska, ich war in der KB, wo er zu sitzen pflegte.«

»In der Königlichen Bibliothek?«

Harald Sheinkman zeigte die Andeutung eines Lächelns.

»So fragen die meisten: KB? Die Kneipe? Nein, er ging nie in die Kneipe, dagegen aber in die Bibliothek. Er saß gern den ganzen Tag dort, glaube ich. Aber mir wurde auf einmal klar, wie wenig ich über sein tägliches Leben wußte. Ich hatte zuviel

gearbeitet und ihn vernachlässigt, und jetzt war es zu spät, das ahnte ich. Ich wußte nicht, wo ich suchen sollte. Und keiner von den Menschen, die ich fragte, hatte ihn gesehen.«

»Und es hat keine Anzeichen irgendwelcher Art gegeben, daß etwas passiert war? Etwas Ungewöhnliches?«

»Nein. Und mir fällt auch kein Grund ein, warum er auf dem Südfriedhof gewesen sein sollte. Er war überzeugter Atheist und Materialist, wenn auch mit Respekt für unsere jüdische Tradition, aber aus welchem Grund er sich dorthin begeben haben sollte, ist mir rätselhaft.«

»Darf ich fragen, warum Ihr Vater bei Ihnen lebte?«

»Es war umgekehrt. Dies ist unser Elternhaus. Er hat das Haus in den fünfziger Jahren direkt vom Architekten gekauft. Anders Wilgotsson, falls Sie ihn kennen. Es war Vaters Vorschlag, daß ich als der älteste Sohn das Haus übernehmen sollte und er den Dachboden für sich ausbaute. Und es war eine gute Lösung. Familienkontakt und gleichzeitig Selbständigkeit. Vielleicht wurde es ein bißchen zu viel Selbständigkeit ... Er verschwand, ohne daß ich es bemerkte. Und wurde ermordet. Unglaublich.«

»Was arbeiten Sie, Herr Sheinkman?«

»Ich fürchte, ich bin in die Fußspuren meines Vaters getreten. Ich bin Arzt. Allerdings nicht in der ... zerebralen Branche.«

Es gelang Hjelm, das spontane Lachen in ein Husten und ein darauf folgendes friedliches Lächeln umzulenken.

»Sie haben offenbar unseren verehrten Chef im Fernsehen gesehen.«

Sheinkman produzierte in etwa das gleiche Lächeln.

»Eine nicht besonders würdige Darbietung, um es einmal so zu sagen«, erklärte er mit einer Neutralität, die der Hultins nicht nachstand.

»Nein«, sagte Hjelm. »Nicht besonders.«

»Aber Sie sollen ja recht tüchtig sein. Die A-Gruppe, heißt es wirklich so?«

»Es ist ein Spitzname. Der offizielle Name lautet: »Spezialeinheit beim Reichskriminalamt für Gewaltverbrechen von internationalem Charakter«.«

»Es hört sich so an, als wären Sie hierfür die Geeigneten.«

»Leider sind wir das. Die Tat, der Ihr Vater zum Opfer gefallen ist, muß als ein Gewaltverbrechen von internationalem Charakter bezeichnet werden. Sind die Details Ihnen bekannt?«

»Ja«, sagte Harald Sheinkman und blickte auf die Tischplatte. »Es hört sich an wie eine Art von Folter.«

»Möglicherweise. Sagt Ihnen das Ganze vielleicht etwas? Als Arzt? Als Sohn eines Mannes, der im Konzentrationslager gewesen ist?«

Sheinkman sah Hjelm mit einem neuen Blick an. Als habe er gerade beschlossen, alles Drumherumgerede beiseite zu lassen, die kleinen mildernden Lügen zu streichen. Vielleicht hatte er Vertrauen gefaßt zu einem blassen, verschwitzten Kriminalbeamten mit rotem Mal auf der Wange.

Er sagte: »Über die Zeit im Lager weiß ich sehr wenig; mein Vater schwieg darüber, als verdrängte er es bewußt. Und meine Kompetenz als medizinischer Experte ist begrenzt. Ich habe mein ganzes Leben als Allgemeinpraktiker in sogenannten Problembereichen gearbeitet. Ich habe mich um Menschen gekümmert, die geflohen waren vor Folter und Hunger und Strapazen. Das war oft ein Vierundzwanzigstunden-Job, zuweilen an der Grenze des Erträglichen. Es blieb gar nicht aus, daß man vieles mit nach Hause schleppte. Außerdem habe ich bei Ärzten ohne Grenzen mitgemacht und bin in der Welt herumgereist. Schließlich war ich ausgebrannt. Mehrere Monate lang vollkommen passiv; erst jetzt, wo es auch Journalisten zu treffen beginnt, wird es beachtet. Krankenhauspersonal ist seit Jahrzehnten ausgebrannt. Meine Frau hat mich verlassen und

unsere Tochter mitgenommen, ich konnte den Kredit für unser Wohnrecht auf Södermalm nicht bezahlen und mußte hierher ziehen, zu meinem Vater. Das war vor zwölf Jahren. Ich lag hier, auf diesem Sofa, völlig am Ende. Ich war neununddreißig und hatte alles verloren. Da kam mein Vater auf die Idee, mir das Haus zu überlassen und sich selbst im Dachgeschoß eine Wohnung auszubauen. Ich glaube, man kann sagen, daß das meine Rettung war. Ich fing noch einmal von vorn an. Baute alles wieder auf. Bekam das Besuchsrecht für meine Tochter. Fing wieder an zu arbeiten, und außerdem begann ich zu schreiben. Jetzt habe ich meine frühere Arbeitskapazität wieder erreicht.

Doch sie sieht jetzt etwas anders aus. Ich schrieb zunächst Lageberichte über das schwedische Gesundheitswesen und die Vororte mit hohem Einwandereranteil. Es war schwer, das zu veröffentlichen. In letzter Zeit habe ich angefangen, Prosa zu schreiben. Ich habe ein paar Erzählungen in Zeitschriften publiziert und arbeite an einem Roman. Man könnte sagen, daß ich genau den entgegengesetzten Weg zu dem meines Vaters gegangen bin.«

Er schwieg. Paul Hjelm betrachtete ihn. Dies war eine Warnung: Wie leicht machte man sich von einem Menschen ein falsches Bild. Wie leicht beurteilte man ihn voreilig. Er hatte Harald Sheinkman als den Professorensohn gesehen, dem alles geschenkt worden war, und in gewisser Weise mochte das zutreffen. In gewisser Weise aber auch ganz und gar nicht. Eine Lebensweisheit: Nie voreilige Schlüsse ziehen über andere Menschen. Es endet immer ungut.

Er wollte Harald Sheinkman etwas über seine Überlegungen zur Gegenwart sagen. Daß wir zwar den gegenwärtigen Rechts- extremismus gehörig unter Kontrolle behalten müssen – aber daß die Geschichte sich wahrscheinlich nicht in so direkter Form wiederholen würde. Von der Wiederkehr des Faschismus war er ziemlich überzeugt, doch würde er wahrscheinlich auf eine eher

schleichende, indirekte Weise eintreten – er würde sich sozusagen in unserem Rücken anspirschen, während wir auf seine einfachen, augenfälligeren Erscheinungsformen achtgaben – und plötzlich würden wir einem Menschen gegenüber sitzen und ihn als Objekt ansehen, als Gegenstand, als Ertragspotential. Daß der Ökonomismus das Vorstadium des neuen Faschismus war, davon war er überzeugt.

Doch er sagte nichts davon und wurde statt dessen wieder zum Polizisten: »In welcher Weise sind Sie den entgegengesetzten Weg gegangen wie Ihr Vater?«

»Ich bin der Arzt, der Schriftsteller wurde. Er war der Schriftsteller, der Arzt wurde. Vor dem Krieg war er Schriftsteller, so viel weiß ich über seine Vergangenheit. Er kam aus Berlin und hatte eine Frau und einen kleinen Sohn, die beide das Konzentrationslager nicht überlebt haben; ich habe also einen seit langem toten Halbbruder. Die ganze Familie wurde ausgelöscht. Er blieb als einziger übrig. Damit konnte er nicht leben. Also fing er noch einmal von vorn an. Wendete das Blatt im Buch des Lebens, nehme ich an. Er war also vorher Schriftsteller, ein ziemlich verträumter und lyrischer Dichter, den Tagebüchern nach zu urteilen, aber nach dem Krieg wandte er sich der Naturwissenschaft und der Medizin zu. Ich vermute, er brauchte etwas Handfesteres und Beständigeres. Der Geist starb im Lager, die Materie überlebte. So kann man es vielleicht sehen.«

»Er hat also in Buchenwald Tagebuch geführt? Gibt es das noch?«

Sheinkman nickte. »Oben bei ihm.«

»Apropos«, sagte Hjelm. »Ich muß Sie bitten, mir seine Wohnung zu zeigen.«

»Natürlich«, sagte Harald Sheinkman, nickte und stand auf. Hjelm folgte ihm durchs Haus und eine Wendeltreppe hinauf, die relativ jungen Datums zu sein schien. Dann gelangten sie in Leonard Sheinkmans kleinen Unterschlupf. Es war hell und

warm. Auch hier waren die Wände mit Büchern vollgestellt, hauptsächlich medizinische Fachliteratur, aber auch eine ganze Reihe literarischer Klassiker. Auf dem Küchentisch lag tatsächlich ein ausgefülltes Kreuzworträtsel aus *Dagens Nyheter* – sonst nichts. Es war klinisch sauber.

»Haben Sie hier abgewaschen?« fragte Paul Hjelm.

»Nein«, sagte Sheinkman. »All das hat er problemlos selbst gemacht. Er mochte keine Unordnung, das ist eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen. Immer alles sauber und an seinem Platz. Es war ziemlich anstrengend. Auch für meine Mutter, meine ich mich zu erinnern. An sie erinnere ich mich allerdings nicht so gut. Die Bilder verblassen langsam. Bald ist nichts mehr da.«

»Ist es Ihnen recht, wenn ich die Wohnung allein ansehe? Wir schicken nachher auch noch ein paar Leute von der Spurensicherung her.«

»Natürlich«, sagte Harald Sheinkman und verschwand lautlos.

Paul Hjelm blickte ihm einen Moment nach. Dann ging er ein wenig unschlüssig durch die kleine Wohnung; er zählte zwei Zimmer und Küche. Das Licht fiel durch eine ganze Reihe schräger Dachfenster herein, und sämtliche Außenwände waren Schrägen. Eine Art von Existenz in der Schrägen. Und ohne Zweifel war diese Existenz in der Schrägen makellos gepflegt. Nirgendwo ein Staubkorn.

Zuerst jüdischer Dichter im kosmopolitischen Berlin der zwanziger und dreißiger Jahre. Dann Frau und Kind. Und schließlich das Konzentrationslager, in dem Sohn und Ehefrau und Mutter und Vater und sämtliche Verwandten unter grauenhaften Verhältnissen ums Leben kommen. Er überlebt, halb verhungert und gefoltert. Jede Illusion, jeder Glaube, jede Hoffnung ist dahin. Er geht in ein fremdes Land, fort von allem. Er fängt noch einmal an, from scratch. Lernt die Sprache, gründet eine neue Familie, verschafft sich eine Ausbildung,

bekommt eine respektable Arbeit, wird angesehener Forscher, kauft ein Haus direkt vom Architekten, rettet einen Sohn, der im Begriff ist, zugrunde zu gehen, und wohnt nach dem Tod der Ehefrau weiter mit dem Sohn zusammen. Es hört sich an, als wäre Leonard Sheinkman das Unmögliche gelungen – wie merkwürdigerweise vielen anderen. Er bekam ein gutes neues Leben. Aber wie es dabei in seinem Innern aussieht, vermag niemand zu sagen. Der Zwang zu Ordnung und Sauberkeit war vollkommen natürlich nach Jahren im Konzentrationslager; daraus ließen sich keine Schlüsse ableiten.

Paul Hjelm mußte das Tagebuch lesen.

Es ließ sich nicht umgehen.

Schließlich fand er es in einem Bücherregal quer über den Büchern; es war das einzige in der ganzen Wohnung, was ein bißchen gegen die generelle Ordnung verstieß. Die vergilbten handbeschriebenen Seiten waren intensiv gelesen worden, geknickt und abgegriffen. Alles in allem umfaßte das Bündel nicht mehr als zehn Seiten.

Und auf deutsch.

Ein Strich durch die Rechnung. Doch verglichen mit der Leistung Leonard Sheinkmans war das ein Klacks. Er mußte ganz einfach sein vergessenes Deutsch vom Gymnasium wieder auffrischen.

Die Seiten waren sorgfältig datiert und paginiert, und es schien keine verloren zu sein. Es hieß also nur anfangen.

Nur ...

Er nahm die vergilbten Seiten an sich und stieg die Wendeltreppe hinab. Harald Sheinkman saß auf dem Sofa und schien erschöpft zu sein. Er stand auf, als Hjelm herunterkam, und trat ihm entgegen.

»Dies ist wohl das Tagebuch«, sagte Hjelm und wedelte mit den Seiten. »Ist es in Ordnung, wenn ich es mitnehme? Sie bekommen es zurück.«

»Natürlich«, sagte Harald Sheinkman. »Sie lesen also Jiddisch?«

Hjelm stutzte und starrte verblüfft auf die vergilbten Blätter. Die Worte veränderten sich vor seinen Augen. Dann blickte er auf und sah Sheinkman an. Ein sehr entferntes Lächeln spielte um dessen Mundwinkel.

»Nein«, sagte Harald Sheinkman. »Nur ein Scherz. Es ist Deutsch.«

Paul Hjelm betrachtete ihn, dann fing er an zu kichern. Der Mann gefiel ihm. »Noch eine Frage«, sagte er schließlich. »Was für ein Mensch war Ihr Vater?«

Sheinkman nickte, als habe er auf die Frage gewartet. »Ich habe viel darüber nachgedacht. Schwer zu sagen. Als wir Kinder waren, stellte er hohe Ansprüche. Ziemlich hart, ein bißchen der klassische Patriarch. Wir sollten alle drei Ärzte werden, da gab es gar keine Diskussion. Mehr oder weniger ist ihm das ja auch gelungen. Am besten ging es meinem kleinen Bruder David; er ist als Gehirnochirurg tätig und Dozent im Karolinska und wird vermutlich bald Professor. Allerdings später als Vater. Er ist jetzt dreiundvierzig. Zwischen uns beiden liegt Channa, die begehrte auf und war in den Siebzigern in der linken Szene aktiv; jetzt unterrichtet sie an der Sozialhochschule. Und ich, als ältester Sohn, absolvierte problemlos mein Medizinstudium, weigerte mich aber danach, mich auf etwas anderes zu spezialisieren als auf Allgemeinmedizin. Zunächst kam es Vater hart an; er hatte in mir den Erwählten gesehen. Und als ich anfang, in Tensta und Rinkeby zu arbeiten, schüttelte er nur den Kopf. Aber ich glaube, daß er schließlich respektierte, was ich tat. Er war kein unzugänglicher Mensch. Als es mir dreckig ging, war er ein Fels in der Brandung. Als die ganze Welt schwankte, war

er der feste Punkt. Da hatten wir ein wirklich gutes Verhältnis. Er war gerade pensioniert und noch sehr vital und hatte sich nach dem Tod meiner Mutter endlich erholt. Doch dann glitten wir wieder auseinander, und ich kann eigentlich nicht sagen, daß ich ihn kannte. Er war ein Mann, der einst ein ganz anderes Leben gehabt hatte, und in das Leben kam nie einer von uns hinein, nicht einmal meine Mutter.«

Hjelm nickte und streckte ihm die Hand hin. »Vielen Dank«, sagte er. »Wir lassen wieder von uns hören.«

»Es war schön, mit Ihnen reden zu können«, sagte Sheinkman und fügte hinzu: »Paul.«

»Es geht mir genauso. Harald.«

Auf dem Weg hinaus verabschiedete Hjelm sich von der Tochter. Eine Weile blieb er noch in dem alten Audi sitzen und blätterte die vergilbten Seiten durch. Dies war also in einem Konzentrationslager geschrieben worden, in dem grauenhaften Buchenwald. Irgendwie war es Leonard Sheinkman, dem Dichter aus Berlin, gelungen, Papier und Bleistift zu ergattern und vor den Lagerwachen zu verstecken. Das war eine bemerkenswerte Leistung.

Er startete den Motor, verließ den Bofinksväg und fuhr hinaus auf den Breviksväg, der bald zum Tyresöväg werden sollte. Der Himmel war noch immer klarblau, aber es war, als sei jene Haut durchbohrt und weggeweht worden – und der Himmel dahinter war tatsächlich blau. Der Druck, der auf der Landschaft gelegen hatte, war geschwunden, und die Natur war friedlich und frühlingshaft schön.

Es würde, trotz allem, auch in diesem Jahr wieder Sommer werden.

Das Handy klingelte. Es war Jorge Chavez. »Tatsächlich.« Das war alles.

Und Paul Hjelm verstand sofort. »Sie war also da?« sagte er.

»Die Techniker hatten eine unglaubliche Masse Kram aus dem Vielfraßgehege zusammengetragen, das muß ich sagen. Angefangen bei Brotstücken, als wären die Vielfraße Enten, bis zu Mausefallen. Zwei Mausefallen waren im Vielfraßgehege, eine davon war noch gespannt.«

»Das ist ein neues Volksvergnügen. Tiere zu quälen. Pferde werden in unseren offenen Landschaften regelmäßig gequält.«

»Außerdem acht Bierdosen. In einer der Bierdosen lag die lange, spitze Nadel. Ein Vielfraß muß unter dem Einfluß des Rauschgifts den Schädel gefressen, die Nadel wie eine Gräte in den Hals bekommen und sie irgendwie in eine Bierdose ausgespuckt haben.«

»Unergründlich sind die Wege des Herrn«, sagte Paul Hjelm und fuhr nach Hause.

Nach Hause ins Polizeipräsidium.

Am Montag, dem achten Mai, um halb neun, geschah im Polizeipräsidium auf Kungsholmen in Stockholm ein Wunder. Zum erstenmal in der Weltgeschichte schien die Sonne in die Kampfleitzentrale.

Nacheinander betraten die Mitglieder der A-Gruppe den tristen Saal, nacheinander stutzten sie beim Anblick des kleinen Sonnenlichtflecks auf dem Fußboden gleich hinter der Tür. Beinah ehrfürchtig drückten sie sich daran vorbei und setzten sich weiter vorn im Saal auf ihre Plätze. Als letzter traf Viggo Norlander ein und schloß die Tür hinter sich. Der Sonnenfleck verschwand. Er öffnete die Tür wieder – und schwupps, war der Sonnenfleck wieder da.

Die Menschen in der Kampfleitzentrale waren indessen Detektive und keine Mystiker. Die Ursache mußte erforscht und das Wunder entmystifiziert werden. Mit gemeinsamen Anstrengungen wurde der Sonnenfleck auf fünf Faktoren zurückgeführt. Als erstes schien draußen die Sonne. Als zweites schien sie durchs Fenster der Damentoilette, die wir zu einem früheren Zeitpunkt schon besucht haben. Als drittes war die Tür besagter Damentoilette in geöffneter Stellung von einer auf dem Boden liegenden zerknüllten Zigarettenschachtel festgehalten worden. Als viertes wurden die Sonnenstrahlen vom Fenster der Damentoilette zu dem Glas eines Kitschbildes weitergeschickt, das in Waldemar Mörnens Zimmer aufgehängt werden sollte und – in Erwartung des Eintreffens selbiger hoher Persönlichkeit – auf dem Fußboden gegenüber der Tür zur Kampfleitzentrale abgestellt worden war. Und schließlich als fünftes, daß die Sonnenstrahlen von dem erwähnten Kitschgemälde eines weinenden Kindes durch die offene Tür in die Kampfleitzentrale weitergeleitet wurden.

Die Tür wurde geschlossen. Das Wunder war entmystifiziert. Und Jan-Olov Hultin ließ die Eulenbrille so tief seine gewaltige Nase hinuntergleiten, daß sie sich auf gleicher Höhe mit der makellos rasierten Oberlippe befand.

»Gute Neuigkeiten«, sagte Hultin neutral. »Aber die heben wir uns für später auf. Zunächst entschuldige ich mich bei Sara dafür, daß sie in das gestrige Fernsehdebakel hineingezogen wurde. Man muß ordentlich vorbereitet sein, wenn man neben Waldemar Mörner Platz nimmt.«

»Und man darf keinen ganzen Strauß von Mikrofonen verrücken.«

Wer hatte das gesagt? Wer war so wagemutig und verwegen, den Kopf in den Rachen des Löwen zu stecken? Man sah sich im Raum um und wartete auf den Augenbrauenkopfstoß.

Mit gemeinschaftlicher Anstrengung konnte der Ausspruch indessen zu Jan-Olov Hultin selbst zurückverfolgt werden. Selbstkritik? Eine drastische Persönlichkeitsveränderung war offenbar zu erwarten.

Schlaganfall? dachten vier Personen, deren Namen in alle Ewigkeit verborgen bleiben sollen.

»Es kam ein bißchen überraschend«, sagte Sara Svenhagen milde.

»Wir machen weiter«, sagte Hultin, als wäre nichts geschehen. »Die vorläufige Untersuchung der Spurensicherung am Südfriedhof hat nichts ergeben. Nicht einen brauchbaren Fußabdruck, nicht einen Fingerabdruck an Seil oder Körper. Dagegen Leonard Sheinkmans Fingerabdrücke auf mehreren Stücken des zerstörten Grabsteins unter ihm. Sollen wir das ganz einfach als ein Zeichen des Schmerzes deuten oder so, daß dieser Grabstein tatsächlich für ihn irgendeine Bedeutung hatte? War er auf dem Weg dorthin?«

»Der Name auf diesem Grabstein«, sagte Jorge Chavez, »ist als ›Shtayf‹ rekonstruiert worden. Nur das. Wir werden noch etwas über die Leiche herausfinden.«

»Das ist dein Job, Jorge«, sagte Hultin. »Und sonst? Was ist aus unserem Skinhead Andreas Rasmusson geworden?«

Kerstin Holm blickte in ein Papier. »Er hat anscheinend heute nacht eine Psychose bekommen. Er ist ins Söder-Krankenhaus eingeliefert worden.«

»Unter Bewachung?«

»Wenn man eine festgenommene Verdachtsperson ist, dann ist man bewacht. Ja, ein Assistent ist Tag und Nacht bei ihm. Den Informationen zufolge soll er vollkommen abgedreht sein.«

»Ich halte es für sehr wichtig, daß wir erfahren, was die Skinheads gesehen haben«, sagte Hultin. »Es muß möglich sein, herauszufinden, wer seine Freunde waren, mit wem er gestern zusammen war, etcetera, etcetera. Gunnar?«

»Okay«, sagte Gunnar Nyberg.

»Allerdings nach der Universität. Du und Viggo und der Kollege Andersson sollt um zehn Uhr im Institut für Slawische Sprachen eine Slawistin mit Namen Ludmilla Lundkvist treffen. Nehmt Andersson mit und fahrt nach Frescati.«

»Da«, sagte Nyberg sprachkundig.

»Jetzt«, sagte Hultin brutalneutral und hielt ein Papier in die Höhe, auf dem ein großes Pluszeichen zu sehen war, »liegt mir diese Skizze vor, die mir vollkommen anonym zugegangen ist. Sie besteht aus vier Segmenten ...«

»Quadranten«, sagte Chavez.

Hultin gab ihm einen sehr langen und sehr neutralen Blick.

»... vier Segmenten, die der Reihe nach auf ›Skansen‹, ›Skogskyrkogården‹, ›Slagsta‹ und ›Odenplan‹ getauft sind. Unter ›Skansen‹ steht ›Fingerabdrücke, Pistole, Metalldraht, Seil, Epivu‹. Unter ›Skogskyrkogården‹ steht ›Nächste Angehö-

rige, *modus operandi* checken, Gehirnchirurg-Gutachten über Wirkung des Metalldrahts aufs Gehirn, Skinhead-Zeuge, andere Zeugen, Tatort checken«. Ich habe hier gerade eigenmächtig ›Shtayf‹ hinzugefügt. Kann das von meinen Vorgesetzten in der Versammlung akzeptiert werden?«

»Ja klar doch«, sagte Chavez. »Gut gemacht, junger Mann.«

Wieder ein unendlich langer Blick. Dann: »Weiter. Unter ›Slagsta‹ steht: ›Check der Telefonate, Spurensicherungsprotokoll, Fahrzeug, Phantom-Zuhälter‹. Und unter ›Odenplan‹ steht: ›Handy, Gesprächsliste, Sprachexperte««.

Jan-Olov Hultin stand auf und ging zur Flipchart. Mit einer theatralischen Geste drehte er sie so, daß die Rückseite nach vorn zeigte. Darauf offenbarte sich das gleiche Pluszeichen wie auf dem Papier. »Nehmen wir also dieses anonyme Meisterwerk und machen es zur Nabe der Ermittlung. An mir soll's nicht scheitern. Wenn wir von hinten anfangen, kommen wir zu ›Sprachexperte‹. Dieses Detail wird also heute geklärt. Die weiteren Punkte, ›Handy‹ und ›Gesprächsliste‹, liegen bei den Technikern, die gerade mit der SIM-Karte herumpusseln und dergleichen. Hoffentlich bekommen wir im Laufe des Tages ein Abo und eine Liste der Gespräche. Der vorausgehende ... Quadrant: ›Slagsta‹. Sehen wir uns den ›Phantomzuhälter‹ einmal an, das Gesicht, das Jörgen Nilsson vom Norrboda-Motel herausmodelliert hat. Viggo, du machst dich an die Identifizierung, wenn ihr von der Sprachexpertin in Frescati zurückkommt. Okay?«

»Okay«, sagte Chavez.

Norlander sah ihn vergrätzt an und sagte: »Okay.«

»Was bedeutet ›Fahrzeug‹? Ein unbekanntes Motorgeräusch in Slagsta um halb vier, vier am Donnerstagmorgen. Nicht ganz leicht zu bearbeiten, aber interessant. Weitere Nachbarn befragen, bei Busfirmen anfragen und prüfen, welche Busse über

welche Zollstationen Schweden verlassen haben. Klingt das unerträglich, Sara?«

»Nein, das geht in Ordnung«, sagte Sara und ließ das Seufzen nicht hören.

»Den Punkt ›Spurensicherungsprotokoll‹ kann ich selbst beantworten, weil ich das Material heute nacht durchgesehen habe. In den vier Motelzimmern wurde, hört jetzt genau hin, Sperma von achtzehn verschiedenen Männern gefunden. Soweit zur Aufnahme von Flüchtlingen in Schweden. Eine sehr große Anzahl Fingerabdrücke ist ebenfalls sichergestellt worden, hat aber bisher im Kriminalregister nichts klingeln lassen. Die achtzehn Männer waren also demnach normale, anständige Schweden.«

»Sowie möglicherweise der eine oder andere Nachbar im Norrboda-Motel«, sagte Kerstin Holm.

»Keine Blutflecken jedenfalls, keine Anzeichen von Gewalt. Physischer Gewalt also. Sonst nichts. Die Zimmer enthielten keinerlei persönliche Gegenstände. Schließlich der Punkt ›Check der Telefonate‹. Ist das etwas für Paul Hjelm? Als Dank hierfür.«

Hultin zeigte auf das Pluszeichen auf der Flipchart.

»Wenn ich Zeit habe«, sagte Hjelm.

»Du hast Zeit«, sagte Hultin neutral und fuhr fort:

»Quadrant zwei, ›Skogskyrkogården‹. Der neue Punkt ›Shtayf‹ ist also Jorges. Dann haben wir ›Tatort checken‹, das ist geklärt: kein Resultat. Danach ›Skinhead-Zeugen‹ und ›andere Zeugen‹: Gunnar übernimmt also die Skinhead-Zeugen. Andere Zeugen existieren unseres Wissens nicht. Die Medien haben die Frage ja jetzt schon einen ganzen Tag hinausposaunt; möglicherweise melden sich neue Zeugen. Warten wir ab. Der unförmige Punkt ›Gehirnchirurg-Gutachten über Auswirkungen des Metalldrahts aufs Gehirn‹ existiert bereits in materieller Form, wenn auch

teilweise undurchdringlich. Qvarfordt teilt in seinem gewohnten Stil folgendes mit:

›Der achtundachtzigjährige Körper ist für sein Alter gut erhalten. Keine Anzeichen von Arteriosklerose in irgendeiner Form. Keinerlei alterstypische Anzeichen von Enzephalomalazie. Zerebrum ungewöhnlich groß. Tätowierte Ziffern unmittelbar oberhalb des linken Handgelenks. Tendenz zu zervikaler Spondylose. Circumcisio postadoleszent. Rheumatoide Arthritis, initial, mit Symptomen in Hand- und Fußgelenken.‹ Die assistierende Obduzentin, die Gehirnochirurgin Ann-Christine Olsson, fährt ein wenig pädagogischer fort: ›Der Metalldraht im Gehirn kann nicht als direkte Todesursache bezeichnet werden. Er ist durch die Schläfe eingeführt und anschließend durch die Hirnrinde ein- und ausbewegt worden. Die Hirnrinde stellt das Schmerzzentrum des Gehirns dar. Dort wird der Schmerz bewußt gemacht. Eine Einwirkung dieser Art direkt auf die Hirnrinde dürfte ein maximales Schmerzerlebnis auslösen. Möglicherweise – doch darüber streitet die Forschung – kann dieses Schmerzerlebnis so stark werden, daß es zum Tode führt. Möglicherweise kann auch der Umstand, daß das Opfer mit dem Kopf nach unten aufgehängt war, den Schmerz intensiviert haben, aufgrund vermehrter Blutzufuhr in der Hirnrinde. Die Todesursache ist somit unsicher. Es trat ein Herzstillstand ein. Dieser kann auf Schock oder Schmerz zurückzuführen sein.‹‹

Hultin machte eine kleine Pause. »Ein ebensolcher Metalldraht wurde am Sonntagnachmittag in dem Material avis dem Vielfraßgehege in Skansen gefunden. Mit gewisser Wahrscheinlichkeit bedeutet das: Zwei Männer wurden dadurch getötet, daß ihnen ein so starker und überwältigender Schmerz zugefügt wurde, daß sie ihn nicht überlebt haben. Den Schmerz, also.«

›Wenn nicht die Vielfraße schneller waren«, sagte Chavez.

›Sicherlich«, räumte Hultin ein. ›Dies ist jedenfalls bedenkenswert. Hier ist viel Haß im Spiel. Eine dermaßen raffinierte

und fürchterliche Hinrichtungsmethode auszudenken erfordert seinen Mann.«

»Oder seine Frau«, sagte Kerstin Holm.

»Oder seine Frau«, räumte Hultin wiederum ein. »Also wird der folgende Punkt, ›modus operandi checken‹, von größter Bedeutung sein. Ist eine derartige Hinrichtungsmethode früher schon einmal angewendet worden? Wann, wo, wie? Kerstin?«

»Natürlich«, sagte Kerstin. »Ich werd's versuchen.«

»Der Punkt davor, ›nächste Angehörige‹, ist bereits abgearbeitet. Kerstin, Jorge und Paul haben gestern nachmittag je eins der Kinder von Leonard Sheinkman besucht. Berichte über die Gespräche mit den Geschwistern Sheinkman sind verteilt worden und sollten auf allen Schreibtischen liegen. Können wir eine Zusammenfassung bekommen?«

»Ich war bei dem mittleren der Kinder«, sagte Chavez, »der Tochter Channa Nordin-Sheinkman in der Fridhemsgata. Eine sehr radikale Frau mit sehr dezidierten Meinungen. Kind der 68er-Bewegung. Hatte den Kontakt mit dem Vater nach dem Tod der Mutter 1980 stark eingeschränkt. Hatte also nicht viel zu sagen, außer daß er ein durch und durch autoritärer Mensch war, von dem sie so schnell wie möglich hatte wegkommen wollen. Sie bestand darauf, daß ich eine Notiz machte: Ich traure nicht. Ich habe es also notiert. Sie lud mich übrigens zu einer ordentlichen Haschisch-Pfeife ein. Bitte macht eine Notiz, daß ich verzichtet habe, daran zu ziehen. Es sah mir zu bakteriell aus.«

»Ich war bei dem jüngsten Sohn«, sagte Kerstin Holm.

»David Sheinkman in Näsbyark. Er hat im großen und ganzen die Arbeit des Vaters als Gehirnchirurg und entsprechend als Forscher im Karolinska weitergeführt. Frau und vier Kinder zwischen acht und siebzehn. Im Unterschied zum Vater ist er ziemlich fromm und in der jüdischen Gemeinde aktiv. Er hatte das ganze ziemlich komplizierte Begräbnisarrangement auf sich

genommen, und ich hatte den Eindruck, daß seine Trauer tief und echt war. Es scheint jedoch eine Liebe auf Distanz gewesen zu sein, sozusagen. Sie trafen sich nur an Feiertagen, und das auf eine ziemlich formelle Art und Weise. Man muß David ohnehin als einen sehr formellen Menschen bezeichnen. Penibel und kontrolliert. Ich bekam den Eindruck, daß der Vater ihm sehr ähnlich war. David Sheinkman ist wohl so nah an Leonard Sheinkman, wie wir je kommen können. Aber er hatte sehr wenig über ihn als Menschen zu sagen.«

»Es sieht so aus, als liefe unser bester Kontakt mit der Familie über Harald Sheinkman, den ältesten Sohn«, sagte Hjelm. »Der alte Sheinkman wohnte in einer Dachwohnung in Haralds Haus, das ursprünglich seins gewesen ist, also Leonards. Geschieden und ausgebrannt, war Harald irgendwann in den achtziger Jahren auf die Bretter gegangen. Er ist Arzt, nicht Forscher, und inzwischen auch Schriftsteller. Ein sehr angenehmer Mann mit einem nicht ganz leicht zu nehmenden Humor. So etwas ist zu schätzen. Ich bin Leonards Wohnung durchgegangen. Vielleicht muß sie noch einmal angeschaut werden. Falls ja, kann ich das übernehmen. Ich habe auch einiges über Leonards Leben vor dem Krieg erfahren, Dichter, Familienvater. Ich habe einen ausführlichen Bericht geschrieben, falls es jemanden interessiert. Und ich habe sein Tagebuch aus Buchenwald. Das werde ich lesen. Allerdings ist es auf deutsch.«

»Ausgezeichnet«, sagte Hultin. »In der Freizeit natürlich.«

»Natürlich.«

»Ihr fangt an müde auszusehen. Aber wir haben noch einen sogenannten Quadranten, nämlich ›Skansen‹. Nun wollen wir mal sehen, was unser anonymer Künstler geschrieben hat. Dieses ›Epivu‹. Da sind wir wohl noch nicht viel weiter gekommen. Ich gehe davon aus, daß das Wort in euren Hirnen gespeichert ist, am besten im Schmerzzentrum. Dann ›Seik‹. Darum kümmert sich Jorge, soweit ich verstanden habe.«

»Aber ja doch«, sagte Chavez. »Die Seilproben von diversen Fabriken dürften im Lauf des Tages eintreffen.«

»Metalldraht« ist ein weiterer Punkt. Gefunden. Gehört zu Kerstins *modus-operandi*-Untersuchung. Punkt zwei, »Pistole«. Bisher keine Rückmeldung wegen der Seriennummer der Luger. Aber – und ich habe euch eingangs gute Neuigkeiten versprochen – der erste Punkt unseres anonymen Künstlers lautet »Fingerabdrücke«.

Wie die Dramaturgie es verlangte, bekam Kriminalkommissar Jan-Olov Hultin die ungeteilte Aufmerksamkeit des Auditoriums. Er sagte: »Interpol hat zwei Antworten auf die Fingerabdrücke des Vielfraßmanns geliefert. Aus zwei Ländern. Griechenland und Italien. Der Vielfraßverspeiste war Grieche. Er hieß Nikos Voultos, geboren 1968 in Athen. Das erste Urteil wegen Körperverletzung erfolgte in Griechenland 1983, da war er fünfzehn. Danach folgt eine ganze Latte mehr oder weniger grober Straftaten, unter anderem Kuppelei. Als er 1993 des Mordes an drei Frauen verdächtigt wird, verschwindet er. Jetzt taucht er in Italien auf. Obwohl, richtig auftauchen tut er auch wieder nicht. Nikos Voultos steht offenbar die ganze Zeit unter Verdacht seitens der italienischen Polizei, aber sie können ihn nicht fassen. Er taucht nämlich in Italien unter, genauer gesagt in Mailand, wo er mindestens zwanzig schwere Straftaten begeht, Schutzgelderpressung, Drogenvergehen, Körperverletzung, Vergewaltigungen, Mord. Und wieder Kuppelei. Unser Mann ist also tatsächlich Zuhälter.«

Sara betrachtete Kerstin. Kerstin betrachtete Sara. Ihre Blicke verrieten Genugtuung.

»Die Information von der italienischen Polizei ist ziemlich vage«, fuhr Hultin fort. »Möglicherweise kann man zwischen den Zeilen »organisiertes Verbrechen« lesen, und was das in Italien bedeutet, dürfte wohl klar sein.«

»Die Mafia?« fragte Chavez.

»Wenn man es ganz genau nimmt«, sagte Hultin, »ist die Mafia wohl ein sizilianisches Phänomen. Neapel hat seine Camorra, eine vergleichbare Organisation. Und dann gibt es eine norditalienische Entsprechung, die mindestens ebenso mächtig ist. Es hat den Anschein, als habe Nikos Voultsos Bordelle für die norditalienische Mafia betrieben. Wenn wir sie einmal so nennen wollen.«

»Und da kommt er ins kleine Schweden«, sagte Kerstin Holm. »Um für die norditalienische Mafia Bordelle zu betreiben?«

»Und wird statt dessen von Vielfraßen gefressen«, sagte Chavez. »Da kann man von alternativer Karriere sprechen.«

»Die italienische Polizei hatte ihn anscheinend im Visier. Sie verloren ihn Mitte April aus den Augen. Am dritten Mai starb er in Skansen. Man könnte sich vorstellen, daß den Bossen in Mailand so viel Aufmerksamkeit gar nicht lieb war und sie ihn wegschickten. Ungefähr wie in *Der Pate*. Michael Corleone. Aber wahrscheinlich hatte er auch einen Auftrag. Und es wirkt nicht ganz unwahrscheinlich, daß der mit Kuppelei zu tun hatte.«

Kerstin Holm überlegte laut: »Eine gute Woche vor dem Verschwinden geht eine Welle von Beunruhigung durch die Zimmer 224, 225, 226 und 227 im Norrboda-Motel in Slagsta. Da sind wir ungefähr am fünfundzwanzigsten April. Man kann sich natürlich vorstellen, daß dies der Zeitpunkt war, an dem Nikos Voultsos hier eintraf. Der erste Anruf der gewalttätigen Odenplanfrau erreicht Slagsta am Samstag, dem neunundzwanzigsten April. Bis um 22 Uhr 54 am Mittwochabend, nur wenige Minuten nach Voultsos' Tod in Skansen, rufen sie einander an. Ein paar Stunden nach seinem Tod verschwinden sie.«

»Sie werden befreit«, sagte Sara Svenhagen atemlos.

»Sie ist *wirklich* Ninja-Feministin«, sagte Jorge Chavez und erntete einen verwunderten Blick seiner Ehefrau.

»Wenn das stimmt«, fuhr Kerstin fort, »hat sie also einen Mafioso ermordet. Und da muß man schnell verduften.«

»Alles das hängt eindeutig zusammen«, sagte Paul Hjelm. »Aber wo zu Teufel kommt Leonard Sheinkman ins Bild? Was hat der achtundachtzigjährige emeritierte Professor Leonard Sheinkman mit Nikos Voultsos und den Puffs der norditalienischen Mafia und mit extrem gewaltbereiten Ninja-Feministinnen zu tun? Warum wird *er* auf die gleiche Weise ermordet wie ein notorischer Vergewaltiger und Frauenmörder? Das paßt nicht zusammen.«

»Ich stimme dir zu«, sagte Hultin. »War es Zufall? Kam er zufällig daher? Kaum. Jemand hat ihn sehr intensiv gehaßt, aber es ist keinesfalls sicher, daß es diese Frau ist, die ihr Ninja-Feministin nennt, was das auch sein mag. Die Verbindung zu ihr ist zu schwach.«

»Gibt es ein Bild von diesem Nikos Voultsos?« fragte Kerstin Holm.

»Klar«, sagte Hultin und hielt ein Farbfoto eines dunkelhäutigen Mannes mit kühlen Augen in die Höhe. Ein klassischer Gangster. Er lächelte schief, trug einen leichten hellrosa Sommeranzug und eine sehr dicke goldene Kette um den Hals.

»Ich hoffe, er hat ihnen geschmeckt«, sagte Sara Svenhagen. »Dann war er ja immerhin noch nützlich.«

»Wenn du nach Slagsta fährst, Sara«, sagte Hultin, »dann nimm das Foto mit und zeige es allen. Vielleicht hat ihn dort draußen trotz allem jemand gesehen.«

Sara nickte stumm.

»Wir bräuchten näheren Kontakt mit der italienischen Polizei«, sagte Hjelm. »Es fehlt doch noch eine ganze Menge Information.«

Jan-Olov Hultin stand auf und beugte sich übers Katheder vor.
»Das ist ja der Clou vom Ganzen«, krächte er. »Wir haben ja
einen Mann vor Ort.«

Anja sah es, lange bevor er selbst es sah. Fünf Kinder sahen es, lange bevor er selbst es sah. Alle Welt sah es, lange bevor er selbst es sah.

Daß er möglicherweise eine ganz, ganz kleine Dosis zuviel ›Schönheit‹ und ›Frieden‹ bekommen hatte.

Arto Söderstedt trabte in dem kleinen Steinhaus im Chianti umher und redete sich ein, daß der Genuß noch ebenso groß war wie am ersten Tag. Er saß auf der Veranda, während der Frühlingsabend zur Frühlingsnacht wurde, trank sein kleines Glas Vin Santo, tunkte seinen kleinen Zimtzwieback ein und dachte: Oh, wie ich genieße. Und sicher genoß er immer noch. Sicher reichten die erneuernden Wellen der Renaissance bis in die robuste Schlafkammer. Sicher blühte das eheliche Leben wie nie zuvor; er war sogar unsicher, ob Anja nicht heimlich ein sechstes Kind plante – wie verhielt es sich eigentlich mit den präventiven Maßnahmen? Und sicher war es eine unsägliche Wohltat, am Morgen schlafen zu können, solange man wollte, und sich in den Büchern verlieren zu können, wie man wollte, in der Musik, die man wollte, den Kaffee zu trinken, den man wollte, sich dem Kleinkram zu widmen, auf den man Lust hatte. Aber irgendwo war es dennoch nicht richtig genug. Irgendwo reichten die Früchte von Onkel Perttis Geld nicht aus.

Anja Söderstedt genoß in um so volleren Zügen, aber sie machte nicht soviel Wesens davon. Arto hatte die Neigung des maskulinen Wesens, sein Wohlbefinden zur Schau zu stellen – und das Zur-Schau-Stellen hat bekanntlich eine Tendenz, das zur Schau Gestellte zu verschlingen. Am Ende ist das Zur-Schau-Stellen alles. Er lebte in einer Schale von Lebensgenuß; wenn jemand etwas unvorsichtig an der Schale kratzte, würde

sie Risse bekommen und zerfallen, und Arto Söderstedt würde tief in den finstersten Abgrund des Infernos blicken.

Tja, vielleicht nicht richtig. Aber manchmal, wenn er da auf der Veranda saß und auf Anjas immer prachtvolleres Kräuterbeet blickte, kam es ihm in den Sinn, daß er ein Süchtiger war.

Workaholic in einer Entzugsklinik.

Anja hatte nämlich eine Leidenschaft in ihrem Leben – neben Arto, den sie sicher genauso intensiv liebte, wie er sie. Diese zweite Leidenschaft waren Kräuter. In ihrer Zeit in dem Haus in Västerås war sie dieser Leidenschaft mit glühendem Eifer nachgegangen; in den Töpfen auf den Fensterbänken in der Bondegata wuchsen sie eher zögernd. Aber hier, hier in der Toskana, im Herzen des Chianti, in unmittelbarer Nähe der mauerbewehrten mittelalterlichen Stadt Montefioralle, die die Hügel vor der Weinstadt Greve krönte, hier blühte ihre Leidenschaft auf wie nie zuvor. Sie wollte nie wieder von hier fort. Der Garten war in die lieblichsten Düfte gehüllt. Ihre Daumen waren grüner denn je, und lokalen Experten zufolge war es im ganzen Chianti noch nie jemandem gelungen, sechzehn verschiedene Sorten Basilikum zu züchten. Tatsache war, daß niemand je von so vielen verschiedenen Sorten gehört hatte. Aber beeindruckt waren sie, die Nachbarn.

Die Nachbarn, ja.

Eine Person fühlte sich noch wohler als Anja. Das war die älteste Tochter Mikaela. Sie war sechzehn und das Schönste, was es gab auf der ganzen Welt. Eines Morgens hatte sie sich in der geräumigen toskanischen Küche an den Tisch gesetzt und war nicht mehr Jungfrau. Er würde nie ganz genau sagen können, woran er es sah, aber es gab keinen Zweifel. Sie leuchtete. Die ganze Gestalt strahlte. Und Arto Söderstedt dachte, daß er die Rolle des entehrten Vaters übernehmen und mit der Schrotflinte in die Büsche hinausstürmen und jeden

italienischen Jungzipfel in der ganzen Nachbarschaft abschießen mußte.

Aber es war einfach nicht drin. Er lächelte nur, und sein Lächeln war anscheinend ebenso selig wie Mikaelas, denn ihr eigenes verkümmerte, als es mit seinem moralisch verdorbenen Spiegelbild konfrontiert wurde. Sie lief hinaus zwischen die Weinstöcke und schämte sich wie ein Hund. Er lief hinter ihr her und schrie über den ganzen Weinberg, daß alles in Ordnung sei, solange der Junge Kondome benutzte. Vier weiße Köpfe in unterschiedlicher Höhe über dem Boden starrten ihn an, als er dastand und P-Wörter über die Weinstöcke rief. Sogar Klein-Lina kannte P-Wörter, und sie wußte, daß P-Wörter nicht gut waren, aber was P-Wörter waren, wußte sie nicht. Pornowörter, sagte die Zweitälteste Tochter mit der Glut des Verbotenen im Blick. Ojoj, sagte Lina und wußte auch nicht, was Pornowörter waren.

Am Ende kroch jedenfalls Mikaela mit glühenden Wangen wie ein besprühter Coloradokäfer zwischen den Weinstöcken hervor.

Als Anja sich aus dem Bett hochgerappelt hatte und auf den Altan hinaustrat, standen ihr Mann und ihre Tochter eng umschlungen in der milden Morgensonne, flankiert von vier weißen Köpfen in unterschiedlicher Höhe über dem Boden. Die Kräuter hüllten die Szene in einen himmlischen Duftschleier, und das Gezwitscher der Vögel zwischen den Olivenbäumen des Gartens erfüllte die Luft. Es war ein Bild, das sie nie vergessen würde. Das Paradies gab es wirklich.

Für Arto aber war es doch nur eine äußere Hülle. Anja sah es ganz deutlich und schaltete heimlich das Handy ein. Früher oder später würden sie anrufen, das wußte sie.

Und ein paar Tage später war es soweit.

Familie Söderstedt befand sich in Florenz. Es war das zweite Mal seit ihrer Ankunft in der Toskana. Beim ersten Mal hatte Michelangelos Medici-Kapelle in San Lorenzo ihn so aus der

Fassung gebracht, daß er ganz einfach dablief. Nach einer halben Stunde auf den ziemlich wenigen Quadratmetern hatte seine Familie genug und begab sich in die Stadt. Sie nahmen in einem ausgezeichneten Lokal an der Lugarno Acciaiuoli am Arno ein ordentliches Mittagessen zu sich und schlenderten anschließend in aller Ruhe zurück über die Piazza della Signoria und Il Duomo und gelangten nach drei Stunden zurück zur Medici-Kapelle. Da stand der Vater immer noch auf den wenigen Quadratmetern, den Blick auf die grünweißen Marmorwände geheftet. Es war ihm plötzlich so vorgekommen, als hätte er, wie durch eine Offenbarung, das ganze Geheimnis der Renaissance verstanden. Der zurückhaltende Exzeß, der sich hinter Michelangelos stets gleich exaktem Handwerk verbarg, hypnotisierte ihn. Alles war möglich – und dennoch wurde nicht alles gemacht. Es gab da einen Verzicht, der nicht asketisch war, sondern der im Gegenteil gerade zeigte, daß jetzt, genau jetzt, im frühen sechzehnten Jahrhundert in Florenz, alles, wirklich alles möglich war. Arto Söderstedt mußte mit Gewalt fortgezerrt werden.

Also durfte die Familie zu einem etwas normaleren Besuch wiederkommen. Sich ein bißchen so verhalten, wie es sich für eine richtige Touristenfamilie aus dem barbarischen Skandinavien gehörte.

Sie saßen oben auf der anderen Seite des Arno in einem Restaurant an der Piazzale Michelangelo um einen runden Tisch und blickten über die Stadt. Aus der Vogelperspektive dürften sie ausgesehen haben wie ein kreisrundes Perlenhalsband.

Da klingelte das Handy.

Arto Söderstedt, der vom Autofahren befreit war, hatte eine Flasche Wein bestellt und reagierte nicht. Das Telefon klingelte weiter, und er reagierte immer noch nicht. Die Familie betrachtete ihn immer skeptischer.

»Ist Papa tot?« fragte Klein-Lina und fürchtete, vielleicht ein P-Wort ausgesprochen zu haben.

»Vielleicht, vielleicht nicht«, sagte Anja. »Es ist kein großer Unterschied.«

Da sprach er endlich, mit mechanischer Stimme: »Es kann unmöglich mein Handy sein. Das ist ausgeschaltet. Ausgeschaltete Handys klingeln nicht.«

Sie warteten. Die Zeit stand still.

Später, mit dem Lauf einer sehr grobkalibrigen Pistole im Mund, sollte Arto Söderstedt sich an diesen Augenblick erinnern und denken: Da, genau da, war alles möglich. Da, genau da, wäre es möglich gewesen zu verzichten, und es wäre kein asketischer Verzicht gewesen. Gerade in dem Augenblick hättest du darauf verzichten können, den Anruf auf deinem Handy anzunehmen. Dann hätte alles so bleiben können, wie es war, in einem paradiesischen Zustand, den du, Dummkopf, der du bist, in deinem Unverstand nicht zu würdigen gewußt hast. Du hattest die Möglichkeit zu diesem Verzicht und hast dich anders entschieden. Es war eine schlechte Wahl.

Er antwortete: »Arto am Arno.«

Dann war er genau vierzehn Minuten mäuschenstill.

»Und jetzt?« sagte Klein-Lina. »Ist er jetzt tot?«

Das waren die einzigen Worte, die geäußert wurden. Anja kippte die Weinflasche ein wenig an und versuchte abzuschätzen, wieviel der Gatte getrunken hatte. Als sie zu dem Ergebnis kam, daß es nicht mehr als ein Glas sein konnte, ließ sie sich klammheimlich den ganzen Rest der Flasche durch die Kehle laufen. Es dauerte genau vierzehn Minuten. Als er das Gespräch beendete, sagte sie, mit möglicherweise nicht ganz glockenreiner Aussprache: »Ich kann leider nicht mehr nach Hause fahren.«

Worauf Arto Söderstedt mit glasklarer Logik erwiderte:

»Wir müssen ein Faxgerät finden.«

Die Familie begab sich im Gänsemarsch zu einem in der Nähe gelegenen Luxushotel, wo Arto Söderstedt erklärte, er sei Polizeibeamter und müsse ein Fax empfangen. Der Portier sollte seine Bereitschaft schnell bereuen.

Söderstedt rief Hultin über das Handy an und gab ihm die Faxnummer durch. Dann ergossen sich vierundsechzig Seiten aus dem Faxgerät. Der Portier dachte an Tonerpatronen und blockierte Leitungen, behielt jedoch die ganze Zeit den geschulten Gesichtsausdruck von wohlwollender Nachsicht bei. Nachdem sämtliche Blätter gesammelt und geordnet waren, bekam er zu seiner Verblüffung hunderttausend Lire in die Hand gedrückt.

»Könnte ich dafür eine Quittung bekommen?« fragte Arto Söderstedt.

Nachdem der Portier die erste Trinkgeldquittung seines Lebens ausgestellt hatte, verabschiedete er sich von der seltsamsten Familie, die ihm je begegnet war. Wie es richtig zugegangen war, hätte er nicht zu sagen gewußt, aber er war um hunderttausend Lire reicher.

Mailand war eine Großstadt von ganz anderer Art als Florenz. Alles klang. Arto Söderstedt fädelte mit dem großen Familienauto ein und ein und schaffte es, jedesmal wieder zu exakt demselben Punkt zurückzukommen, einer stinkenden Müllverbrennungsanlage mit einer zehn Meter in den Himmel aufschießenden Flamme. Wie er die Karte auch drehte und wendete, er konnte nicht begreifen, wie es dieser verdammten Müllverbrennungsanlage immer wieder gelang, sich in das absolute Zentrum der Millionenstadt zu verwandeln.

Dabei war Mailand eine Stadt, die wirklich ein Zentrum hatte. Es war in konzentrischen Kreisen um den majestätischen, fast grotesken Dom angelegt, zu dem er schließlich gelangte, ohne

anhalten zu können. Wie ein Abgasterrorist kutscherte er umher und hatte nach vielem Wenn und Aber das große Glück, weniger als fünf Kilometer von der Polizeistation am Corso Monforte entfernt einen Parkplatz zu finden.

Denn dorthin wollte er.

Nach einem Fußweg, der mehr die Bezeichnung »Stadtorientierung« verdient hätte, schritt er schließlich über die Schwelle der Eingangshalle – und trat in die fünfziger Jahre ein. Ja, wirklich, es war eine Zeitmaschine. Auf irgendeine Weise war er in ein Zeitloch geraten und wurde um vier Jahrzehnte in der Zeit zurückversetzt. Ohne Zweifel befand er sich in den fünfziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts. Strenge Männer in weißen Hemden mit schmalen schwarzen Schlipsen, Damen in Kleidern und hochhackigen Schuhen, Reihen von Schreibtischen, deren wesentliches Arbeitsgerät Bleistift und Papier waren. Und natürlich Stempel. Stempel, Stempel, Stempel. Kein Computer, so weit das Auge reichte.

Er begab sich zu einer der Schreibtischdamen und fragte:

»Commissario Italo Marconi?«

Ohne aufzublicken, zeigte die Dame auf eine geschlossene Tür etwa dreißig Meter entfernt. Während er diese Strecke zurücklegte, zählte er die Schreibtische, an denen er vorüberging. Es fehlte nicht viel, und er wäre im Gehen eingeschlafen. Es war wie Schafe zählen.

An der Tür stand tatsächlich in Mini-Buchstaben »I Marconi«. Kurz und bündig.

Er klopfte und bekam ein Brummein zur Antwort.

Er trat ein.

War es draußen in der Bürolandschaft aus den Fünfzigern warm, feucht und staubig gewesen, so war es hier drinnen um so kühler und angenehmer. Und auf dem massiven alten Eichenschreibtisch stand ein hypermoderner Computer. Söderstedt

verstand. Er hatte die *twilight zone* passiert und war zurück in der Gegenwart.

Der Mann hinter dem Schreibtisch war in Arto Söderstedts Alter, knapp fünfzig, und trug einen gewaltigen Schnurrbart. Der zarte Körper ließ seinen Schnauzer noch gewaltiger aussehen, wie einen enormen Propeller mitten im Gesicht. Söderstedt fürchtete, er könnte jeden Augenblick abheben und durchs Fenster davontuckern. Der Mann starrte den Eintretenden einen Moment lang an, als wäre dieser ein Albino-Mörder in einem sehr schlechten Gangsterfilm.

Dann leuchtete sein Gesicht auf wie eine Sonne. »I see«, sagte er, wanderte die ansehnliche Strecke um den Schreibtisch herum und streckte die Hand aus: »Mister Sadestatt from Sweden.«

»That's right«, sagte Mister Sadestatt from Sweden.

»And you must be Italo Marconi.«

»Yes, yes. I believe you have animals who have killed one of my nastiest pimps. May we import them?«

Arto Söderstedt lachte höflich und wurde unmittelbar mit einem schwierigen Übersetzungsproblem konfrontiert. Was zum Teufel hieß Vielfraß auf englisch? Wasp? Nein, das war Hecht. Oder ...?

Scheiß drauf.

»Yes«, sagte er nur. »Sie sind derjenige, der die Ermittlungen gegen den Griechen Nikos Voultsos geführt hat?«

Italo Marconis Lächeln verblaßte; seine sämtlichen Vorurteile über sozial inkompetente Nordeuropäer wurden bestätigt. Er machte eine Geste zum Stuhl gegenüber dem Schreibtisch, und Söderstedt sank darauf nieder. Oder eher: versank darin. Er war ziemlich weich.

»Das ist korrekt«, sagte Marconi. »Nikos Voultsos war ein selten unangenehmer Verbrecher. Vollkommen gewissenlos.

Wir freuten uns, als er verschwand, und jetzt, wo er tot ist, freuen wir uns noch mehr.«

Der nimmt kein Blatt vor den Mund, dachte Söderstedt und fragte: »Waren Sie es, Kommissar, der die Zusammenfassung des Falles an Interpol geliefert hat, die dann nach Stockholm weitergeleitet wurde?«

»Das war ich«, nickte Marconi. »Möchten Sie einen Kaffee, Signor Sadestatt?«

»Danke, gern«, sagte Söderstedt.

»Ich werde einen kommen lassen«, sagte der Kommissar, stand auf und verließ das Zimmer. Nach einigen Minuten kam er zurück. Es sah aus, als hätte er gelacht.

»Der Kaffee kommt gleich«, sagte er, wanderte um den Schreibtisch herum, ließ sich wieder nieder, beugte sich über den Schreibtisch und fuhr fort: »Mir ist klar, daß mein Bericht dürftig erscheinen kann, aber nicht alle Informationen finden Platz in einem solchen Bericht. Ich stehe also voll und ganz zu Ihrer Verfügung; ich habe dies gerade mit meinen Vorgesetzten geklärt. Was möchten Sie also wissen?«

»War Voultsos Mafioso?«

Marconi hustete. Wie erklärte man einem Dorftrottel die nationalen Verhältnisse?

»Bei uns gibt es keine Mafia«, sagte er. »Die existiert in Sizilien. Dagegen haben wir ein paar lokale Verbrecherbanden. Unserer Einschätzung nach gehörte Nikos Voultsos zu einer dieser Banden.«

»Wie kam es, daß er eine ganze Reihe grober Verbrechen begehen konnte, ohne daß Sie ihn gefaßt haben?«

»Sie gehen ganz schön ran«, sagte Italo Marconi und betrachtete sein kreideweißes Gegenüber. »Es ist wichtig, daß Sie, was das italienische Rechtssystem anbelangt, zunächst einmal ein paar grundsätzliche Tatsachen verstehen. Man muß behutsam

vorgehen und genau darauf achten, wohin man tritt. Es gibt stets eine Reihe von Rücksichten, die man in dieser oder jener Richtung nehmen muß. Ich kann darauf nicht näher eingehen. Wichtig war, daß wir Nikos Voultos unter Beobachtung hatten.«

»Haben Sie sein Bordell beobachtet?«

Marconi lachte kurz auf. »Bordell und Bordell«, sagte er, richtete den Blick auf Söderstedt und fuhr fort: »Ich verstehe, daß Sie ungeduldig sind, Mister Sadestatt. Sie sind lange untätig gewesen und haben mit den Zehenspitzen auf der Suche nach Grünfutter in der trockenen toskanischen Erde gegraben. Und jetzt haben Sie die Chance bekommen. Sie stehen unter Dampf wie ein Drogensüchtiger nach dem ersten Schuß der Woche.«

Arto Söderstedt war nicht begeistert von Marconis Bildsprache. Ganz und gar nicht begeistert. Aber er verstand, was Marconi meinte.

Ohne die Stimme zu heben, aber mit Schnurrbartenden, die schon fast rotierten, fuhr Marconi fort: »Ihr Chef hat Sie als einen von Schwedens intelligentesten Polizeibeamten beschrieben, und ich habe keine Veranlassung, Signor Oltin nicht Glauben zu schenken. Er hörte sich an wie ein vernünftiger Mann. Er hat jedoch betont, daß Sie sich vermutlich am Anfang genauso verhalten würden, wie Sie es bisher getan haben. Hitzig. Gleich wird meine Sekretärin mit Kaffee und einer sehr kleinen Grappa kommen, um auf Ihr toskanisches Dasein anzustoßen, das auch uns hier oben im Norden als paradiesisch, wenngleich ein wenig langweilig erscheint. Lassen Sie uns die Getränke genießen und danach zu einem anderen Gesprächston finden.«

Söderstedt, der normalerweise eine gute Nase für Stimmungen hatte, eine Atmosphäre sozusagen erschnupern konnte, erkannte auf der Stelle, daß Italo Marconi recht hatte. Er nickte

leicht und sagte: »Sie haben vollkommen recht. Ich bitte um Entschuldigung.«

Das geschah nicht gerade häufig.

Als das Gespräch jetzt zu Familienbildung und Wohnverhältnissen hinübergelenkt wurde, begann Arto Söderstedt zu verstehen, wie die italienische Art zu arbeiten aussah. Er erholte sich gerade von einem Unfall.

Einem Zusammenprall von Kulturen.

Der Kaffee kam. Die sehr kleine Grappa erwies sich als ein bis zum Rand gefülltes Trinkglas. Marconi hob leicht das Glas, und Söderstedt erwiderte die Geste. Dann nippte er ein wenig an der Grappa, die von der feineren Sorte war und nicht nach Industrieabfällen schmeckte, sondern wirklich nach Trauben. Der italienische Branntwein Grappa wird ja bekanntlich auf den Weingütern aus Trester hergestellt.

»Sehr gut«, sagte Söderstedt.

»Es freut mich, daß er Ihnen schmeckt«, sagte Marconi.

»Er kommt aus Ihrer Gegend, vom Weingut Castello di Verrazano in den unwegsamen Hügeln nördlich von Greve. Meiner Ansicht nach machen sie dort außer einer hervorragenden Grappa einen der besten Weißweine des Chianti, was ja sonst kaum die Spezialität der Toskana ist.«

Dann tranken sie ein wenig großartigen Espresso, und die sehr dichte Schaumschicht verriet, daß die Polizeistation irgendwo im Schreibtischdschungel ihre eigene Espressomaschine versteckt hatte.

»Und jetzt«, sagte Marconi und stellte die kleine Kaffeetasse ab, »jetzt möchte ich ein paar Worte über Nikos Voultsos sagen. Ich habe ein einigermaßen klares Bild von den Stockholmer Ereignissen, und vieles paßt zu dem, was wir über Voultsos und seinen Arbeitgeber wissen. Was aus dem Rahmen fällt, ist natürlich Ihr Nobelpreisträger.«

Kandidat, dachte Söderstedt, sagte es aber nicht. Er hatte etwas dazugelernt. Obwohl er schon ein alter Hund war.

Marconi fuhr fort: »Nein, von unserer Seite können Sie nicht mit einer Verknüpfung zwischen Nikos Voultsos und diesem« – er las von einem Blatt ab – »Leonard Sheinkman rechnen. Ich kann Ihnen auch keine Hinweise geben, was die Identität des Mörders betrifft. Dagegen kann ich möglicherweise mit einem Vorschlag zur Klärung des Motivs beitragen. In Europa geht eine Art Krieg vor sich. Jetzt, wo Ost und West, Nord und Süd in Europa zusammentreffen – mehrere unterschiedliche Arten von Kriminalität –, bedeutet das einen unentwegten Kampf um die Kontrolle über die großen Bereiche: Drogen sind ja lange der wichtigste gewesen, Waffen sind natürlich ein bedeutender, Alkohol und Zigaretten ebenso, während beispielsweise Datenschmuggel und Schmuggel von Diebesgut in den Osten relativ neu sind, vor allem von im Westen gestohlenen Autos und Booten. Doch der richtig große neue Markt sind *Frauen*, und in ganz besonderem Umfang osteuropäische Frauen. Die großen Verbrechersyndikate haben angefangen, dies zu erkennen, und drängen energisch in die Prostitutionsbranche. Von Bordellen zu sprechen wäre kaum das richtige Wort – es gibt sie natürlich, aber das ist zweitrangig –, nein, es geht um Kontrolle über die Prostitution in ihrer Gesamtheit, vom elegantesten Hostessendienst bis zu den heruntergekommensten Huren an den Straßenecken. Offenbar sind wir Männer bereit, für Sex das meiste Geld auszugeben, mehr als für Alkohol und Drogen. Vielleicht verbirgt sich im Innersten dieser monströsen Tatsache doch eine Art von Hoffnung. Obwohl auch Hoffnung kaum das richtige Wort ist, wenn es das Gewerbe als solches betrifft. Die Prostitution geht immer eindeutiger Hand in Hand mit dem Drogengeschäft. Man hält die Frauen mit Drogen in Schach, bis sie verbraucht sind. Dann wirft man sie weg und schafft aus einem unerschöpflichen osteuropäischen Vorrat neue heran. Was wir beobachten, ist, daß Frauen unerhört viel schneller

verschlissen werden als früher. Als Hure ist man heutzutage mit dreißig am Ende. Und dann ist man in der Regel tot. Zumindest wenn man aus dem Osten kommt.«

Marconi zündete sich eine Zigarette an und hielt Söderstedt die Schachtel hin, der ohne nachzudenken eine nahm. Da er in seinem Leben bisher erst drei Zigaretten geraucht hatte, war es allein die Grappa, die die nächsten zehn Minuten erträglich machte.

Und Marconis umfassende Information.

»Dies als Hintergrund«, fuhr er fort. »Die italienischen Verbrecherorganisationen, die ein bißchen im Schatten der russischen gelandet sind, sind jetzt dabei, sich an die Entwicklung in der modernen Sklavenhandelsbranche anzuhängen. Man kauft routinierte Zuhälter ein und schickt sie in Europa herum, um freie Prostituiertenställe zu übernehmen. Nikos Voultsos war ein solcher Zuhälter, mit hoher Wahrscheinlichkeit von einem Verbrechersyndikat hier in Mailand ausgesandt. Allem Anschein nach fing dieses Syndikat ihn bereits 1993 auf, als er drei Prostituierte ermordete, die versucht hatten, ihm in Piräus zu entfliehen. Die Organisation in Mailand, Ghiottone genannt, hielt ihn für eine brauchbare Kraft und holte ihn her. Ich habe mein gesamtes berufliches Leben dieser Organisation gewidmet, und ich habe erkannt, wie tief sie in die norditalienische Gesellschaft hineinreicht. Deshalb muß ich so unendlich behutsam vorgehen. Alles deutet darauf hin, daß sehr hochgestellte Persönlichkeiten der Gesellschaft in verschiedener Weise mit Ghiottone verquickt sind. Ich muß Sie also bitten, mindestens ebenso behutsam vorzugehen wie ich. Ein unvorsichtiger Schritt von Ihrer Seite, Signor Sadestatt, und die Arbeit von Jahrzehnten geht verloren. Es ist wichtig, daß Sie das verstehen. Aber Sie sehen ja vollkommen weiß aus.«

»Ich *bin* weiß«, sagte Söderstedt und sah ein, daß er eher grün war. »Das ist meine Natur.«

Er erlaubte sich, die Zigarette halb geraucht auszudrücken; das sollte wohl reichen als Nachweis seiner sozialen Kompetenz.

Marconi betrachtete skeptisch die Zigarette und das leere Grappaglas, fuhr aber nichtsdestoweniger fort: »Nach unendlicher Arbeit haben wir die Spinne im Netz ausgemacht; wir sind ziemlich sicher, daß ein hoch respektierter Bankier aus dieser Stadt der Kopf hinter dem Verbrechersyndikat Ghiottone ist. Er ist auch in der Kommunalpolitik aktiv und eine der treibenden Kräfte hinter der Lega Nord, wenn Ihnen das etwas sagt.«

»Die Separatistenpartei im Norden, die das Land in ein reiches Norditalien und ein armes Süditalien trennen will«, schluchzte Söderstedt.

»Ungefähr so, ja. Ich will hier nicht den Namen dieses Mannes nennen, doch die Ursache dafür, daß wir Nikos Voultsos haben gewähren lassen, obwohl er unter dem begründeten Verdacht steht, mindestens fünf schwere Straftaten begangen zu haben, ist die, daß wir es auf dickere Fische abgesehen haben. Wenn wir Ghiottone vom Kopf her zerschlagen können, werden alle in der Organisation ins Gras beißen. Und jetzt zeigt es sich ja, daß es auch gar nicht nötig war. Ihre Otter haben uns diesen Teil der Arbeit abgenommen.«

»Ich verstehe«, sagte Söderstedt und fühlte, daß zumindest das eine und andere kleine Pigment nach der Flucht in sein Gesicht zurückzukehren begann. Und da er immer noch nicht darauf kam, was Vielfraß auf englisch hieß, ließ er die zoologischen Unrichtigkeiten auf sich beruhen und fuhr statt dessen fort: »Und das Motiv für den Mord an Voultsos?«

»Konkurrenten«, sagte Marconi nonchalant. »Es findet wie gesagt ein Krieg statt in Europa, in dem es um die Kontrolle über die Prostitution geht. Allem Anschein nach ist es ein osteuropäisches Verbrechersyndikat mit Ambitionen in Schweden, das ihn aus dem Weg geräumt hat. Mit Hilfe der Dachse.«

Söderstedt nickte. Marconi hatte sich offenbar vorgenommen, jedes einzelne Mitglied der Marderfamilie auf diesem Planeten durchzugehen – außer dem Vielfraß. Das irritierte ihn ein wenig.

Marconi hielt ein Papier hoch, das aussah wie ein Fax.

»Ihr Auftrag ist offiziell sanktioniert, Signor Sadestatt. Sie sind offenbar vorläufig zur europäischen Organisation für polizeiliche Zusammenarbeit, Europol, abkommandiert. Das bedeutet formal gesehen, daß Sie Zugang zu meinem gesamten Untersuchungsmaterial bekommen sollen. Wie steht es mit Ihrem Italienisch?«

»Es ist nicht konversationstauglich«, sagte Söderstedt.

»Aber ich kann es einigermaßen lesen.«

»Ausgezeichnet«, sagte Marconi und überreichte seinem frischgebackenen Europakollegen eine würfelförmige Schachtel. Söderstedt starrte sie verwundert an.

Marconi fuhr fort: »Eine Sammlung von CD-Rom mit der gesamten Ghiottone-Ermittlung. Ich gehe davon aus, daß Sie einen Computer haben.«

Söderstedt nickte. Er hatte seinen Laptop hauptsächlich dazu benutzt, *Hearts* zu spielen, ein banales, aber beruhigendes Spiel, das unter Windows lief. Er gewann äußerst selten.

»Hier finden sich auch die Namen sämtlicher Verdächtiger, der des Bosses, unseres Bankiers, eingeschlossen. Ihr Anstellungsvertrag erlegt Ihnen Schweigepflicht auf, und jede Andeutung dessen, daß jemand anderer als Sie selbst diese CDs angerührt hat, wird als Dienstvergehen behandelt. Ist das klar?«

»Das ist klar«, sagte Söderstedt. »Nur eins noch. Die sehr eigentümliche Hinrichtungsmethode. Sind Sie jemals auf etwas Ähnliches gestoßen?«

»Sie meinen die Wiesel?« sagte Italo Marconi und lächelte.

»Nein, ich meine die Nadel im Gehirn. Ich meine das Aufhängen mit dem Kopf nach unten.«

Der Commissario nickte. Das hatte er verstanden. Das mit den Ottern und Dachsen und Wiesel­n war eine Art Spiel, das Söderstedt nicht verstand – noch nicht. Aber Marconi wußte, daß er es bald verstehen würde. Er wartete ab. »Ich habe ein paar Leute darauf angesetzt«, sagte er.

»Wir gehen zur Zeit alle Mordfälle in Italien durch und suchen nach vergleichbaren Morden.«

»Das habe ich vermutet«, sagte Söderstedt. Er glaubte, daß Marconi die Anerkennung wahrnahm, die sich in dieser Äußerung verbarg.

Dessen Lächeln verriet, daß es sich so verhielt.

Er stand auf und streckte die Hand aus. Söderstedt ergriff sie. Sein Respekt vor der italienischen Polizei war beträchtlich gestiegen.

»Ich habe das Gefühl, daß wir voneinander hören werden«, sagte Italo Marconi und strich sich über seinen enormen Schnauzbart.

»Das Gefühl habe ich auch«, sagte Arto Söderstedt, schüttelte die ausgestreckte Hand und wandte sich zum Gehen. Als er die Tür erreichte, hörte er Marconis Stimme:

»By the way, do you know what ›ghiottone‹ means?«

Söderstedt wandte sich um. »No«, sagte er.

»Ghiottone means wolverine«, sagte Italo Marconi.

Söderstedt lachte auf.

Wolverine bedeutet nämlich Vielfraß.

Andersson hieß mit Vornamen Hubald.

Hubald Andersson.

Gunnar Nyberg wußte nicht recht, was er davon halten sollte, daß ein sportlicher, ziemlich robuster und frischexaminiertes vierundzwanzigjähriger Bulle mit einem Blick, der töten konnte, mit Vornamen Hubald hieß.

Schallend loszulachen war im Moment jedenfalls nicht drin.

Die kleine dunkle Frau um die Fünfzig saß in ihrem Büro und sah russisch aus. In glockenreinem Schwedisch sagte sie: »Ich heiße also *nicht* Ludmila Engquist. Sie ist Hürdenläuferin und im Moment, glaube ich, so schwer verletzt, daß sie bei den Olympischen Spielen in Sydney nicht antreten wird. In ein paar Monaten wird sie eine Presseerklärung abgeben, daß sie aufhört. Glauben Sie mir. *Ich* heiße Ludmila Lundkvist und bin Dozentin für slawische Sprachen hier an der Uni. Und Sie sind die Kriminalinspektoren Gunnar Nyberg und Viggo Norlander und Polizeiassistent Hubald Andersson. Ist das korrekt?«

»Viggo?« sagte Hubald Andersson spontan.

»Hubald?« sagte Viggo Norlander spontan.

Dann brachen beide in schallendes Gelächter aus.

Ludmila Lundkvist sprach danach ausschließlich mit Gunnar Nyberg, der offenbar ein besonnener, schicker, großgewachsener Mann im besten Alter war.

»Sind Sie Russin?« fragte der besonnene, schicke, großgewachsene Mann im besten Alter.

»Ja«, sagte Ludmila Lundkvist und lächelte. »Ich komme aus Moskau. Ich habe mich in einen schwedischen Forscher verliebt, der sich mit Altrussisch beschäftigte und Ende der siebziger

Jahre eine Konferenz in Moskau besuchte. Auf verschlungenen Wegen bin ich aus der Sowjetunion geflohen und ihm nach Schweden gefolgt, wo wir heirateten. Vor fünf Jahren ist er an Hodenkrebs gestorben. Wir hatten keine Kinder.«

Gunnar Nyberg hatte eine so detaillierte Erklärung vielleicht nicht erwartet, und er war noch zu frisch und unerfahren auf dem Heiratsmarkt, um zu bemerken, daß mit ihm geflirtet wurde. »Das tut mir leid«, sagte er nur.

»Und Sie, sind Sie verheiratet?«

»Nein«, sagte Nyberg verwundert und ergänzte: »Geschieden.«

Ludmila Lundkvist nickte lächelnd, legte drei Zettel vor sich auf den Schreibtisch und sagte: »Ich nehme an, Gunnar, Sie waren derjenige, der auf die Idee kam, das, was Sie aus dem Mobiltelefon gehört haben, aufzuschreiben?«

Nyberg konnte das nicht abstreiten.

»Das dachte ich mir«, sagte Ludmila und gab ihm einen Blick, den zirka vierundachtzig Prozent der männlichen Bevölkerung des Landes als sexy aufgefaßt hätten. Gunnar Nyberg war vor allem verwirrt.

»Ich möchte, daß Sie sich zwei Stimmen anhören«, fuhr sie fort. »Sie sprechen zwei verschiedene Sprachen, die ganz ähnlich klingen können. Hier ist die erste.«

Sie drückte auf eine Taste des Kassettenspielers auf dem Schreibtisch. Eine Männerstimme begann gleitende Diphthonge herunterzuleiern. Dann entstand eine Pause.

In dieser Pause sagte Ludmila Lundkvist: »Jetzt kommt gleich die zweite Stimme.«

Und die zweite Stimme setzte ein. Es klang ähnlich und doch nicht gleich. Auch hier gleitende Diphthonge, aber nur ähnlich. Als die Stimme geendet hatte, fragte die Dozentin für slawische

Sprachen: »Welche von den beiden Sprachen war es, die Sie gehört haben?«

Hubald Andersson zeigte sinnlos auf den Kassettenspieler.

Sonst war es still im Raum.

»Es handelt sich um dieselbe Stimme, die den gleichen Text in zwei verschiedenen Sprachen sagt«, verdeutlichte Ludmila Lundkvist. »Gunnar?«

Gunnar begriff noch immer nicht, warum ausgerechnet er zum Lieblingsstudenten ausgewählt worden war, doch er spürte den Druck. Er strengte seine Erinnerung bis zum äußersten an und sagte. »Die zweite. Da ist etwas mit dem Klangbild im ersten, was nicht richtig stimmt. Die Diphthonge«, tippte er blind.

Ludmila Lundkvists Gesicht leuchtete auf. »Und Sie beide?« fragte sie in gleichgültigem Tonfall.

»Vielleicht«, meinte Hubald Andersson.

»Schon möglich«, sagte Viggo Norlander.

Die Dozentin sah die Zettel durch und sagte: »Meine Beurteilung Ihrer ziemlich unterschiedlichen Buchstabenkombinationen stimmt mit Ihrer, Gunnar, überein. Es ist die zweite. Die erste Stimme sprach russisch, die zweite ukrainisch. Die meisten wissen nicht einmal, daß Ukrainisch eine eigene Sprache ist. Dabei wird es von fünfzig Millionen Menschen gesprochen. Früher hieß es ›Kleinrussisch‹ und war bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts nicht als selbständige Sprache anerkannt. Es ist übrigens deutlich vom Polnischen beeinflusst, und gewisse Laute liegen irgendwo zwischen den russischen und den polnischen. Der auffälligste Unterschied im Klangbild, wie Sie, Gunnar, es ganz richtig gesagt haben, ist, daß das unbetonte ›O‹ erhalten bleibt, während es im Russischen reduziert wird, und daß das russische ›G‹ zu stimmhaftem ›H‹ geworden ist.«

Sie betrachtete die mit offenen Mündern dasitzenden Polizisten und schaltete den Kassettenspieler wieder ein. Während es noch still war, sagte sie: »Was Sie gehört haben, waren die klassischen Einleitungszeilen von *Der Mantel* des Ukrainers Gogol. Jetzt hören wir uns etwas anderes an, nämlich meinen Versuch einer Rekonstruktion dessen, was Sie auf diese Zettel gekritzelt haben. Ich lese es selbst, weil es eine Frauenstimme war, die Sie gehört haben. Passen Sie genau auf, und versuchen Sie zu hören, ob es stimmt.«

Es war noch immer still. Der Kassettenspieler rauschte nur. Wie ein frustrierter Studioreporter, der auf eine Einspielung wartet, die nicht kommt, sagte Ludmila Lundkvist: »Es muß sofort kommen.«

Und so war es.

Gunnar Nyberg mochte zwar die Richtung suggeriert worden sein, doch er fand schon, daß Ludmilas samtweiche Stimme ziemlich ähnlich klang wie jene, die er aus dem Handy gehört hatte, das er auf dem U-Bahngleis der Station Odenplan aus Hamid al-Jabiris Hand gerissen hatte.

Und das sagte er: »Es ist ziemlich ähnlich. Das kann es sehr wohl gewesen sein.«

»Ja«, sagte Viggo Norlander.

»Warum nicht?« sagte Hubald Andersson.

Ludmila Lundkvist sagte; »Wenn das stimmt, dann sagt die Stimme, in schwedischer Übersetzung: ›Alle gut durch. Dreihundertzweiundsiebzig bei Lublin.‹ Dann folgt diese Pause. Dann sagt sie: ›Fotze‹ und legt auf.«

»Fotze?« platzte Hubald Andersson heraus.

»Ich sagte es«, gab Ludmila Lundkvist angewidert zurück.

Gunnar Nyberg fragte: »Keine Namen?«

»Leider nein.«

»Aber Lublin müßte Ihnen vielleicht etwas sagen, Ludmila ...«

»Ihnen auch, Gunnar. Sie kennen doch Isaac Bashevis Singer, den einzigen Literatur-Nobelpreisträger in jiddischer Sprache? 1960 hat er einen magischen kleinen Roman mit dem Titel *Der Zauberer von Lublin* geschrieben. Lublin ist eine Stadt in Polen. Sie liegt an der Europastraße 372 ungefähr hundert Kilometer südlich von Warschau. Und vielleicht zehn Kilometer von der ukrainischen Grenze entfernt. Die E 372 führt also in die Ukraine.«

»Alle gut durch«, sagte Gunnar Nyberg nachdenklich.

»Dreihundertzweiundsiebzig bei Lublin«. »Durch« heißt also vermutlich »durch den Zoll«.

»Das wirkt sehr wahrscheinlich«, sagte Ludmila Lundkvist. »Aber es kommt ganz darauf an, ob meine Rekonstruktion richtig ist.«

»Sie ist auf jeden Fall sehr überzeugend«, sagte Gunnar Nyberg, stand auf und streckte ihr die Hand hin. Sie nahm sie und hielt sie einen ganz kleinen Moment zu lange. Er fühlte, daß er sie wie ein Idiot anstarrte.

Sie standen draußen in dem unansehnlichen Unikorridor. Es gab nichts zu sehen, wirklich nichts. Der Aufzug kam, die Tür glitt auf.

Da sagte Viggo Norlander: »Du sollst hier nicht mitfahren, Gunnar.«

»Was?« sagte Gunnar Nyberg.

»Du sollst wieder zu der Dozentin hineingehen und sie für heute abend zum Essen einladen.«

»Was soll das heißen?«

Viggo Norlander hielt die Aufzugtür fest, beugte sich zu Gunnar Nyberg vor und flüsterte: »Du bist vielleicht ein viel smarterer Mensch als ich, Gunnar, aber hierauf verstehe ich

mich besser. Selten habe ich weibliches Begehren so bloßgelegt gesehen.«

Gunnar starrte lange auf die geschlossene Aufzugtür.

Dann wandte er sich zurück in den Gang. Seine Herzschläge hallten durch die slawischen Flure wie afrikanische Trommeln.

Drei Männer in blauen Arbeitsoveralls wanderten zwischen den zerstörten Grabsteinen umher und fuhren die Stücke auf Schubkarren fort. Sie behandelten die Brocken wie schwerverletzte Wesen, die bald versorgt werden würden.

Jorge Chavez stand im Schatten der Eiche, an der Leonard Sheinkman gehangen hatte; als er nach oben blickte, sah er, daß an einem Ast in vier Meter Höhe die Rinde abgeschabt war. Er versuchte, einen Kletterweg am Stamm des Baums zu rekonstruieren. Es konnte nicht leicht gewesen sein, hinaufzukommen. Die Äste waren dünn und sahen bis oben hin brüchig aus. Derjenige, der den alten Mann aufgehängt hatte, mußte ungewöhnlich leicht, geschmeidig und stark gewesen sein.

Und unfafßbar grausam.

Die Sonne breitete eine versöhnliche Decke über dem Südfriedhof aus. Vermutlich war das eine Täuschung. Vermutlich würde es niemals möglich sein, ein so abstoßendes, feiges, erbärmliches Verbrechen zu sühnen. Vermutlich fiel der Täter ewiger Verdammnis anheim.

Ewig war jedenfalls die Erde auf einem jüdischen Friedhof, so viel wußte Jorge Chavez. Der Friedhof, Bet Hachajím, darf nie verlegt werden. Es ist ein heiliger Ort, heiliger Boden, der Vorhof der Ewigkeit, und es gibt eine ganze Reihe von ungeschriebenen Gesetzen, die diese Heiligkeit unterstreichen sollen: Man darf auf dem Friedhof weder essen noch trinken, noch rauchen, man darf nicht über die Gräber gehen, und man soll zum Zeichen der Ehrfurcht eine Kopfbedeckung tragen.

Chavez beugte sich nieder und rührte an die Reste des Grabsteins, auf dem ›Shtayf‹ gestanden hatte. Er verglich mit den

anderen Gräbern. Alle Grabsteine hatten ungefähr die gleiche Form. Ganz oben standen zwei hebräische Buchstaben, die, wie er wußte, »Hier ruht« bedeuteten, dann kamen der Name, das Geburtsdatum, das Todesdatum und ein Symbol, meistens ein Davidstern oder der siebenarmige Leuchter. Ganz unten auf allen Grabsteinen in seinem Gesichtsfeld standen fünf hebräische Buchstaben, die bedeuten sollten: »Möge seine (oder ihre) Seele aufgenommen sein in den Bund des ewigen Lebens.«

Es war noch genug da von Shtayfs Grabstein, um erkennen zu lassen, daß darauf weder Vorname noch Geburtsdatum gestanden hatten, nur »Shtayf« und das Todesdatum: 7. September 1981. Die Frage war also, ob dieser mystische Shtayf, über dessen zerstörtem Grabstein Leonard Sheinkman seinen Tod gefunden hatte, etwas mit ihm zu tun gehabt hatte. Es war vielleicht ein ganz kleines bißchen weit hergeholt.

Longshot, wie es in amerikanischen Filmen hieß.

Aber auch solche konnten ja dann und wann treffen.

Chavez löste sich aus dem Schatten und sprang gewandt über das rot-weiß gestreifte Plastikband mit der Aufschrift »Polizei«. Die drei Overallmänner drehten sich um und betrachteten ihn.

Er war über ein Grab gegangen.

»Es tut mir leid«, rief er und hielt seinen Polizeiausweis hoch. »Ich fürchte, ich bin aus Versehen über ein Grab gegangen.«

Der älteste der drei Männer kam ihm entgegen. Er sah osteuropäisch aus – wie ein Schachspieler im Kulturhaus, dachte Chavez mit einem Vorurteil.

»Man soll nicht über Gräber gehen«, sagte der Mann ernst, »und man soll eine Kopfbedeckung tragen.«

Es war offenbar nicht das erste Mal, daß er diese Worte äußerte, denn aus seiner Tasche zauberte er eine kleine Mütze hervor, eine Kalotte.

Chavez nahm sie und bedankte sich. »Sie sind nicht zufällig Yitzak Lemstein?« fragte er und setzte sich die Kalotte mitten auf den Kopf.

Der alte Mann betrachtete ihn mit einem traurigen Blick.

»Doch«, sagte er.

»Ich bin Jorge Chavez von der Reichskriminalpolizei. Haben Sie die Aufsicht über den Friedhof?«

»Ja«, sagte Yitzak Lemstein. »Ich und meine Söhne pflegen ihn.«

»Es ist wirklich entsetzlich, was letzte Nacht hier passiert ist. So etwas sollte in Schweden nicht vorkommen.«

»Es wird immer wieder passieren. Zu allen Zeiten und überall auf der Welt.«

Chavez hielt einen Moment erstaunt inne. Dann sagte er:

»Es ist in den letzten Jahren viel Schaden angerichtet worden, soweit ich verstanden habe.«

»Ja«, sagte Lemstein lakonisch.

»Ich würde gern ein paar Fragen stellen, wenn Sie Zeit haben. Sie wissen ja, was mit Professor Sheinkman letzte Nacht hier geschehen ist. Kannten Sie ihn?«

»Nein.«

»Und Sie wissen nicht, warum er hier gewesen sein kann?«

»Nein.«

»Ich habe über diesen Grabstein nachgedacht, bei dem er getötet wurde ...«

»Wann können wir uns darum kümmern?«

»Wieso?«

»Wann wir uns um den Grabstein innerhalb der Absperrbänder kümmern können. Er liegt da, und es geht ihm schlecht.«

Chavez betrachtete den Mann eine Weile. Dann sagte er:

»Darauf kann ich Ihnen keine genaue Antwort geben. Wahrscheinlich bald. Ich kann unsere Techniker anrufen und mich erkundigen, wenn Sie mir ein paar Fragen zu dem Stein beantwortet haben. Wer ist ›Shtayf‹? Und warum steht kein Vorname und kein Geburtsdatum auf dem Stein?«

Da kehrte der alte Mann ihm den Rücken zu. Er schritt langsam zu seiner Schubkarre und fuhr damit weg.

Chavez blieb ein paar Sekunden verblüfft stehen. Dann joggte er hinter dem Mann her. »Warum wollen Sie mir keine Antwort auf die Frage geben?«

»Das hat nichts mit euch zu tun. Es ist jüdisch.«

»Aber verflixt und zugenäht. Vielleicht war Leonard Sheinkman auf dem Weg zu diesem Stein. Es ist wichtig.«

Yitzak Lemstein blieb stehen, setzte die Schubkarre mit einem Ruck ab und fixierte Chavez. »Kennen Sie jüdischen Humor?« fragte er todernst.

»Nicht direkt«, räumte Chavez ein. »Woody Allen?«

Lemstein seufzte und packte wieder die Handgriffe seiner Karre.

Chavez legte vorsichtig die Hand auf seine Schulter und sagte: »Es tut mir leid. Sie müssen mir erklären, was Sie meinen.«

Eine Weile stand der Alte so mit den Händen um die Griffe der Karre da. Dann ließ er noch einen Seufzer hören, ließ die Karre los und wandte sich dem hartnäckigen Latino-Polizisten zu.

»Humor ist die Methode, mit der wir überlebt haben«, sagte Yitzak Lemstein. »Der jüdische Humor ist eine spezielle Form von Galgenhumor, oft voller Wortspiele. In den Vernichtungslagern wurden eine Menge Scherze gemacht. Das war ein Teil des Überlebens. Glauben Sie mir, ich weiß es.«

Er zeigte Chavez sein Handgelenk. Die schwarzen Ziffern waren fast ganz von dichten, grauen Haaren bedeckt. Aber dennoch leuchteten sie mit einem ganz und gar dunklen Licht.

Chavez nickte und sagte: »Shtayf« ist also – ein Scherz?«

»Es ist jiddisch«, sagte der Alte. »Shtayf« bedeutet »steif«. Englisch »stiff«. Leiche. Man kann auch auf dem Friedhof scherzen.«

»Aber warum steht es auf dem Grabstein? Was bedeutet es?«

»Daß es eine unbekannte Leiche ist. Das Grab des unbekannten Soldaten, sozusagen. Unbekannter toter Jude.«

»1981 gestorben und unbekannt?«

»Ja.«

»Waren Sie dabei, als er begraben wurde? Wenn es ein Mann war?«

»Es war ein Mann. Ja, ich habe ihn mitbegraben. Ich gehöre der Chevra Kadisha an. Es ist meine Pflicht als Pfleger des Friedhofs.«

»Chevra Kadisha?«

»Die Friedhofsgesellschaft.«

»Wenn er unbekannt war, woher wußten Sie denn, daß er Jude war?«

»Er war beschnitten. Und dann hatte er das hier.«

Er zeigte wieder auf die tätowierte Nummer an seinem Handgelenk.

Chavez nickte.

»Wie war er gestorben?«

»Ermordet. Erstochen, glaube ich. Ich meine mich zu erinnern, daß er nackt im Wald gefunden wurde. Aber genau weiß ich es nicht mehr. Niemand konnte ihn identifizieren. Aber Sie sind ja Polizist, Sie können doch mehr herausfinden.«

»Ja, und das werde ich auch tun. Fällt Ihnen sonst noch etwas ein? Wie alt war er?«

»Er war wohl um die Vierzig. Genau, und dann war da noch etwas.«

»Was denn?« fragte Chavez.

»Er hatte keine Nase.«

»Keine Nase?«

»Sie war weg.«

»Hatte der Mörder sie abgeschnitten?«

»Nein«, sagte Yitzak Lemstein. »Sie war schon lange weg. Es war nur eine große Narbe da.«

»Ich verstehe«, sagte Chavez, ohne sonderlich viel zu verstehen. »Haben Sie noch etwas anderes hinzuzufügen?«

»Nein«, sagte Lemstein. »Aber das haben Sie.«

Chavez sah ihn begriffsstutzig an. Dann hob er den Zeigefinger gen Himmel, stieß ein »Ah!« aus und rief beim Staatlichen Kriminaltechnischen Laboratorium an. »Brunte«, prustete er. »Schwiegervaterherz. Alter Kumpel. Wie sieht es draußen auf dem Südfriedhof aus? Seid ihr ganz fertig damit?«

Er lauschte ein paar Sekunden. Dann beendete er das Gespräch mit einem Druck auf die Austaste und wandte sich mit einem Nicken Yitzak Lemstein zu. »Es geht in Ordnung, Sie können den Stein jetzt holen«, sagte er.

»Shtayf hat ausgelitten.«

Yitzak Lemstein starrte ihn an, drehte sich um, griff seine Schubkarre und fuhr davon. Chavez blickte ihm noch eine Weile nach, wie er obeinig zu dem leidenden Grabstein fuhr.

Er selbst ging zu seinem Wagen.

Auf dem Weg dorthin rief er seine Frau an. »Hallo Sara«, sagte er. »Wo bist du?«

»In meinem Zimmer«, sagte Sara Svenhagen. »Ich bin gerade aus Slagsta zurückgekommen.«

»Hat jemand unseren Griechen erkannt?«

»Er hieß Nikos Voultsos. Möchtest du, daß ich dich »mein Chilene« nenne?«

»In intimen Stunden gern, Frau Ich-will-nicht-Chavezheißen-aber-gern-Svenhagen-wie-Papa-Brunte. Ich habe übrigens gerade mit deinem Vater telefoniert. Er war ganz genauso liebenswürdig wie gewöhnlich.«

»Nein«, sagte Sara ruhig. »Niemand kannte unseren Griechen. Doch das spielt vielleicht keine so große Rolle. Arto hat gerade aus Italien von sich hören lassen. Allem Anschein nach war Nikos Voultsos im Auftrag eines großen Verbrechersyndikats aus Mailand hier in Schweden. Es sieht so aus, als hätte er die acht Frauen in Slagsta übernehmen und einer Art Superpuff zuführen sollen. Außerdem ist die Nachricht vom Handy deiner Ninja-Feministin wahrscheinlich inzwischen übersetzt. Sie lautet folgendermaßen: »Alle gut durch. Dreihundertzweiundsiebzig bei Lublin.« Ich checke gerade denkbare Fahren.«

»Lublin?« sagte Jorge. »Polen?«

»Ja. Es ist wohl ziemlich wahrscheinlich, daß es sich um unsere acht Damen handelt, die »gut durch« sind. Vermutlich handelt es sich um ein konkurrierendes Syndikat in der Ukraine. Die angerufenen Frauen in Slagsta waren ja Ukrainerinnen, und die Nachricht auf dem Handy war ukrainisch. Also scheint die Ninja-Feministin Ukrainerin zu sein und einem Sex-Syndikat anzugehören.«

»Ich weiß nicht, ob sich das gut anhört oder schlecht«, sagte Jorge, gerade als Sara eine sonderbar metallische Stimme bekam. »Rein polizeilich gesehen ist es ja gut. Obwohl es auch ein bißchen besorgniserregend ist. Bist du noch da? Sara?«

Saras Stimme hatte jetzt einen industriellen Klang. Robocop, dachte Jorge.

Da kehrte die normale Stimme zurück. »... und was machst du?«

»Ich habe Angst, daß du dich in etwas Hartes und Kaltes verwandelst«, sagte Jorge Chavez.

»Sag mal, was ist denn mit dir los?« sagte eine schreckenerregende Metallstimme.

»Deine Stimme ist seltsam. Jetzt verschwindet sie wieder. Scheiße. Ich spreche auf jeden Fall weiter. Ich wollte dich bitten, falls du ein paar Minuten Zeit hast, die unbekannten Leichen vom September 1981 anzusehen. Jüdischer Mann in den Vierzigern. Mit Konzentrationslagertätowierung, aber ohne Nase. Ich wiederhole: ohne Nase.«

Jetzt war sie weg. Er verfluchte die Erfindung des Mobiltelefons und drückte auf die Austaste.

Als er ins Auto stieg, saß noch immer ein kleines Käppchen auf seinem Kopf.

Sara blickte auf das verstummte Handy.

Etwas Hartes und Kaltes?

Sie saß in dem Zimmer, das sie mit Kerstin Holm teilte. Kerstin war ausgeflogen. Wohin, wußte sie nicht.

Sara Svenhagen warf einen Blick auf ihren Monitor. Da sah sie einen schematisierten Zeitplan. Sie laborierte mit einem Zeitraum zwischen vier Uhr am Morgen des 4. Mai, des Donnerstags, als die Frauen Slagsta verlassen hatten, und drei Uhr am Nachmittag des darauffolgenden Tages, also am Freitag, dem 5. Mai, als das Telefonat aus Lublin den abgetrennten Arm auf dem U-Bahnhof Odenplan erreichte. Man wäre demnach innerhalb von fünfunddreißig Stunden von Stockholm nach Lublin gereist. Wenn man an der Annahme festhielt, daß sie in einer Art von Bus gefahren waren und nicht mit dem Müllauto, dann mußten sie eine Fähre genommen haben. Von Schweden nach Polen verkehrten die Fähren Nynäshamn – Gdansk,

Karlskrona – Gdynia und Ystad – Swinoujscie. Außerdem gab es noch die Fähre zwischen Kopenhagen und Swinoujscie. Sie war dabei gewesen, alternative Routen auszurechnen, als Jorge anrief. Die Öresund-Brücke würde erst in zwei Monaten eröffnet werden, doch es gab natürlich keinen Hinderungsgrund, über Dänemark zu fahren, sei es via Göteborg – Fredrikshavn, Helsingborg – Helsingør oder Malmö – Kopenhagen. Ebenso konnte man mit der Fähre leicht nach Deutschland gelangen, unter anderem von Ystad und Trelleborg nach Saßnitz oder Rostock. Und warum nicht Göteborg – Kiel? Die Alptraumroute war Helsingborg – Helsingør und dann Rødby – Puttgarden. Da wurde nirgendwo etwas registriert; in allen übrigen Fällen sollte es möglich sein, einen Bus mit mindestens acht Frauen aufzuspüren.

Die meisten dieser alternativen Routen waren in fünfunddreißig Stunden ohne Schwierigkeiten zu bewältigen. Im schlimmsten Fall alle. Jetzt mußten nur die Fahrpläne durchgesehen werden. Eine ziemlich trostlose Tabellenschreiberei lag vor ihr.

Also hatte sie nichts dagegen, sich zuerst einmal Jorges Sonderauftrag vorzunehmen. Mann ohne Nase. Während ihrer ziemlich aufreibenden Zeit in der Abteilung für Pädophilie am Reichskrim, die immer noch von einem unbeeindruckten Partypolizisten namens Kommissar Ragnar Hellberg geleitet wurde, hatte sie sich eine ungewöhnliche Geschicklichkeit im Umgang mit Computern und Datenverarbeitung angeeignet. Es war also ein leichtes für sie, aus dem Verbrechensregister den fast zwanzig Jahre zurückliegenden Fall herauszusuchen.

Ein John Doe, will sagen ein unidentifizierter Mann von gut vierzig Jahren, war am Mittwoch, dem 9. September 1981 nackt im Wald neben dem kleinen Badensee Strålsjön in Lovisedal in Älta, südöstlich von Stockholm, gefunden worden. Der Tod infolge zweier tiefer Messerstiche mußte, wie die Obduktion ergeben hatte, im Laufe des Montags, also des 7. Septembers,

eingetreten sein. Der Fundort war nicht identisch mit dem Tatort, soviel war klar. Die Leiche war also dorthin transportiert worden, höchstwahrscheinlich mit einem Wagen. Der Mann war schwarzhaarig und, den Aufzeichnungen des Gerichtsmediziners Sigvard Qvarfordt zufolge, ›stark behaart‹. Das auffälligste Merkmal war die fehlende Nase. Qvarfordt weiter: ›Auch das Nasenbein fehlt, und außer einer äußerst entstellenden Narbe ist nichts übrig. Die relative Ebenheit der Narbenoberfläche läßt darauf schließen, daß die Nase chirurgisch entfernt, möglicherweise abgesägt wurde.‹ Außerdem war der Mann beschnitten und trug am Arm eine Tätowierung ›vom Konzentrationslagertyp, aber mit unlesbaren Ziffern, als habe er versucht, diese mit einem Messer oder ähnlichem Gegenstand eigenhändig zu entfernen‹. Deshalb hatte die Jüdische Gemeinde in Stockholm es übernommen, den Toten zu begraben. Fotos und Fingerabdrücke waren an Interpol geschickt worden, doch ohne Ergebnis. Der Fall, unterzeichnet Erik Bruun, war noch ungeklärt.

Sara speicherte die Information und ging davon aus, daß es sich um Jorges ›Shtayf‹ handelte. Dann wandte sie sich wieder dem Fährverkehr zu.

Wenn ich mit einem Bus von Stockholm in die Ukraine will, fahre ich dann wirklich über Dänemark oder Deutschland? Fahre ich nicht trotz allem direkt von Schweden nach Polen? Das war zunächst einmal eine sinnvolle Vorauswahl. Und dann eher Gdynia oder Gdansk, nicht Swinoujście, das ein bißchen abseits in der Pommerschen Bucht lag, gleich an der deutschen Grenze. Von den Zwillingstädten Gdynia und Gdansk lief die E 77 geradewegs hinunter nach Warschau, von wo aus die E 372 über Lublin in die Ukraine führte. Die Logik sagte einem weiter, daß dann in erster Linie Nynäshamn in Frage kam, von wo aus die Reederei Polska Żegluga Bałtycka, die sich inzwischen etwas peppiger Polferries nannte, nach Gdansk fuhr. In zweiter Linie würde man die Stena Line von Karlskrona nach Gdynia

wählen. Sara begann in Nynäshamn. Eines der beiden Schiffe der Polferries, die M/S Rogalin oder die M/S Nieborow, ging am Donnerstag, dem 4. Mai, um 17.00 Uhr ab und war am Freitag um 11 Uhr 30 in Gdansk. Fragte sich, ob man bis 14 Uhr 55, als das Gespräch am Odenplan ankam, von Gdansk nach Lublin fahren konnte. Das mußte sie ausrechnen. Die Stena Line ihrerseits hatte die M/S Stena Europe, die um 21.00 Uhr am Abend Karlskrona verließ und um 07.00 Uhr in Gdynia ankam. Diese beiden Alternativen mußten überprüft werden.

Sara hätte dabei gern Unterstützung gehabt und fand Kerstin Holms Abwesenheit für einen kurzen Augenblick ein wenig unverantwortlich. Das war natürlich eine total egoistische Auffassung; sie legte sich auch schnell wieder. Statt dessen rief Sara ihren alten Kompagnon aus der Abteilung für Pädophilie an, den Fels in der Brandung, an dem man Halt finden konnte.

»Ja?« antwortete Gunnar Nyberg.

»Bist du im Hause?« fragte Sara. »Ich könnte mal kurz Hilfe brauchen bei einer Sache.«

»Nein, Sara«, sagte Nyberg ungewöhnlich kurz. »Ich bin gerade etwas beschäftigt. Ich rufe in ein paar Minuten zurück.«

Dann war er weg. Sie verfluchte die Erfindung des Mobiltelefons und legte auf.

Gunnar Nyberg klappte sein Handy mit einem lauten Klicken zusammen, schob es in die Innentasche seines beigefarbenen Lumberjacks und hoffte, daß es heil bliebe. Außerdem wollte er zu seiner Verabredung am Abend – nicht ›date‹, er weigerte sich, es ein ›date‹ zu nennen – ungern mit Schrammen und blauen Flecken erscheinen. Das würde auf eine Dozentin für slawische Sprachen keinen zukunftssträchtigen Eindruck machen.

Er seufzte tief und blickte sich in dem schäbigen, von Biergestank erfüllten Kellerloch am Rande von Åkersberga um. An der einen Betonwand hing eine schwedische Fahne, an der anderen

eine Naziflagge, und im Innern des rechten Winkels, den die beiden Flaggen bildeten, standen vier massive Skinheads mit massiven Baseballschlägern.

Und hinter ihm lag eine Tür in Trümmern.

»Du hast die Tür kaputt gemacht, Scheißbulle«, brüllte einer der Skinheads.

»Außerordentlich bedauerlich«, sagte Nyberg weltmännisch. »Aber ihr hättet sie öffnen sollen, Jungs. Ich habe doch gehört, daß ihr da wart. Obwohl ihr versucht habt, euch zu verstecken wie kleine Pfadfinderinnen.«

Ein Murren ging durch die Reihe.

Er fuhr fort: »Ich suche Reine Sandberg. Ist er hier? Ich will nur mit ihm reden.«

Der am nächsten stehende Skinhead ging wild entschlossen zum Angriff über. Er schwang mächtig seinen Baseballschläger. Gunnar Nyberg mochte das nicht. Er hatte sich geschworen, im Dienst nie mehr Gewalt anzuwenden. Aber jetzt mußte es wohl erlaubt sein.

Mit einem gutgezielten Tritt in den Bauch schickte er den Skinhead gegen die Betonwand. Die drei anderen zogen sich ein Stück zurück. Der Getretene krümmte sich in Embryonalhaltung und wimmerte ein wenig.

»Ich will euch nicht weh tun«, sagte Gunnar Nyberg zu den muskelbepackten und adrenalinprallen Skinheads, und aus dem Mund der meisten Menschen hätte diese Äußerung überambitioniert geklungen.

Nicht so aus Gunnar Nybergs.

Er trat einen Schritt näher und fuhr fort. »Hört her, Jungs. Jetzt seid mal nett zu einem alten Onkel. Ich bin schwedisch zurück bis ins vierzehnte Glied. Mein Vorfahr hat zusammen mit Erik dem Lispelnden und Lahmen rohe Aale verspeist. Ist einer von euch Reine Sandberg?«

Die drei noch stehenden Skinheads blickten sich an. Dann legten sie ihre Baseballschläger auf den Boden, und der größte von ihnen sagte. »Das bin ich. Was willst du?«

»Hast du gestern abend auf dem Südfriedhof jüdische Grabsteine zerstört?«

Reine Sandberg warf sich über sein Schlagholz und holte zu einem mächtigen Schlag gegen Gunnar Nyberg aus. Nyberg seufzte und fing ihn ab. Er glitt um ihn herum und wand ihm den Schläger aus der Hand. Dann drückte er ihn nach unten, so daß er, den Baseballschläger im Schritt, auf diesem saß, schubste ihn so gegen die Betonwand und hob das ganze Paket mit dem Baseballschläger als Hebel in die Höhe. Reine Sandberg schrie laut auf.

Gunnar Nyberg sagte zu den beiden noch stehenden Skinheads: »Seid so nett und laßt uns einen Moment allein.«

Das taten sie. Und zwar ziemlich schnell.

»Ich habe es auf die freundliche Art versucht«, sagte Gunnar Nyberg und zog den Schläger noch ein Stück weiter an. »Wir versuchen es noch einmal. Dein bester Kumpel heißt Andreas Rasmusson, nicht wahr?«

Nyberg zog noch ein Stück an.

»Ja«, sagte Reine Sandberg.

»Ausgezeichnet. Ihr beide und noch ein paar habt gestern abend auf dem jüdischen Friedhof gesoffen und Grabsteine zerschlagen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Gut. Was habt ihr da gesehen, was dazu geführt hat, daß Andreas Rasmusson, achtzehn Jahre alt, jetzt in der Notaufnahme der Psychiatrie liegt, während du, Reine Sandberg, vierundzwanzig, Baseballschläger schwingst und Polizisten angreifst, als wäre nichts geschehen?«

»Kein Stück«, stöhnte Sandberg. »Es war dunkel.«

»Willst du wirklich, daß wir die Sache auf diese Weise klären?
Ich will es nicht.«

Und dann zog Gunnar noch ein Stück fester an. Er spürte, wie Sandbergs einer Hoden eigentümlich an dem Baseballschläger knirschte.

»Jajaja, tu das weg, dann erzähl ich. Nimm das weg!«

Weil die Stimme um eine gute Oktave gestiegen war, schien es an der Zeit zu sein. Nyberg riß den Baseballschläger aus dem Skinheadschrift. Sandberg sank zu Boden, beide Hände in den Schritt gepreßt.

»Also, laß hören«, sagte Gunnar Nyberg.

»Es war verdammt unheimlich. Sie glitten durch den Wald heran, dunkle, magere Gestalten. Als ob sie direkt aus den Bäumen herauskämen. Ganz schwarz gekleidet, wie Taucheranzüge, und mit schwarzen enganliegenden Kapuzen, wie Henker. Und sie hängten diesen Alten an den Baum, mit dem Kopf nach unten. Da sind wir abgehauen. Teufel, sind wir gerannt. Irgendwo unterwegs haben wir Andreas verloren. Er muß ganz allein auf dem Friedhof herumgeirrt sein, völlig durcheinander. Klar, daß er abgedreht ist.«

»Wie viele waren es?«

»Weiß nicht. Es kam mir so vor, als wären sie überall. Wie ein Gleiten nur. Eine – Gegenwart.«

»Eine Gegenwart?«

»Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll. Ja, verdammt, eine gleitende Gegenwart. Mindestens fünf, glaube ich, auf jeden Fall.«

»Was meinst du mit mager?«

»Das Gegenteil von dir, Scheißbulle.«

Gunnar Nyberg betrachtete verwundert seinen gerade erst schlank getrimmten Körper. Konnte man ihn wirklich immer noch fett nennen?

»Klein also? Waren es kleine Wesen?«

»Nein, nicht direkt. Ich weiß nicht. Mager, dünn. Als ob sie sich einfach von den Bäumen ablösten. Rindenstreifen.«

»Rindenstreifen?«

»Hör doch mal auf, nur alles zu wiederholen, was man sagt. Verdammt, wir sind abgehauen, so schnell wir konnten. Wir glaubten, daß sie hinter uns herkämen, wie Gestalten aus der Mythologie, verdammich.«

»Gestalten aus der Mythologie?«

»Jetzt machst du es schon wieder«, sagte Reine Sandberg gekränkt.

Gunnar Nyberg dachte nach. Gestalten aus der Mythologie? Gab es nicht eine Person, an die er sich damit wenden konnte – jetzt, wo Arto nicht da war? Doch, es gab eine.

»Ich muß mal telefonieren«, sagte er. »Danach nehme ich dich fest und bringe dich zur Wache wegen Schändung jüdischer Gräber. Darum sollst du nicht herumkommen. Vielleicht kann deine Zeugenaussage als strafmildernder Umstand gewertet werden, was weiß ich.«

Dann telefonierte Gunnar Nyberg.

»Paul Hjelm«, sagte es am anderen Ende.

»Paul, hier ist Gunnar.«

»Servus, Gunnar. Na, kommst du voran mit den Skinheads?«

»Das kann man vielleicht so sagen. Ich habe gerade mit einem gesprochen, der behauptet, sie hätten eine Art ›gleitender Gegenwart‹ zwischen den Grabsteinen gesehen.

Mindestens fünf schwarzgekleidete, magere Wesen, die er als ›Gestalten aus der Mythologie‹ bezeichnete. Vielleicht ist das was für dich, alter Bücherwurm.«

»Sag das aber nicht heute abend zu deinem ›date‹.«

»Es heißt nicht ›date‹. Und was weißt du überhaupt davon?«

»Oh, das ganze Polizeipräsidium weiß davon. Wir werden mit Spruchbändern am Nebentisch sitzen.«

Gunnar Nyberg verfluchte die Erfindung des Mobiltelefons und betätigte die rote Taste. Dann rief er Sara Svenhagen zurück. Sie hatte lange genug gewartet.

»Ein Gespräch, hast du gesagt«, meckerte Reine Sandberg hinter ihm.

Paul Hjelm hockte in seinem Zimmer im Polizeipräsidium und war inzwischen überzeugt davon, daß er Hämorrhoiden hatte. Er saß ja eigentlich nur noch.

Durch den Raum strömten die Klänge von Miles Davis' *Kind of Blue*. Es war mittlerweile mehr eine Fixierung als ein Genuß. Ein natürliches Bedürfnis.

Einen Moment betrachtete er das Handy, als habe es vollkommen unbekannte Lautwellen ausgestrahlt. Etwas begann zusammenzuwachsen. Wundränder schlossen sich.

Den geschlagenen Tag hatte er mit der Liste der Telefonate verbracht, die in vier Zimmern im Norrboda-Motel geführt worden waren, ausgegangene wie eingegangene Anrufe. Nach mehreren Stunden trostlosen Suchens sagte es auf einmal klick. Eine neue Telefonnummer erweckte seine Aufmerksamkeit.

Seit Montag, dem vierundzwanzigsten April, waren auf sämtlichen vier Telefonen Gespräche von ein und demselben Zimmer im Grand Hôtel in Stockholm eingegangen, Raum 305. Die Gespräche gegen halb fünf am Nachmittag waren im Abstand von drei Minuten eingegangen; das war also eine gute Woche bevor Nikos Voultsos starb und die Damen das Weite suchten. Einige Tage später, am Samstag, dem neunundzwanzigsten April, werden die Damen außerdem von der Ninja-Feministin vom Odenplan angerufen.

Grand Hôtel. Wie es sich gehört. Er rief direkt an und fragte den Portier: »Können Sie mir bitte sagen, wer am 24. April und danach in Zimmer 305 gewohnt hat?«

Am anderen Ende der Leitung war es einen Moment still. Dann sagte der Portier: »Jaha.«

»Jaha?«

»Offenbar ist er abgehauen. Ich erinnere mich nicht an ihn persönlich. Er hat eingeecheckt unter dem Namen Marcel Dumas, französischer Staatsbürger.«

»Abgehauen? Was bedeutet das?«

»Zuweilen verlassen Gäste das Hotel spontan. Deshalb nehmen wir neuerdings immer die Kreditkartennummer als Sicherheit.«

»Statt Paß?«

»Genau.«

»Ihnen liegt also kein Paß vor?«

»Nein, aber wir haben die Nummer seiner Visakarte.«

»Gäste können also verschwinden, ohne daß es der Polizei gemeldet wird, weil Sie die Möglichkeit haben, die Bezahlung über die Kreditkartennummer einzuziehen?«

»So ist es. Die Polizei ist auch so schon überlastet.«

»In der Tat«, sagte Paul Hjelm. »Aber das heißt, daß Sie das Gesetz in die eigenen Hände nehmen. Und wenn ihm nun etwas passiert wäre? Wenn er, sagen wir, von Vielfraßen gefressen worden wäre?«

Der Portier schwieg.

Hjelm fuhr fort. »Und wann war das?«

»Am fünften Mai. Er kam am Sonntag, dem dreiundzwanzigsten April an. Am Abend des vierten Mai, Donnerstag, begannen wir mißtrauisch zu werden. Er hatte sich da vierundzwanzig Stunden nicht gezeigt. Als er die zweite Nacht fernblieb, haben wir sein Zimmer geräumt und sein Konto mit der Rechnung belastet. Zwölf Nächte. Die Rechnung belief sich auf dreiundsechzigtausend Kronen.«

»Dreiundsechzigtausend?«

»Ja.«

»Dann verstehe ich, daß Sie keine Meldung bei der Polizei gemacht haben.«

Erneutes Schweigen.

»Nun gut. Kann ich bitte die Nummer der Visakarte bekommen?«

»Die kann ich Ihnen nicht ohne weiteres geben.«

»Ich bin Polizeibeamter, zum Kuckuck.«

»Wie soll ich das wissen? Ehrlich gesagt: Nachlässiger Umgang mit Kreditkartennummern wird der Untergang der Zivilisation werden. Wir sind instruiert worden, mit Kreditkartennummern äußerst sorgfältig umzugehen.«

»Okay«, sagte Paul Hjelm und dachte über diese Variante des Harmageddon nach; es war vielleicht nicht ganz unberechtigt. Schon jetzt zirkulierte eine unfäßbare Menge von Visa- und American-Express-Nummern zum allgemeinen Gebrauch im Internet.

Ihm fiel schnell eine Lösung ein: »Sie bekommen von mir eine Faxnummer. Dann können Sie bei der Auskunft nachprüfen, daß es sich um eine Polizeinummer handelt. Reicht das?«

Der Portier überlegte.

Dann sagte er: »Das reicht.«

Paul Hjelm diktierte ihm die Faxnummer und fuhr fort:

»Was ist mit den persönlichen Sachen des Gastes geschehen?«

»Sie wurden in seinen Koffer gepackt und ins Magazin gestellt.«

»In welches Magazin?«

»Wir haben ein Magazin für zurückgelassene Gegenstände. Wenn nach ein paar Monaten niemand etwas von sich hat hören lassen, schenken wir die Sachen einer Hilfsorganisation.«

»Was ist im Zimmer zurückgelassen worden?«

»Das weiß ich nicht. Ich war mit der Angelegenheit nicht befaßt.«

»Und dieses Magazin befindet sich also im Grand?«

»Ja, im Keller.«

»Der Koffer wird im Laufe des Tages abgeholt.«

»Ausgezeichnet«, sagte der Portier.

»Nur für die Hilfsorganisationen nicht«, sagte Paul Hjelm. »Ich schicke Ihnen per E-Mail ein JPEG-Bild von einem Gesicht. Ich möchte Sie bitten, dieses Bild so schnell wie möglich Ihrem gesamten Personal zu zeigen, um zu prüfen, ob es den verschwundenen Gast von Zimmer 305 darstellt. Wie ist Ihr Name?«

»Anders Grab.«

»Wie passend«, sagte Paul Hjelm. »E-Mail-Adresse?«

Er bekam sie und sagte abschließend: »Schicken Sie das Fax sofort herüber, dann schicke ich Ihnen genauso schnell das Bild.«

Anders Grab war offensichtlich ein tüchtiger Portier, denn schon nach zwei Minuten knarrte Pauls Fax los. In diesen zwei Minuten hatte Paul Hjelm Nikos Voultsos' Gesicht weggeschickt und außerdem noch über die zunehmenden Risiken in der digitalen Gesellschaft nachgedacht. Im Grunde hatte Grab recht, war aber ein wenig inkonsequent gewesen. Hjelm hätte ja keineswegs Polizist zu sein brauchen. Eine ganze Menge Information wurde ziemlich locker weitergegeben. Aber nicht die Kreditkartennummer. Da handelte es sich ja auch um das Wichtigste auf der Welt. Geld. Man hatte es unterlassen, das Verschwinden eines Gastes bei der Polizei zu melden, um ungestört dessen Konto mit Dreiundsechzigtausend belasten zu können, aber der Polizei hatte man die Nummer nicht geben wollen.

Es gab da ein paar ziemlich interessante Konsequenzen, über die man sich Gedanken machen konnte.

Das Fax war da. Die Nummer der Visakarte in Paul Hjelm's Hand. Er nahm Kontakt mit dem schwedischen Büro von Visa auf, das sich mit Informationen über den Karteninhaber wieder melden wollte.

Er wandte sich von neuem der umfangreichen Liste mit Telefonnummern zu. Nach einer ereignislosen halben Stunde klingelte sein Telefon. Er nahm ab.

»Hallo, ist da Kriminalinspektor Hjelm?« sagte eine Frauenstimme.

»The one and only«, sagte Hjelm anspruchslos.

»Hier ist Mia Bengtsson. Ich arbeite als Bedienung im Grand Hôtel.«

»Hallo«, sagte Hjelm erwartungsvoll.

»Hallo. Anders hat mir das Bild von diesem Mann gezeigt. Das ist er.«

Paul Hjelm spürte einen tiefen inneren Frieden. Er wartete auf die Fortsetzung.

»Er hat mich ein paarmal angetatscht, wenn ich was aufs Zimmer gebracht hab. Und in der Bar unten hat er mich auch angemacht. Sogar im Französischen Speisesaal.«

»Es handelt sich also um den Gast in Zimmer 305 zwischen dem dreiundzwanzigsten April und dem fünften Mai?«

»Ganz genau. Luxusfixer. Mit Kokainringen um die Nasenlöcher wie ein Popstar.«

»Sie können ihn ruhig weiter anschwärzen. Er ist tot.«

»Au weia. Man soll ja nicht schlecht von den Toten sprechen ...«

»Dann soll man erst richtig loslegen«, sagte Paul Hjelm, um ihre Zunge zu lockern.

»Jaja. Ich würde ihn als einen ungewöhnlich widerwärtigen Typ bezeichnen, ganz einfach. Wir sehen solche Leute manchmal im Grand. Drogenleute haben ja ziemlich viel Geld. Besonders beim Zimmerservice war es unangenehm; dann ist man ja allein im Zimmer des Gastes. Ich versuchte, mit ihm französisch zu sprechen, aber er verstand kein Wort, faßte mir nur an die Brüste und lachte ekelhaft. Der war kein Franzose.«

»Nein«, sagte Paul Hjelm. »Franzose war er nicht.«

»Viel Geld. Warf damit um sich. Einmal hab ich gesehen, wie er einen Tausender in Streifen riß. Nur um zu zeigen, wie cool er war. Es waren eine Reihe von Frauen auf seinem Zimmer. Ich bin ziemlich überzeugt davon, daß es Prostituierte waren.«

»Waren Sie es, die bemerkt hat, daß er verschwunden war?«

»Ich habe jedenfalls der Direktion mitgeteilt, daß das Zimmer unbenutzt war. Was danach passierte, weiß ich nicht. Er war nicht da, als ich am sechsten meine Schicht anfang. Das Zimmer war gemacht und leer.«

»Möchten Sie sonst noch etwas sagen?«

»Nicht direkt. Aber ich kann nicht behaupten, daß mir sein Tod leid tut.«

»Vielen Dank für die Hilfe, Mia. Tschüß dann.«

»Tschüß.«

Paul Hjelm saß ganz still. Die Verbindung zwischen Nikos Voultsos und Slagsta war da. Jetzt war sie eine Tatsache. Als ob es mit Ghiottone nicht gereicht hätte. Paul Hjelm lachte laut. Das hatte er auch getan, als Arto Söderstedt aus der Toskana anrief und von Vielfraßen und wolverines und ghiottini erzählte.

Ein Bild von Nikos Voultsos' Mörder begann sich abzuzeichnen. Es war facettenreich.

Einen dem Verbrechersyndikat Vielfraß, Ghiottone, angehörigen Mann nach Skansen zu jagen und ihn zu den Vielfraßen hineinzuschicken, war ausgesprochen subtil. Ein sehr handfester

Gruß nach Mailand. Möglicherweise hatte man nicht eingeplant, daß der Körper des Mannes die Vielfraße mit so viel Drogen versorgen würde, daß sie ihn nahezu spurlos beseitigten. Es fehlte ja nicht viel, und er hätte überhaupt nicht identifiziert werden können. Das war der erste Aspekt. Der Gruß nach Mailand.

Das zweite war der Metalldraht im Gehirn, der mehr in die Hirnrinde des Hirnforschers Leonard Sheinkman zu gehören schien. Doch dessen Rolle blieb dunkel. Deutsches Tagebuch mußte gelesen werden. Aspekt zwei also: Metalldraht im Gehirn. Auch ein Gruß? Gehörten diese Grüße zusammen? War dieser Gruß ebenfalls an Mailand gerichtet?

Ein dritter Aspekt hatte sich in der U-Bahn-Station Odenplan gezeigt, aber genauso in Skansen und auf dem Südfriedhof: maßlose Grausamkeit und ein hohes Maß an Geschicklichkeit in der edlen Kunst, einen Gegner unschädlich zu machen. Weiblich noch dazu, was trotz allem ziemlich ungewöhnlich war. Professionalismus oder – Haß? Oder sowohl als auch? Waren nicht doch ziemlich starke Gefühle in Wallung? Das war sein Eindruck. Es wurden nicht allein Botschaften geschickt, da war noch etwas anderes, das tiefer ging.

Dann die Fahrt in die Ukraine. ›Alle gut durch‹. Zwar eine Rekonstruktion dieser Slawistin auf einer ziemlich wackeligen Grundlage, aber immerhin. Wenn man das allerletzte glauben sollte, aus dem Mund eines Skinheads, dann handelte es sich um eine Bande, nicht um einen allein agierenden Mörder. Diese Bande transportiert also mindestens acht Prostituierte durch Europa. Ist so etwas durchführbar, wenn man sie kidnappt und mit Gewalt zwingt? ›Alle gut durch‹. Klang das nicht eher – fürsorglich? Ein Verbrechersyndikat hätte die Frauen wie eine Handelsware behandelt. Hätte man sich dann so ausgedrückt? ›Alle gut durch‹. Ein bißchen vage, natürlich, aber eine Ahnung. Witterung. So etwas durfte nicht verlorengehen. Außerdem handelt es sich also um ein Gespräch von Frau zu Frau. ›Kein

Kerl, so weit das Auge reichte, wie die alte Maja draußen bei der Kate auf Dalarö gesagt hatte. ›Alle gut durch‹. Aspekt vier: das Weibliche.

Und dann der fünfte Aspekt. Der bereits von Nikos Voultsos' wahnsinniger Flucht in Djurgården angedeutet wurde. Die blinde Panik. Er schoß wild um sich, zerschnitt sich beim Klettern die Hände, warf die Pistole weg und riß sich seine dicke Goldkette vom Hals, sein Herrscherzeichen. Die gleiche Panik hatte eine Bande grabschändender Skinheads in Rekordzeit quer über Skogskyrkogården gehetzt. Außer einem, der in dem Inferno zurückblieb und in der Psychiatrie landete. Eine dunkle, gleitende Gegenwart von etwas zwischen den Grabsteinen, das einen geläuterten Skinhead von ›Gestalten aus der Mythologie‹ sprechen ließ.

Paul Hjelm saß reglos. Etwas rief nach ihm. Etwas begann zusammenzuwachsen. Wundränder schlossen sich langsam. All die verschiedenen Sprachen, die sich durch diesen Fall zogen ... Es war wie der Turmbau zu Babel. Gott, der sagt: ›Wohlauf, laßt uns hernieder fahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme!‹ Der europäische Sprachenreichtum. ›Alle gut durch‹ auf ukrainisch. ›Shtayf‹ auf jiddisch. ›Ghiottone‹ auf italienisch, ›Wolverine‹ auf englisch. Und – ›Epivu‹ auf ...

Verflucht. Da stand nicht ›Epivu‹.

Hjelm klickte wie wild zwischen den Dateien hin und her. Die Datei mit den Fotos des Falles. Das Vielfraßgehege. Die verstreuten Textilfasern. Der Beinstumpf mit dem Kreuzknoten. Da. Die Buchstaben in der Erde. ›Epivu‹. Er vergrößerte das Bild. Es bedeckte den ganzen Bildschirm. Er vergrößerte noch weiter, fixierte den letzten Buchstaben: ›u‹. Noch größer. War da nicht so etwas wie ein Komma über und unter dem ›u‹? Natürlich war es das.

Und es war kein ›u‹. Es war ein ›Ypsilon‹. Das heißt, ungefähr ›i‹.

Und eine genauere Betrachtung des mittleren Buchstabens ergab, daß auf dem ›i‹ kein Punkt war.

Natürlich war es Griechisch.

Nikos Voultsos war so griechisch wie nur möglich.

Das bedeutete, daß ›p‹ nicht ›p‹ war, sondern ›ro‹, das heißt ›r‹. Und ›v‹ war nicht ›v‹, sondern ›ny‹, also ›n‹.

Nicht ›Epivu‹, sondern ›Epivû‹, was in etwa ›Erini‹ ausgesprochen wurde, mit Betonung auf der letzten Silbe. Und es war mit aller Sicherheit ein Wort.

Paul Hjelm meinte sogar, es zu kennen.

Er ging ins Internet und fand ein griechisches Lexikon. Kein Resultat. Mist. Da fiel ihm ein, daß es mehrere Versionen des Griechischen gab. Das Neugriechische hatte erstaunlich wenig mit dem Altgriechischen zu tun. Und hier dürfte es sich also um Altgriechisch handeln. Die ursprüngliche Sprache. Nach einiger Mühe fand er auf einer amerikanischen wissenschaftlichen Seite mit Namen Perseus ein altgriechisches Lexikon. Er tippte es ein. Und bekam Antwort.

Es waren die Erinnyen.

Ihm fiel wieder ein, woher er das Wort kannte. Er war im Rahmen des allerersten Falles der A-Gruppe darauf gestoßen. Ein junger Mann namens Gusten Bergström war davon überzeugt, daß seine Schwester, die nach einem Vergewaltigungsversuch Selbstmord begangen hatte, sich von jenseits des Grabes mit Hilfe der antiken Rachegöttinnen, der Erinnyen, rächte.

Die Erinnyen waren die furchterregendsten Urzeitgestalten der Antike. Sie kamen aus dem Totenreich und nahmen Rache für begangenes Unrecht. Um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Und sie gaben nie auf. Sie waren wie Fliegen.

Die Erinnyen waren weiblich, Rachegöttinnen.

Nikos Voultsos' letzte Handlung im Leben war, hinzuschreiben, wer ihn ermordete. Er schrieb es in Altgriechisch, der Sprache der Mythologie. Der Mann, der in Piräus drei Prostituierte ermordet hatte und im Begriff war, einen Puff in Stockholm zu übernehmen, war überzeugt davon, daß er von weiblichen Rachegöttinnen gejagt wurde.

War es das Gewissen, das ihn einholte?

Paul Hjelm schauderte. Mindestens fünf magere, dunkle Gestalten wie eine gleitende Gegenwart von etwas zwischen den Grabsteinen auf dem Südfriedhof, wie Gestalten aus der Mythologie ...

Nein, dachte er. Nein, dies ist kein Verbrechersyndikat wie irgendein anderes. Dies ist keine osteuropäische Mafiabande, die Frauen wie Fleischstücke verkauft. Nix da.

Er rief Kerstin an. Ganz spontan.

»Kerstin Holm«, sagte sie.

»Bist du im Haus? Oder vielleicht aus dem Häuschen? Oder auf dem Häuschen?«

»Nein, ich bin weder auf noch aus dem Häuschen. Warum interessiert sich alle Welt für meine Toilettenbesuche? Ich bin in meinem Zimmer. Viggo ist hier.«

»Na, sieh mal an«, sagte Paul Hjelm. »»Epivu« sind die Erinnyen, die antiken Rachegöttinnen. »Ερινύς«. Es ist Altgriechisch.«

»Du meine Güte«, sagte Kerstin Holm. »Wie bist du denn darauf gekommen?«

»Das ist eine lange Geschichte. Aber ein Mafiasyndikat ist es jedenfalls nicht.«

»Das habe ich auch nie geglaubt. Ihr habt es selbst gesagt. Ninja-Feminismus.«

»Ich glaube, du warst diejenige, die es gesagt hat. Wir haben es nur verdeutlicht.«

»Viggo hat den Phantomzuhälter gefunden. Den Mann, der mit dem Heimleiter Jörgen Nilsson im Norrboda-Motel im November letzten Jahres einen Deal gemacht hat. Er hieß Finn Johansen und war Norweger.«

»»Hieß? »War?«

»Er hat am vierundzwanzigsten April Selbstmord begangen. Sich durch den Kopf geschossen. Mit einer Luger mit Schalldämpfer, die nicht seine war. Dagegen ist die Seriennummer der Luger von Nikos Voultsos sehr ähnlich. Es sind Zwillinge. Aus demselben Waffenlager.«

»Um welche Zeit?«

»Was, um welche Zeit?«

»Um welche Tageszeit am vierundzwanzigsten April?«

Eine Weile war es still. Dann ertönte Viggo Norlanders nicht ganz so bezaubernde Stimme: »Was treibst du eigentlich, Freddie Freeloader?«

»Wann hat er sich erschossen?«

»Gar nicht, würde ich tippen.«

»Ich auch.«

»Gegen eins, halb zwei am Tag, anscheinend. Um Viertel vor zwei kam seine Lebensgefährtin, eine Prostituierte, von ihrer täglichen Schicht nach Hause und fand ihn, wie man so schön sagt, in seinem eigenen Blut schwimmend.«

»Nikos Voultsos kam am dreiundzwanzigsten April nach Stockholm. Um halb fünf am vierundzwanzigsten rief er sämtliche vier Zimmer im Motel an, 224, 225, 226 und 227. Sie haben da gerade ein paar Stunden zuvor ihren Zuhälter Finn Johansen verloren, und zwar mittels einer Waffe, die nahezu identisch ist mit der von Voultsos.«

Es rauschte ein bißchen im Telefon. »Ich höre dich«, sagte Kerstin Holm. »Es ist Sonntag. Sonntag, der vierundzwanzigste. Da breitet sich die Unruhe in den vier Motelzimmern aus. Die

Mädchen wissen, daß sie von einer bedeutend größeren und vermutlich grausameren Gang als Finn Johansens übernommen worden sind. Den Vielfraßen. Ghiottone. Ein paar Tage später ruft deine Ninja-Feministin an.«

»Sie ist nicht meine. Und sie ist auch keine Ninja-Feministin. Sie ist eine Rachegöttin: Sie ist Erinnye.«

»Whatever. Irgendwie bietet sie den Mädchen eine Alternative zu der entstandenen Situation an; worum es sich im einzelnen handelt, wissen wir nicht. Es vergeht eine Woche, Nikos Voultsos befestigt seine Position als ihr neuer Zuhälter; möglicherweise führt er schon mal eine Machtdemonstration durch, am ehesten in Kombination mit einer Art von Brutalsex unter Drogeneinfluß. Vielleicht reißt er sich weitere Ställe auf ähnliche Weise unter den Nagel; das müssen wir überprüfen. Vielleicht ist dieser Bus bei Lublin tatsächlich ein Bus, und vielleicht ist er voll.«

»Voll, womit? Geretteten Huren?«

»Ich bin mit dem Wort nicht einverstanden«, sagte Kerstin, »aber okay. Vielleicht. Während er dabei ist, seinen Auftrag von der Ghiottone-Organisation in Mailand auszuführen, wird sein Ableben geplant. Und durchgeführt. Sie lauern ihm irgendwo auf Djurgården auf. Wahrscheinlich wissen sie, daß er die Angewohnheit hat, sich dort hinzusetzen und Kokain zu schnupfen. Er wird mit großer Präzision zum Zaun von Skansen getrieben, genau zum Wolfsgehege. Wahrscheinlich ist schon vorher ein Loch in den Zaun daneben geschnitten worden, neben dem Wolfsgehege. Dadurch schleichen sie hinein, während er sich den Zaun hinaufkämpft und über den Zaun zu den Wölfen hineinspringt. Sie stehen oberhalb des Wolfsgeheges und warten auf ihn. Sie sehen, wie er verrückt wird und die Pistole fortwirft und sich die Goldkette vom Hals reißt. Sie folgen ihm ein paar Schritte. Dann fangen sie ihn, binden ihm mit einem rot-lila Seil die Beine zusammen, führen ihm den Metalldraht in die Schläfe ein und lassen ihn zu den Vielfraßen hinunter. Die schnappen

sich einen kleinen Bissen, zunächst ein wenig vorsichtig, doch darin befindet sich eine ausreichend starke Dosis Kokain, um unsere bestialischen Mardertierchen zu einem Massaker zu pushen. Wahrscheinlich ist er da schon tot. Möglicherweise ist er bereits auf die gleiche, ein wenig ungreifbare Weise tot wie Leonard Sheinkman. Aus purem Schmerz, kann man annehmen. Als alles klar ist, ziehen sie das Seil hoch. Es ist nichts übrig. Die Vielfraße sind so hoch gesprungen, daß es ihnen gelungen ist, den Kreuzknoten abzubeißen. Das spielt auch weiter keine Rolle. Sie nehmen das Seil und hauen ab. Dann rufen sie, ziemlich unmittelbar, im Norrboda-Motel in Slagsta an. Dort nimmt eine der Ukrainerinnen in Zimmer 225 das Gespräch entgegen – entweder Galina Stenina oder Lina Kostenko. Sie hören, daß ihr Quälgeist Nikos Voultsos aus dem Spiel ist und daß der Transport wie geplant um vier Uhr am Morgen, wenn niemand zusieht, abgeht. Glückselig schwatzen sie die Nacht durch. Sie sind frei. Sie sind endlich frei. Kein Zuhälter mehr. Kein Scheiß-Stoff mehr. Nie wieder. Neues Leben. Zeit, das Blatt im Buch des Lebens umzublättern.«

Ja, dachte Paul Hjelm.

Natürlich, Kerstin, so ist es.

Er sagte: »Aber die Bande bleibt also da. Um einen alten Mann zu ermorden.«

»Ja, da kommt dieser Schlag. Du weißt genau, was für einen Schlag ich meine; alles sitzt haargenau, wie es soll, und da kommt er, da kommt die Enttäuschung und sickert ein und trübt das ganze Bild.«

»Ich kenne das nur zu gut«, sagte Paul.

»Weißt du, was ich gerade tue?« fragte Kerstin.

»Du denkst über die weiteren Abenteuer und Schicksale der Mädchen nach. Lublin und was danach kommt.«

»Und außerdem? Praktisch?«

»Ich habe nicht die blasseste Ahnung. Wäschst Schlüpfers? Klaubst Kletten aus den Haaren? Schneidest die Zehennägel mit der Heckenschere?«

»Schaue auf eine wachsende Liste.«

Kerstin Holm saß in ihrem Zimmer und schaute auf eine wachsende Liste. Viggo Norlander saß auf einem Stuhl direkt neben ihr und schaute sie an, während sie die wachsende Liste anschaute. Sie war eine herrliche Frau. Daß er das früher nicht gesehen hatte. Er, der als Experte gelten durfte, nach ein paar Jahren intensiven Umgangs mit dem anderen Geschlecht in allen denkbaren und undenkbaeren Single-Bars in ganz Stockholm – bis er sich total unerwartet im Alter von fünfzig Jahren in einer Partnerschaft und als Vater eines Kleinkinds wiederfand. All dies geschah indessen, nachdem er von der russisch-estnischen Mafia auf einem Fußboden festgenagelt, sozusagen gekreuzigt worden war.

Es war ein bißchen kompliziert.

Wahrscheinlich kehrte der Blick für das andere Geschlecht zurück, weil Klein-Charlotte laufen lernte. Er verstand nicht ganz, wie es zusammenhing, aber es war eine Tatsache. Zum Glück hielt Astrid ihn in Trab, und so blieb sein Blick rein theoretisch.

Die wachsende Liste auf dem Monitor war ganz einfach Kerstin Holms Mailbox. Ihre Inbox wurde voller und voller, und am Ende hatte sie acht Mails von europäischen Polizeibehörden empfangen.

»Acht«, sagte sie zu dem verdutzten Handy.

»Erkläre dich, aber sofort«, sagte das verdutzte Handy.

»Europol und Interpol große Anfrage beginnt Früchte zu tragen. Allgemeiner Aufruf an alle größeren Polizeibehörden in Europa. Ich glaube, es handelt sich um die dreihundert größten Städte auf dem Kontinent. Ich weiß ja noch nicht, ob es positive Rückmeldungen sind, aber acht von diesen dreihundert europäi-

schen Städten haben etwas über unseren *modus operandi* zu sagen.«

Die acht Mails leuchteten mit fetten Buchstaben. Als sie jetzt daraufklickte, normalisierten sie sich nach einigen Sekunden.

Mail eins: Kommentar aus Dublin. Kommissar Radcliffe. »Ich frage mich, ob ich nicht von etwas Ähnlichem aus der früheren DDR gehört habe. Kontakten Sie Benziger in Weimar. Keine Ahnung, welchen Titel er hat, aber er ist nett. Das scheinen Sie auch zu sein, Ms Holm.«

Mail zwei: Schimpfkanonade aus Paris. Polizeidirektor Méri-mée. »Mißbrauch von Europol-Mitteln. Sollen ausschließlich eingesetzt werden für: ungesetzlichen Drogenhandel, Vergehen, die illegale Einwanderung betreffen, Handel mit gestohlenen Fahrzeugen, Menschenhandel inkl. Kinderpornographie, Falschmünzerei und Fälschung von Zahlungsmitteln, ungesetzlichen Handel mit nuklearen und radioaktiven Stoffen, Terrorismus, illegale Geldwäsche im Zusammenhang mit Straftaten der genannten Art. Außerdem sollen mindestens zwei EU-Staaten involviert sein. Sie, Madame Holm, scheinen die Ressourcen von Europol für nationale Kleinkriminalität nutzen zu wollen.«

Mail drei: Bestätigung aus Budapest. Kriminaldirektor Mézöly. »Sehr interessant. Im Oktober 1999 hatten wir einen gleichgelagerten Fall. Neunundzwanzigjähriger Mann, tätig in der Prostitutionsindustrie, mit Kopf nach unten und Metalldraht in der Schläfe aufgehängt. Sind sehr interessiert an Ihrer Ermittlung, und Sie werden selbstverständlich über unsere informiert.«

Mail vier: Dito aus Maribor, Slowenien. Polizeichef Sremac. »Gleicher Fall hier im März. Schwerkrimineller aufgehängt und Schädel durchbohrt. Erwarten weitere Informationen.«

Mail fünf, sechs und sieben: Bestätigungen aus Wiesbaden, Deutschland, Antwerpen, Belgien, und Venedig, Italien.

Kommissar Roelants in Antwerpen fügt hinzu: ›Wundern Sie sich nicht, Ms Holm, wenn weitere Bestätigungen auftauchen. Wir, die bereits früher mit diesem Verbrechen zu tun hatten, halten intern und höchst inoffiziell seit Monaten Kontakt zueinander. Meiner Ansicht nach hat jedoch bisher keiner eindeutige Verbindungen zwischen den Fällen herstellen können.«

Mail acht: Anfrage aus Stockholm. Abteilungsleiter Waldemar Mörner. ›Wer in Dreiteufelsnamen hat diese Rundfrage genehmigt? In wessen Budget landet sie? WM.«

Kerstin Holm rief Paul Hjelm an. »Sie sind seit einem knappen Jahr aktiv«, sagte sie.

»In Europa?« fragte Paul Hjelm.

»Bisher Budapest, Maribor, Wiesbaden, Antwerpen und Venedig. Zusammen mit unseren Opfern sind also bisher insgesamt sieben Menschen aufgehängt, mit durchstochener Hirnrinde. Dazu Hamid al-Jabiri auf dem Bahnsteig am Odenplan. Acht Tote. Vielfraße scheinen aber bisher nicht vorgekommen zu sein.«

»Wer sind die Opfer?«

»Es scheinen tatsächlich durch die Reihe Schwerkriminelle zu sein. Alle, außer Leonard Sheinkman.«

»Hat einer deiner Kontakte irgendeine Verbindung zu Ghiotone angedeutet?«

»Nein. Aber es ist bisher alles noch unvollkommen, wir tauschen die Ermittlungen aus.«

»Übers Netz? Ist das wirklich sicher?«

»Was ist heutzutage sicher?« sagte Kerstin Holm.

Dann war sie nicht mehr zu hören. Paul Hjelm verfluchte die Erfindung des Mobiltelefons und drückte auf die Austaste.

Zwölfter Februar 1945

Habe endlich Papier und Bleistift bekommen. Will nicht Zeit und Kraft vergeuden, um zu erklären, woher; von beidem habe ich viel zu wenig. Meine Zeit tickt aus, meine Kräfte zerrinnen, ich spüre es, weiß es. Bald bin ich an der Reihe. Ich habe die Liste gesehen. Habe meinen Namen auf der Liste gesehen. Leonard Sheinkman, so stand es da. Das bin ich. Ich glaube, es ist gut, wenn ich es mir von Anfang an klarmache. Damit keine Mißverständnisse aufkommen.

Dies können die allerletzten Worte sein, die ich in meinem Leben schreibe, und ich will sie nicht an Unwichtigkeiten verschwenden. Das habe ich mehr als genug getan.

Ich habe mein Leben an Unwichtigkeiten verschwendet.

Ich wünschte wirklich, daß Liebe sich beschreiben ließe. Ich bin Dichter, ich beschreibe, das ist meine Arbeit, und doch kann ich es nicht. Und wer kann es dann? Vielleicht ist es nur im nachhinein möglich. Wenn alles schon zu spät ist.

Dann sollte es jetzt möglich sein.

Mein Sohn ...

Nein. Nicht heute. Heute geht es nicht.

Heute will ich mich mit der Freude darüber zufrieden geben, wieder einmal einen Bleistift in der Hand zu halten, wieder einmal mit der Hand über das glatte Papier zu fahren.

Einst war es das Schreiben, das mich leben ließ. Werde ich nur der Erinnerung daran begegnen, wenn der Bleistift das Papier berührt? Oder werde ich wieder leben? Ein letztes Aufblühen?

Dreizehnter Februar 1945

Es ist so sonderbar, die Zeit zu sehen. Sie ist vor dem Fenster. Meine Kameraden hier sind fern. Es sind keine Kameraden, es sind Unglücksbrüder, und Unglücksbrüder meidet man, weil sie einen selbst spiegeln. Sehe ich aus wie sie? Ich bin dreiunddreißig, und wahrscheinlich sehe ich aus wie eine halbverweste Leiche. Hier gibt es Männer, die viel jünger sind als ich, und sie sehen älter aus als das Bild, das ich von mir selbst habe. Ich hoffe, es behalten zu können, bis ich sterbe.

Und das sollte wohl möglich sein; es ist nicht mehr lang bis dahin.

Ich sehe die Zeit. Man könnte glauben, daß sie ein schwarzer Glockenturm ist, etwas Materielles, eine Uhr mit einem komplizierten mechanischen Uhrwerk, ein Turm, der konstruiert wurde, um dem Zahn der Zeit Paroli zu bieten. Jede Sekunde ist der Triumph des Turms, jede Sekunde dieses Alterns, das unaufhörlich voranschreitet, Jahrhundert um Jahrhundert, wird mit der mechanischen Präzision dieses Uhrwerks bemessen. Doch nicht das sehe ich. Was ich sehe, ist die Zeit.

Ich kann es nicht erklären, aber es muß sein. Warum sollte sonst dieser Stift in meiner Hand liegen, warum sollte sonst all diese Mühe die Zeit hier, genau hier abgelagert haben, auf dem Punkt, in dem der Stift aufs Papier trifft?

Was ich sehe, ist die Zeit. Da muß ich anfangen. Meine Zeit, und wie die Zeit sich veränderte, als ich Magda traf und mit ihr zu Hause durch Berlin wanderte. Unser Tiergarten ... So frei und friedlich. Vorher war ich ein leidender Dichter gewesen. Ich litt an Einsamkeit. Jetzt wurde ich ein schaffender Dichter. Ein schaffender Mensch. Ich glaube, daß ich auch im wirklichen Leben etwas schuf. Ein Zuhause. Ein gemeinsames Leben. Ein

kleines bißchen Glück. Sie las, was ich schrieb. Sie war meine beste Leserin.

Dann kam das Kind. Unser Sohn. Wunder lassen sich nicht beschreiben. Jede Bewegung war ein Wunder. Die weichen Bewegungen der kleinen, rundlichen Arme. Der Kopf, der sich drehte. Die dunklen Augen, deren Pupillen sich zusammenzogen und weiteten. Alles war Wunder.

Und dies war die Zeit.

Jetzt sehe ich sie wieder. Ist sie noch immer ein Wunder? Kann sie, wie sie so mechanisch oben in dem sechskantigen schwarzen Glockenturm tickt, kann sie mir noch immer den Frieden schenken, der dem Wunder zukommt? Jetzt kann sie es, einen kurzen, kurzen Augenblick, während der Stift sich über das Papier bewegt. Ich spüre die Eiseskälte sich auf alles legen, sobald ich den Stift hebe. Die Zwischenräume zwischen den Worten sind Eisblöcke. Die Wörter frieren daran fest.

Die Männer wandern mit ihren verwundeten Köpfen wie Leichen über den Gang, und ich denke: Seht auch ihr die Zeit, Menschen? Seid auch ihr in der Lage, die Zeit für einen kurzen, kurzen Augenblick zu sehen? Aber was für Methoden habt ihr?

Ich selbst habe keine.

Die Schrift vergeht jetzt. Das Eis breitet sich über die Buchstaben und läßt den Stift am Papier festkleben, wie eine Zunge am eiskalten Metall haften bleibt, und ich denke: Warum seid ihr gestorben und von mir gegangen? Warum bin nicht ich gestorben und von euch gegangen? Mein Gehirn wird zu Eis gefroren sein. Das ist mein einziger Trost und meine einzige kleine Spur von Widerstand.

Sterben.

Vierzehnter Februar 1945

Neuer Tag. Habe wieder die Liste gesehen. Der Eiswind blies vom Platz durchs Fenster herein, so daß sie durch die Gittertür geweht wurde und vor meinen Füßen liegen blieb.

Ich glaube, daß ein weiterer Zeh entfernt werden muß. Der linke mittlere Zeh ist so schwarz wie dieser sechskantige schwarze Kirchturm dort draußen, der mich mit seinem gleichgültigen Ticken verhöhnt. Ich höre ihn nicht, aber ich sehe ihn. Ich sehe ihn die ganze Zeit, ununterbrochen.

Die Liste lag da an meinem schwarz gewordenen Zeh, und ich sah, daß mein Name nach oben kletterte. Ich nahm das entgegen wie ein Geschenk. Ein Geschenk des Eiswindes. Bald wirst du den Glockenturm in dein Eis einhüllen und die Zeit, sogar die Zeit, wie sie sich durch die Mechanik der Uhr bewegt und in ironischen Jubelklängen hinausgeworfen wird, sogar die Zeit wird von deinem Eis umhüllt sein, Eiswind, und alle Zeit wird enden. Jeder von uns wird sich durch ein ganz zu Eis gefrorenes Dasein bewegen, ein Augenblick, gefroren zu Nichtigkeit, und alle Menschen werden für alle anderen Menschen vollkommen stillstehen und vollkommen steifgefroren sein, und es wird ebenso viele Welten geben wie Menschen, und alle Menschen werden in ihrer gänzlich eigenen Welt leben, in der alle anderen Menschen steifgefroren sind.

Ich weiß, daß ich Tatsachen aufzeichnen sollte. Zeugnis ablegen. Detaillierte Berichte produzieren. Etwas, was die Nachwelt verifizieren und wovon sie etwas lernen kann. Irgendwann, lange, lange nach meinem Tod, wird all das, was hier geschieht, verurteilt werden, und ich sollte mir schon jetzt eine Methode ausdenken, damit meine Papiere mich überleben, sollte Wege für sie finden, Fluchtwege, um jeden Preis Nutzen und Gewinn aus diesem Bleistiftstummel und aus diesen wenigen Blättern ziehen, die schon jetzt, fast während ich schreibe – so bewegt

sich die Zeit – vergilbt sind. Aber ich kann nicht. Ich kann keine Tatsachen aufzeichnen. Mein Geist funktioniert nicht so.

Er funktioniert überhaupt nicht.

Er ist nur ein Hirn, ein Mechanismus. Wie die Uhr. Und der Körper, er ist der Glockenturm, für einen einzigen Zweck gebaut: zu halten.

Nicht auseinander zu fallen, während der Mechanismus seziert wird.

Vielleicht sind sie Uhrmacher, die drei Offiziere.

Doch dann sehe ich wieder die Zeit, und sie ist wieder ein Wunder. Jetzt richtet er sich auf zum Sitzen. Und meine Frau hält ihn mit den Händen, nicht so, daß sie seinen kleinen dünnen Rücken berühren, aber ganz dicht, und zwischen der Hand und dem Rücken ist ein Feld, ein Magnetfeld von Leben, und das, was dort zwischen ihnen ist, das ist auch zwischen mir und ihnen, und ich weiß: Wenn dies nicht mehr da ist, dieses Magische, das wie ein Feld von Leben zwischen uns ist, wenn das nicht mehr ist, sind auch sie nicht mehr. Und sie sind nicht mehr. Sie sind tot. Ich bin tot. Warum bewege ich mich dennoch? Das Zucken des Fisches, nachdem ihm das Rückgrat gebrochen ist. Das Rennen des Huhns, nachdem es geköpft ist.

Ich bin zu erregt.

Wo ist meine Beherrschung?

Ich schließe für heute.

Genug.

Sterben.

Fünftehnter Februar 1945

Ich lebe.

Eine kurze Weile noch. Einen kleinen Atemzug noch.

Dieses Krachen draußen in den Straßen, der wirbelnde Steinstaub, der durch die Fenster hereingeweht wird, das sollte Hoffnung wecken. Ich wage nicht zu hoffen. Für mich gibt es keine Hoffnung mehr. Meine Familie ist tot, und mein Name steht zu hoch oben auf der Liste.

Unser Tiergarten ... Wir wanderten. Jenseits des Kanals lag der Zoo. Franz lachte und zeigte auf einen Pelikan. Er saß auf meinen Schultern.

Nein, es geht nicht.

Doch.

Mein Sohn saß auf meinen Schultern. Seine kleinen Fersen schlugen an meine Jacke und hinterließen unauslöschliche Spuren. Sie sind noch da, obwohl die Jacke verbrannt ist und die Schuhe verbrannt sind und seine kleinen, kleinen Füße verbrannt sind. Sie sitzen noch auf meiner Netzhaut, und wenn die Netzhaut brennt, werden diese kleinen, lehmigen Absatzspuren an meiner Jacke, die mich so ärgerten, irgendwo noch bleiben. Sie sind Aufzeichnungen. Sie sind Tatsachen. Sie sind Zeugnisse und Berichte.

Sie sind Leben.

Und er zeigte auf den Pelikan, und der Pelikan gab einen unnachahmlichen Laut von sich, aber er machte ihn nach, Franz saß auf meinen Schultern und hörte sich genauso an wie der Pelikan jenseits des Kanals, und wir lachten, ich lachte, Magda lachte, und Franz lachte, obwohl er nicht wußte, warum, und dieses Lachen, gerade dieses kleine grundlose Lachen, hat mich in der Landschaft des Todes am Leben erhalten. Und ich kletterte weiter nach oben auf der Liste.

Eines gar nicht mehr fernen Tages werde ich ankommen, und dann wird es so sein wie bei Erwin. Erwin ist kein Jude. Ich glaube, er gehört zur Kategorie ›lebensunwertes Leben‹, mit einer leichten Beeinträchtigung des Verstandes, die im Grunde

mehr sozialen als genetischen Ursprungs ist. Er ist kaum zwanzig. Ich könnte sein Vater sein.

Die Behandlung hat ihn wirr gemacht. Zunächst führten wir richtig kluge Gespräche; er verstand nichts von der Gegenwart, aber desto mehr von den ewigen Fragen. Er hatte sich viele Gedanken gemacht. Viel Zeit zum Nachdenken gehabt. Nicht wie ich durchs Leben gehetzt. Jetzt ist nicht mehr viel von ihm übrig. Wenn ich ihn anspreche, ist er nicht da. Eine leere Hülle. Wo der Inhalt aus dem Kopf herausgelassen worden ist, sitzt eine unschuldige kleine Kompressse.

Es kommt mir schlimmer vor, als wenn er tot wäre. Jetzt läuft er umher als ständige Erinnerung daran, was ziemlich bald mit uns allen geschehen wird.

Wir sind nicht so viele.

Aber ich bin noch immer recht viele. Ich bin Leo, ich bin Magda, ich bin Franz. Und ich bin Erwin.

Ich bin auch Erwin.

Sechzehnter Februar 1945

Mein Sohn ging neben mir. Er hielt meine Hand, und wir gingen durch den Tiergarten. Es war naß und regnerisch, einer dieser fahlen, schmuddeligen Herbsttage, wie Berlin sie so oft zu bieten hat – fahl, schmuddelig und seltsam schön. Das Laub hatte zu fallen begonnen. Es mischte sich mit dem Schlamm in den Pfützen zu einem braungelben Brei. Kurz vor einer Pfütze blieb Franz plötzlich stehen. Er ließ meine Hand los, drehte sich um und umarmte mich.

Er reichte mir gerade bis über den Bauchnabel.

So standen wir eine Weile in dem feinen, kühlen Regen. Ich hielt ihn umfaßt. Ich hatte nichts zu sagen.

Dann verließ er mich.

Er ging zu der Pfütze mit dem Schlammbrei. Und während er ging, sank er in die Pfütze, Zentimeter um Zentimeter. Kein Wort sagte er, er ging nur und ging und sank' und sank, bis nichts mehr da war. Sein schwarzer Scheitel verschwand mit einem schlürfenden Geräusch. Die Oberfläche war seltsam glatt.

Und ich, ich stand nur da und ließ ihn sinken. Ich rührte keinen Finger, um ihn zu retten. Keinen Finger.

Wir hätten fliehen können. Magda machte mir Vorhaltungen. ›Deine Freunde fliehen, die Kollegen fliehen, alle fliehen. Aber wir, wir bleiben. Warum? Warum willst du warten, bis der Tod kommt? Denk wenigstens an Franz.‹ Und ich sagte: ›So schlimm kann es nicht werden. Wir leben im zwanzigsten Jahrhundert. Wir haben Autos, Flugzeuge, Mikroskope. Wir haben Demokratien und Heilmittel und Psychoanalyse und avantgardistische Kunst. Alles, was wir tun müssen, ist zu überwintern, uns zu verkriechen, bis der Sturm vorübergezogen ist.‹

Ich bekam recht. Der Sturm zog vorüber. Als er vorüber war, war nichts mehr da. Wir waren mitgerissen worden. Alle.

Zurück blieb eine verwüstete Landschaft.

Ich habe meinen Sohn und meine Frau getötet. Meine Halsstarrigkeit hat sie getötet.

Laß alles in Schweigen versinken.

Laß mich sterben.

Er saß still im Bett. Etwas glitt im Dunkeln vorüber und zog ihn mit sich.

Vielleicht ein Eiswind.

Vielleicht die Erinnyen.

Er ließ die Finger über die vergilbten Blätter gleiten und betastete den Zwischenraum zwischen den gerade noch lesbaren Buchstaben. Dazwischen wuchs Eis. Zwischen den Buchstaben. Es würde nie schmelzen.

Paul Hjelm nahm die neu angeschaffte Lesebrille ab, legte sie auf den Nachttisch, löschte die Lampe und blickte in die Finsternis hinaus.

Ja, dachte er und tastete im Dunkeln nach Cillas warmem Körper. Seine Hand wand sich unter die Decke, landete zwischen ihren Schulterblättern und blieb dort liegen. Sie gab ein Brummen von sich. Eine Lebensäußerung.

Ja, so hätte es werden können. Ja, so hätte es auch für ihn aussehen können. Wenn er zur falschen Zeit geboren worden wäre und die falschen Eltern gehabt hätte. Dann hätten seine Gedanken sich in den gleichen Bahnen bewegen können wie Leonard Sheinkmans in jenen Februartagen 1945. Sprunghaft, ein wenig ungeordnet, aber mit großem und furchtbarem unterdrücktem Gefühl.

Leonard Sheinkman war davon überzeugt, daß er sterben würde. Er starb nicht. Einige Monate später ging der Krieg zu Ende. Er kam raus. Er war leer, unsagbar leer. Er stand vor der Wahl: Bleiben und untergehen oder weggehen und ein neues Leben beginnen. Ein anderer werden. Er wählte das zweite, es war möglich gewesen. Aber was war das für ein Ende, das er bekommen hatte? Fünfundfünfzig Jahre später an einem Baum

hängend, ausgerechnet auf dem Jüdischen Friedhof. Wie war das möglich? Was war da geschehen?

Im Augenblick konnte Paul Hjelm aus dem Gelesenen keine rationalen Schlußfolgerungen ziehen. Er war zu bewegt. Es war ungefähr das, was er erwartet hatte – und doch auch wieder nicht. Ein anderer Ton. Von einer Traurigkeit über alle Trauer hinaus. Wie von jenseits des Grabes geschrieben.

Auf seinem Bauch lag das dicke deutsch-schwedische Lexikon. In der linken Hand hielt er die gelesenen Seiten, in der rechten die ungelesenen. Es war etwa die gleiche Menge Blätter auf beiden Seiten. Die Hälfte hatte er noch zu lesen. Er sah dem erwartungsvoll entgegen – und fürchtete sich davor.

Er fühlte sich völlig zerstört. Als habe jemand sein Inneres vollkommen durcheinandergebracht. Und so war es ja auch, in gewisser Weise.

Buchenwald, das größte Konzentrationslager in Nazi-Deutschland, lag sieben Kilometer vor den Toren Weimars in der alten DDR. Weimar war die Europäische Kulturhauptstadt des vergangenen Jahres gewesen, die Stadt, in der Goethe die Weltliteratur verändert hatte. 1919 wurde in Weimar die erste deutsche Demokratie geschaffen, die Weimarer Republik. 1926 wurde in Weimar die Hitlerjugend gegründet. Im selben Jahr hielt die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei NSDAP ihre erste Parteiversammlung im Nationaltheater in Weimar ab. Zwischen 1937 und 1945 saßen zweihundertachtunddreißigtausend Menschen in Buchenwald gefangen. Es gab in Buchenwald keine Gaskammern, wohl aber eine Abteilung für »medizinische Forschung«. Sechshundfünfzigtausend Menschen starben in Buchenwald, fast in Sichtweite von Goethes Weimar. Zwischen 1945 und 1950 war Buchenwald ein sowjetisches Internierungslager für Deutsche. Weitere siebentausend Menschen starben.

Das europäische Paradox.

Paul Hjelm wollte sich zur Seite drehen, um das Licht auszumachen.

Da merkte er, daß es schon aus war.

Er schlief spät ein in dieser Nacht.

Hearts war nur noch eine Erinnerung. Auf dem Laptop im Haus unterhalb der mittelalterlichen Stadt Montefioralle bei Greve im Herzen des Chianti wurden keine Spiele mehr gespielt.

Es wurde Italienisch gelesen.

Es war Schwerstarbeit, sich durch Kommissar Italo Marconis Ermittlungsmaterial über das Mailänder Verbrechersyndikat Ghiottone hindurchzupflügen. Außerdem kamen aus Stockholm ständig neue Informationen per Mail, Telefon oder Fax.

Aber war man nun einmal Europabulle, so war man es.

Sinn und Zweck von Europol, der europäischen Organisation für Verbrechensbekämpfung mit Sitz in Den Haag, war die Verbesserung der Effektivität und der Zusammenarbeit zwischen den zuständigen Behörden der Mitgliedsländer bei der Vorbeugung und Bekämpfung von Terrorismus, illegalem Drogenhandel und anderen schwerwiegenden Formen organisierter internationaler Kriminalität. Europol hatte die Aufgabe, einen wesentlichen Beitrag zu den Maßnahmen der Europäischen Union gegen das organisierte Verbrechen zu leisten, und zwar mit besonderer Betonung auf den beteiligten kriminellen Vereinigungen.

»Okay«, sagte Söderstedt zu seinem Laptop, als er mit einem weiteren Glas Vin Santo in der Hand auf der Veranda saß. »Okay, das war ein Zitat. Computer, ich gestehe. Ich wußte ja nicht einmal, daß ich Eurobulle war, als ich nach Mailand gefahren bin. Ja, klar: Ich sitze hier mitten in der Siesta und zitiere Polizeivorschriften vor mir selbst als einzigem Zeugen. Und dir natürlich, Computer.«

»Mit wem redest du?« rief Anja aus dem Haus. Sie hatte im Kräuterbeet einen prächtigen Strauch Purpurkrausbasilikum

aufgezogen und wirkte zur Feier des Tages ordentlich aufgedreht. Es war nicht der passende Zeitpunkt, mit einem Computer fremdzugehen.

»Mit dem Computer«, rief Arto zurück.

»Ich verstehe«, rief Anja. »Komm lieber und sag den Kleinen gute Nacht.«

»Wo ist Mikaela?« rief Arto.

»Was glaubst du?« rief Anja.

Ach, es war ein ständiges Rufen in dieser Familie.

Arto vergaß auf der Stelle, den Kleinsten gute Nacht zu sagen, und wandte sich von neuem dem Computer zu. Genaugenommen war der ja das jüngste Familienmitglied. Obwohl, na gut, er sagte ihm nicht gute Nacht.

Statt dessen teilte er ihm ohne Vorwarnung den Namen des alten Bankiers mit, der verdächtigt wurde, der unumschränkte Herrscher von Ghiottone zu sein. Er hieß Marco di Spinelli.

Es gab eine ganze Reihe Bilder von diesem Marco di Spinelli. Er sah sie sich an, eins nach dem anderen. Es war ein alter, aber zäher, magerer Herr, überhaupt nicht so, wie man sich einen Mafiaboß vorstellt. Aber er war auch Norditaliener. Aktiv in der Separatistenbewegung Lega Nord und allem.

Es gab sogar ein Bild von Marco di Spinelli, zusammen mit Nikos Voultsos. Wahrlich ein ungleiches Paar. Der aristokratische alte Silberfuchs mit hochgeschlossenem schwarzem Polohemd, und der rauhbeinige Grieche im hellrosa Anzug, mit offenem Hemd und üppiger Brustbehaarung und auffallend dicker Goldkette um den Hals. Sie begrüßten sich vor einem Luxusrestaurant im Zentrum von Mailand. Marco di Spinelli hatte die linke Hand auf Nikos Voultsos' Schulter gelegt, und Voultsos' Lächeln wirkte ziemlich unterwürfig.

Paul Hjelm hatte angerufen und über Erinnyen geredet. Außerdem hatte er zu berichten gewußt, daß Voultsos einen Koffer

mit Sachen und eine Visakartenummer hinterlassen hatte. Der Koffer hatte lediglich Kleidung und Wäsche enthalten; falls es im Zimmer noch Drogen irgendwelcher Art gegeben hatte, so waren diese in unbekannten Besitz im Grand Hôtel übergegangen. Die Nummer dagegen war interessant. Die schwedische Visa-Vertretung hatte sich mit dem Namen des Kontoinhabers gemeldet. Es war eine Aktiengesellschaft mit Namen S.A. Contra. Arto Söderstedt rief sogleich Kommissar Italo Marconi an, um ihm dies mitzuteilen.

Marconi sagte: »Das klingt wahrscheinlich. S.A. Contra ist ein Geldwäscheunternehmen im Umkreis der Organisation Ghiottone. Ihre Konten werden häufig für diverse Ausgaben benutzt. Natürlich ist nichts davon auf Ghiottone und di Spinelli zurückzuverfolgen.«

Söderstedt bedankte sich und legte auf.

Im übrigen fand er, daß es ihm ganz gut gelang, die Struktur der Organisation zu erkennen. Alles deutete darauf hin, daß es di Spinelli war, der wie die Spinne im Netz saß. Und alle Wege führten zu ihm.

Wie nach Rom.

Natürlich konnte Arto Söderstedt, Europabulle hin oder her, nicht das geringste gegen die Ghiottone-Organisation oder di Spinelli unternehmen. Das war ausgeschlossen. Hier saßen zahlreiche einheimische und kompetente Polizisten, die Jahre ihres Lebens damit verbracht hatten, dem Syndikat beizukommen. Es war nicht seine Aufgabe, gegen Ghiottone vorzugehen; das hieße, sich zu überheben. Nein, seine Aufgabe war es, den Mörder von Nikos Voultsos, Hamid al-Jabiri und Leonard Sheinkman zu fassen. Nur das.

Und Ghiottone war ganz klar ein Weg dahin.

Es fragte sich nur, ob dieser Weg gangbar war. Er überlegte, wie er am besten weiterkäme. Lange brauchte er nicht zu überlegen. Für ihn war es selbstverständlich.

Wenn jemand wußte, wer seinen Musketier ins Jenseits befördert hatte, dann der alte Bankier selbst.

Sieben Menschen, sechs davon Schwerkriminelle – vermutlich mehr oder weniger Zuhälter, Kerstins letzter Mail zufolge –, waren ringsum in Europa mit der gleichen Methode ermordet worden. Marconi sah keinen Grund für die Annahme, daß einer dieser sieben zu Ghiottone gehört hatte, aber dennoch mußte es in Marco di Spinellis Interesse liegen, diejenigen, die seinen handverlesenen griechischen Mörderzuhälter ermordet hatten, von der Bildfläche verschwinden zu lassen.

Wahrscheinlich nahm di Spinelli die Sache selbst in die Hand. Wahrscheinlich jagte er die Erinnyen bereits auf Hochtouren. Und wahrscheinlich war es vollkommen unmöglich für einen einzelnen schwedischen Kriminalbeamten, mit ihm zu reden. Und wenn er noch so sehr ermächtigter Eurobulle war.

Arto Söderstedt beschloß, Marconi zu fragen.

»Well«, sagte Marconi unerwartet. »Das wäre vielleicht einmal eine kleine Überraschung. Ungeschliffener kreideweißer schwedischer Kriminalbeamter von minderem Dienstrang macht eine persönliche Visite. Das könnte vielleicht seine Neugier wecken. Er liebt es, mit der Polizei seine Spielchen zu treiben.«

»Haben Sie selbst mit ihm gesprochen? Persönlich?«

»Viele Male. Ich bin beinahe Stammgast in seinem Haus. Er ist überhaupt nicht so scheu auf diese sizilianische Niemand-weiß-genau-wer-der-Pate-ist-Art-und-Weise. Im Gegenteil. Er ist für einen so alten Mann ziemlich publizitätshungrig. Er ist ja praktisch Politiker. Oder eher: eine Art von Politiker.«

»Marco di Spinelli ist also – was? Zweiundneunzig Jahre alt?«

»Und schwimmt täglich zweihundert Meter und segelt Regatten und fährt zwischendurch Rallye. Er soll die värmländischen Wälder lieben, was das auch sein mag. Schwedisch?«

»Schwedisch. Ich kann ja so tun, als wäre ich ein Rallyefan. Ich bin schließlich Finne. Ein bißchen auf jeden Fall.«

»Ich werde Ihre Frage weiterleiten«, sagte Commissario Italo Marconi, und Söderstedt fand, daß er – geradewegs durch den Telefonhörer hindurch – sehen konnte, wie sich die gewaltigen Schnurrbartenden drehten.

Arto Söderstedt ließ den Blick über den planvoll beschatteten Garten schweifen. Alle Bäume und Büsche waren so plaziert, daß sie als Schattenspender dienen konnten. Es war eine mediterrane Strategie, die er gut kannte. Die Maisonne war von Tag zu Tag überzeugter davon, daß sie eine Sommersonne war und nicht eine miese kleine Frühlingssonne. Das Selbstvertrauen wuchs ununterbrochen – und mit ihm das Bedürfnis nach Siesta. Arto hatte es aufgegeben, die Gelegenheiten zu zählen, bei denen er zu einem Laden gekommen war und ihn verrammelt vorgefunden hatte. Was ihn wunderte, war, daß er aus seinen Fehlern nicht lernte; wie ein entlaufener Psychiatriepatient fuhr er fast täglich nach Greve hinein, nur um die ganze Stadt verrammelt zu finden. Von eins bis vier ruhte in Greve das Leben – und zwischen eins und vier kam der Weißfinne in seinem großen Familienauto angefahren, riß an einer verschlossenen Tür und produzierte ein paar Kaskaden undefinierbarer Laute.

Er brauchte eine Siesta. Soviel war klar.

Jetzt saß er im Schatten auf dem Altan unter einem extra Sonnenschirm, genehmigte sich ein *sehr kleines* Glas Vin Santo und sah auf die Uhr. Es war zwei. Mitten in der Siesta. Was ihn freute, war, daß Marconi sich am Telefon sofort gemeldet hatte. Erst jetzt im nachhinein wurde ihm klar, daß er mitten in der Ruhezeit angerufen hatte. Aber offenbar hatte Marconi die Siesta gestrichen. Genau wie er selbst.

Er war ein Siestaverweigerer.

Wahrscheinlich würde es sich auf die eine oder andere Weise rächen. Gerade im Moment durch Zerstreutheit. Seine Gedanken verflüchtigten sich und gingen ihre eigenen Wege. Dabei war er immer gut darin gewesen, den Bach einzudämmen und Kanäle zu ziehen, um den Gedankenstrom in die rechte Richtung zu lenken. Jetzt glich das Ganze eher dem Donaudelta.

Falls er bei Marco di Spinelli vorgelassen wurde, mußte er sehr gut vorbereitet dort erscheinen. Belesen sein wie ein Streber. Aber das Wissen mußte gleichzeitig so weit an den Rand des arbeitenden Bewußtseins gedrängt sein, daß es seinen Denkprozeß und seine Reaktionsfähigkeit nicht behinderte. Manchmal gelang es Arto Söderstedt, Verdächtige dazu zu bringen, sich zu verplappern. Häufig dadurch, daß er sich dumm stellte. Sein Aussehen trug dazu bei. Es ließ sich schwer abstreiten, daß er ziemlich abwesend aussehen konnte.

›Ist Papa tot?‹

Er kicherte vor sich hin und tauchte vorsichtig die Zungenspitze in das *sehr kleine* Glas.

Wie konnte di Spinellis Interesse geweckt werden? Womit mußte man ihn locken, um ihm die Zunge zu lösen? Arto Söderstedt hatte an die zehn Bilder von di Spinelli auf den Bildschirm geholt und versuchte, sich rein visuell ein Bild von dem Mann zu machen. Noch war er ja nur ein Bild. Oder eher eine Bildserie.

Arto Söderstedt versuchte sich die ganze Situation vorzustellen, wie man ihn empfangen würde, wie di Spinelli reagieren würde, welche Gesprächsthemen sich ergeben würden und – vor allem – wie es überhaupt möglich sein würde, wesentliche Fragen zu formulieren, als wären sie ganz unwesentlich. Das war eigentlich der große und entscheidende Trick.

Das hatte er von Onkel Pertti gelernt.

Gut, Arto Söderstedt war ein ungewöhnlich gut ausgebildeter Bulle mit einer Vergangenheit, über die er höchst ungern sprach.

Karriereanwalt in Vasa, Finnland, mit fünfundzwanzig. Hielt den Abschaum des Erdballs vom Rechtsstaat fern. Spezialisierte sich auf die reichsten und gerissensten und gewissenlosesten Verbrecher. Bis er von diesem verlogenen Wahnsinnsleben das Kotzen kriegte, fluchtartig das Land verließ und in Schweden landete, wo ihm nach ein paar Hundejahren das Kunststück gelang, Polizist zu werden, bis er den Oberen bei der Polizei Stockholm zu aufsässig wurde und nach Västerås versetzt wurde, wo er ein ruhiges, angenehmes und vollkommen unerträgliches Vorortleben führte. Da kam ein Kriminalkommissar mit einer Eulenbrille auf einer sehr großen Nase in die Wache spaziert. Und sein Leben änderte von neuem die Richtung.

In der A-Gruppe war er zum Joker geworden. Die Karte, die ein Spieler mit einem Pokerface nonchalant auf den Tisch wirft und dann den Jackpot einsackt.

Oder so ähnlich.

Trotz dieses wechsellvollen Lebens, trotz des Übermaßes an Ausbildungswegen und Lehrgängen, war Onkel Pertti die Instanz, von der er den großen und entscheidenden Trick gelernt hatte.

Pertti Lindrot, der Held des Finnischen Winterkriegs, der Sieger bei Suomussalmi, der Mann, der der Familie Söderstedt postum diese denkwürdige Zeit in der Toskana geschenkt hatte, war keine Gestalt aus der Vergangenheit. Er war keiner von den Verwandten, die ansprechende Bilder von sich selbst in den Hinterköpfen der Kinder ablagern und damit ihr Leben um einige Jahrzehnte verlängern.

Er war ein verkommener, durch und durch boshafter Abfallhaufen, nur ein großer, stinkender, zahnlos höhnisch grinsender Mund.

Erinnerungen ...

Eins jedoch hatte er von Onkel Pertti gelernt. Es war vorgekommen, daß dieser ihn auf den Schoß genommen und versucht hatte, ihm Vernunft beizubringen. Klein-Arto hatte nur eins im Sinn: so gewandt wie möglich zu entkommen. Er erinnerte sich noch ganz deutlich, wie der zahnlose Mund gestunken hatte. Doch mitten in einem allgemeinen Geschwafel kamen die wesentlichen Fragen. Sie hörten sich genauso an wie das Geschwafel, doch sie waren verbunden mit einem Blick, der nicht Onkel Perttis gewöhnlicher Blick war. In solchen Augenblicken sah der kleine Arto den Helden des Winterkriegs, den Guerillakrieger, der sich jahrelang in der Winterlandschaft versteckt gehalten hatte. Er hatte Bilder von Onkel Pertti gesehen aus jener Zeit, und das war wirklich etwas vollkommen anderes. Besonders ein Bild stand ihm ganz klar vor Augen. Der Stolz, der aus Onkel Perttis freundlich-hellem Gesicht leuchtete, wie er fest verankert, die Hand am Säbelgriff, in der Schneewehe stand, war nicht nur imponierend, er war auch bekannt.

Seltsam gut bekannt.

Gut bekannt wie ein Spiegelbild. Es war, als stünde Arto selbst dort in der Schneewehe, die Hand am Säbelgriff, und versuchte sich das Lachen zu verkneifen. Die Ähnlichkeit war direkt unangenehm.

Die Schwafeltaktik hatte Arto Söderstedt übernommen. Wenn auch nicht den Mund.

Okay, die Gedanken schweiften in alle Richtungen. Er versuchte, die Rinnsale aufzufangen und sie ins Hauptbett zurückzuleiten.

Es gelang nicht ganz.

Die Bilder des allem Anschein nach äußerst extravaganten und eisenharten Marco di Spinelli fügten sich nicht zu einem einheitlichen Porträt zusammen. Es blieb oberflächlich. Es blieb eine Serie nichtssagender Projektionen von Daten. Es blieb ungreifbar.

Er würde später einen neuen Anlauf nehmen müssen. Mit frischen Kräften.

Arto Söderstedt leerte das *sehr kleine* Glas Vin Santo in einem Zug, schaltete den Laptop aus und stand auf.

Dann machte er Siesta.

Kerstin Holm war beschäftigt. Normalerweise war sie gern beschäftigt. Sie liebte ihre Arbeit. Get a life, sagte sie manchmal zu sich selbst, wenn sie abends um neun merkte, daß sie allein noch im Präsidium saß. Doch dann dachte sie, daß sie bereits ein Leben hatte und daß die Arbeit tatsächlich ein sehr wichtiger Teil dieses Lebens war. Es bestand aus Arbeit, ihrem Kirchenchor und ein ganz klein wenig Jogging.

Und plötzlich war das nicht mehr richtig ausreichend.

Plötzlich fand sie es wahnsinnig anstrengend, beschäftigt zu sein.

Ihr Leben schickte sich in aller Stille an, eine Metamorphose durchzumachen. Noch eine. Und niemand hatte den geringsten Verdacht.

Sie hatte es sich inzwischen zur Gewohnheit gemacht, Arbeit und Privatleben nicht zu vermischen. Die Eskapade mit Paul Hjelm vor einigen Jahren war der Tropfen gewesen, der das Faß zum Überlaufen gebracht hatte. Bis dahin waren ihre Beziehungen durchweg polizeilich gewesen. Sie kam aus Göteborg und war mit einem Kollegen verheiratet gewesen, dessen Verhältnis zum Sex äußerst unkompliziert war. Wenn er wollte, hatte sie zu wollen. Das war sein Ausgangspunkt. Also kam es in dem polizeilichen Schlafzimmer zu mancher ganz unbewußten Vergewaltigung. Sie glaubte lange, es müsse so sein. Denn so war ihre Sexualität geprägt worden. Durch einen männlichen Verwandten. Mit Vorliebe an Feiertagen und in Garderoben.

Der Verwandte war seit langem tot, und ihr Exehemann war kürzlich wegen Alkoholismus vom Dienst suspendiert worden. Nach einem Liegenden noch zu treten, lag ihr nicht.

Doch sie glaubte zu verstehen, was richtige, wilde Rachgier war. Und bestimmt begegnete ihr genau diese in dem Ermittlungsmaterial aus Budapest, Maribor, Wiesbaden, Antwerpen, Venedig und Manchester. Das letzte Stück war im Verlauf des Tages eingetroffen; Kommissar Roelants in Antwerpen hatte recht: Es war noch nicht richtig Schluß.

Ein bekannter Zuhälter war schon im März des vorigen Jahres in einem Park in der Nähe des Fußballstadions Old Trafford ins Jenseits befördert worden, und zwar auf exakt die gleiche Weise wie Leonard Sheinkman und all die anderen. Der Fall erstreckte sich über einen längeren Zeitraum. Die Erinnyen waren seit über einem Jahr aktiv.

Die Rachegöttinnen.

Nirgendwo gab es irgendwelche Zeugen. Das machte den Skinhead Reine Sandberg und seine Bande einzigartig in Europa. Sie waren die einzigen, die sie gesehen und überlebt hatten. Seine inzwischen der Polizei genannten Kumpane bestätigten seine Geschichte bis ins kleinste Detail. Sie waren zu viert gewesen. Sie liefen in nackter Panik durch Skogskyrkogården. Als sie zur U-Bahnstation kamen, waren sie nur noch drei. Andreas Rasmusson, der sich in der Psychiatrie langsam zu erholen begann, war drei Stunden zwischen den Gräbern umhergeirrt. Dann hatte er es zur U-Bahn geschafft und war später völlig verwirrt von der Polizei auf dem Hauptbahnhof aufgegriffen worden.

Irgendwie wünschte sie, sie könnte Mitleid mit ihm haben.

Kerstin glaubte zu verstehen. Sie glaubte tatsächlich zu verstehen, worum es in diesem Fall ging. Es war hemmungslose, wilde Rachgier.

Die dunklen, mageren, schwarzgekleideten Gestalten waren zweifellos Frauen. Aber was für Frauen? Welche Frauen hatten Grund, Zuhälter zu ermorden? Prostituierte, natürlich. Es war wahrscheinlich, daß die sogenannte Ninja-Feministin einer Gang

gut trainierter ehemaliger Prostituierten angehörte. Kleidung laut Adib Tamar am Odenplan: »Rote Lederjacke, enge schwarze Hose, schwarze Joggingsschuhe.« Hatte sie die ganze Ausrüstung unter der roten Lederjacke? War sie sozusagen kampfklares, wenn jemand sie angriff? Wurde es deshalb so unnötig brutal?

Normalerweise war es nicht unnötig brutal. Man griff sich nicht wahllos irgendwelche heruntergekommenen drogenabhängigen Klein-Zuhälter, sondern sämtliche ermordeten Zuhälter waren auch rücksichtslose Gewaltverbrecher. Allesamt waren sie Mörder. Und allesamt hatten sie ein paar Vergewaltigungen auf ihrem Konto.

Ja, es waren Schweine.

Wenn nun das, was sich auf der U-Bahnstation Odenplan abgespielt hatte, die Konsequenz kontrollierter Gewalttaten war? Wenn dies nun das erste Anzeichen dafür war, daß man nie Gewalt anwenden kann, ohne daß sie Spuren hinterläßt, ohne daß sie früher oder später explodiert und Amok läuft? Fast alle Vietnam-Veteranen sind schwer süchtig, die Männer, die die Atombomben über Japan abwarfen, wurden mehr oder weniger wahnsinnig, und wir fangen gerade erst an, die Langzeitfolgen der Gewalt in Jugoslawien zu erkennen. Gewalttäter – und sicher auch Gewalttäterinnen – werden zuletzt von ihren eigenen Gewalttaten verschlungen. Henker sind immer wahnsinnig geworden, die Geschichte legt davon Zeugnis ab. Man wird von innen heraus zerfressen.

Hamid al-Jabiri war kein mordender Zuhälter. Er war nicht gerade der Musterknabe Gottes, aber hatte er ein so grauenvolles Ende verdient? War er wirklich einer der zum Tode Verurteilten? Nein, da war es entgleist. Nach einem Jahr. Das war vielleicht eine erträglich lange Zeit. Von da an ging es nicht mehr.

Von da an entwickelte die Gewalt ihre eigene Dynamik. Sie war nicht mehr vollständig gesteuert. Sie begann auch selbst zu steuern.

Das war zumindest ein Deutungsversuch.

Seit einem Jahr waren die Erinnyen jetzt aktiv. Ihre Gewalt-handlungen waren strikt kontrolliert und erstreckten sich nicht auf Unschuldige (wenn man, wieder einmal, von Leonard Sheinkman absah). Sie hatten Männer im Visier, die ihrer Meinung nach ganz einfach den Tod verdient hatten. Und sie bekamen einen grausigen Tod. Doch möglicherweise war das nicht alles, was sie taten. Es wäre interessant zu wissen, ob die Truppen immer weiter verstärkt wurden. Ob im Zuge der Rachehandlungen neue Kämpferinnen rekrutiert wurden. Waren acht allem Anschein nach ziemlich kaputte Frauen aus dem Norrboda-Motel einer Art Armee einverleibt worden? Würden auch sie sich nach erfolgtem Entzug und Training die engen schwarzen Sachen überstreifen und rundum in Europa Zuhälter ermorden? War dies eine Methode, der gewaltig wachsenden Prostitutionsindustrie zu begegnen?

Waren es die Frauen Osteuropas, die zurückschlugen?

Falls es so war, hoffte Kerstin Holm, daß sie nicht gefaßt würden.

Ja, sie war Polizistin. Ja, es war ihr Job, Verbrechen zu verhindern und Verbrecher zu fassen. Und ja, sie hoffte, daß sie nicht gefaßt würden.

Das hieß nicht, daß sie nicht ihren Job machte. Aber sie war nicht besonders froh über ihre Aufgabe.

Und nicht nur, weil ihr Leben gerade eine Metamorphose durchlief.

Nach der Scheidung von ihrem Polizei-Kollegen-Ehemann landete Kerstin Holm in Stockholm. Die A-Gruppe wurde gebildet. Während einer kurzen, intensiven Beziehung mit Paul Hjelm hatte sie sämtliche Schleusen geöffnet und alles erzählt.

Zum erstenmal in ihrem Leben, und das machte die Beziehung zu ihm zu etwas ganz Besonderem, auch nachdem das Verhältnis zu Ende war. Sie liebte ihn noch immer, allerdings nicht so, nicht in der Form, daß sie ihr Leben mit ihm würde verbringen wollen. Aber er war mit seiner eigentümlichen Kombination von Ungeschicktheit und Präzision, Zärtlichkeit und Härte, Verbissenheit und Passivität, Intellekt und Gefühl ein Mann, der ihr ganz einfach ungewöhnlich lebendig vorkam. In ihm war ständig alles in Bewegung. Er würde nie stagnieren.

Sie waren sich außergewöhnlich ähnlich. Sie hatte sich in ihr Spiegelbild verliebt, und das Spiegelbild war ein Mann. Das war der Fehltritt. In den letzten Tagen hatte sie verstanden, daß genau das der Fehltritt war.

Was sie brauchte, war etwas ganz anderes.

Nach Paul hatte sie eine merkwürdige, intensive Beziehung zu einem sechzigjährigen Pastor der Schwedischen Kirche, der krebskrank war und bald darauf starb. Es war eine umwälzende Erfahrung, die sie zwang, die Voraussetzungen, auf denen ihr Leben beruhte, zu überprüfen. Das hatte sie jetzt zwei Jahre lang getan.

Und dann kam die Metamorphose. Sie steckte gegenwärtig mitten drin.

Auf dem Bildschirm prüfte sie jetzt nach, inwieweit die Ermittlungen aus Ungarn, Slowenien, Deutschland, Belgien, Italien und England in irgendeiner Weise andeuteten, daß im Zusammenhang mit den Zuhältermorden Prostituierte verschwunden waren. Deutschland, Italien und England gingen recht glatt, und mit Hilfe eines persönlich zusammengestellten kleinen Lexikons denkbarer Stichworte funktionierte es allmählich auch mit ungarisch, serbokroatisch und niederländisch. Aber schnell ging es nicht. Alle hatten zwar Zusammenfassungen auf englisch geschickt, mehr oder weniger holperig, doch

wenn sie es wirklich genau wissen wollte, mußte sie sich in das Sprachenchaos der Originalermittlungen begeben.

Sie dachte ans elfte Kapitel des ersten Buchs Mose. Der Turmbau zu Babel. Warum war Gott eigentlich auf die Idee verfallen, die einheitliche Menschengesprache in so viele aufzuspalten? Warum hatte er die Idee, uns füreinander unbegreiflich zu machen? Hatte die Religion wirklich eine sinnvolle Erklärung dafür?

Sie ging ins Internet und suchte nach der Bibel. Sie fand als einziges die alte Bibelübersetzung. Das mußte genügen. Die ganze Erzählung vom Turmbau zu Babel war in neun kryptischen Versen enthalten, die mit diesem begannen: »Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache.« Was geschieht dann? Die Menschen kommen darauf, wie man Ziegel herstellt, und schließlich bauen sie eine Stadt und einen Turm, der so hoch werden soll, daß er an den Himmel reicht. Das hört sich doch nicht so schrecklich an. Aber das Ziel der Menschen ist offenbar, zu verhindern, daß man »in alle Länder zerstreut wird«. Man will seine eine Sprache sprechen und an einem einzigen Ort bleiben. Da taucht Gott auf und denkt ungefähr: Es sieht so aus, als wäre den Menschen nichts unmöglich. Da kommt er auf die Idee, hinabzusteigen und ihre Sprache zu verwirren, »daß keiner des andern Sprache vernehme«. Und dann verstreut er sie über die Erde.

Es gibt keine direkte Erklärung für Gottes Handeln, doch allem Anschein nach benutzt er die Sprachverwirrung, um die Menschen über den ganzen Erdball zu zerstreuen, damit sie nicht alle zusammen an einer Stelle hocken. Denn dann wäre ihnen alles möglich. Auch einen Turm in den Himmel zu bauen, die Domäne Gottes.

Kerstin Holm fragte sich, ob der Mensch wirklich stärker gewesen wäre, wenn alle an einem Ort gelebt und eine Sprache gesprochen hätten. Wäre uns dann alles möglich gewesen? Im Gegenteil, es klang eher erstickend. Der so geschmähte alttes-

tamentarische Gott, der Gott der Juden, schien die Menschheit eher vor einem faschistoiden Uniformismus gerettet und den kontinuierlichen Austausch zwischen Menschen mit unterschiedlichen Sprachen, unterschiedlichen Erfahrungen, unterschiedlichem Klima, unterschiedlichem Weltbild ermöglicht zu haben. Der Grund war nicht der, daß er fürchtete, der Turmbau zu Babel könnte seine himmlische Domäne beeinträchtigen – er fürchtete vielmehr, daß der Turm von Babel der Untergang der Menschheit durch Inzucht werden könnte.

Wenn es einen Gott gab, dann hatte er uns durch die Erschaffung der verschiedenen Sprachen davor gerettet, an unserer eigenen Selbstgenügsamkeit zu ersticken.

Mit der Rückendeckung dieser Argumentation vertiefte sie sich in die eigentümlichen ungarischen Wörter und fühlte die herausfordernde Kraft des Fremden davon aufsteigen.

Kriminaldirektor Mészölys Bericht war der letzte. Das Opfer in Budapest war ein neunundzwanzigjähriger Zuhälter, der am zwölften Oktober 1999 in seiner Wohnung aufgehängt worden war. Fieberhaft suchte sie nach gleichzeitig verschwundenen Prostituierten. Mészöly erwähnte nichts in der Art.

Sechs Länder, dachte Kerstin, davon vier EU-Länder. Ungarn, Slowenien, Deutschland, Belgien, Italien und Großbritannien – keines von diesen schien über die Frauen der Sex-Industrie in nennenswertem Umfang Bescheid zu wissen. Daß dies bei Schweden der Fall war, verdankte sich mehr einem Zufall; daß wir es entdeckten, beruhte eigentlich nur darauf, daß wir glaubten, sie seien Asylbewerberinnen, die untergetaucht waren. Da haben wir reagiert. Da lief die Nation Gefahr, verunreinigt zu werden. Wenn acht Prostituierte von den Straßen Stockholms verschwunden wären, hätte kein Hahn danach gekräht. Acht Fälle weniger beim Sozialamt. Viele hätten einen Seufzer der Erleichterung ausgestoßen. Mehr wäre kaum passiert.

Daß in den Ermittlungen keine Hinweise auf verschwundene Prostituierte auftauchten, bedeutete nicht, daß es keine gab. Gelegenheit für eine zweite gemeinsame E-Mail an die beteiligten Länder.

Sie ging die alten E-Mails durch. Von Nummer acht konnte sie nicht genug bekommen: ›Wer in Dreiteufelsnamen hat diese Rundfrage genehmigt? In wessen Budget landet sie? WM.‹

Je öfter sie diese Mail las, desto wunderbarer erschien sie ihr. Es war eine fabelhafte Zusammenfassung des Wirkens von Waldemar Mörner.

Nummer zwei war auch gut, die Schimpfkanonade des Pariser Polizeidirektors Mérimée: ›Sie, Madame Holm, scheinen die Ressourcen von Europol für nationale Kleinkriminalität nutzen zu wollen.‹ Angesichts dessen, was zur Zeit rundum in Europa geschah, lohnte es sich beinahe, diese Mail aufzuheben, um sie dem guten Polizeidirektor bei passender Gelegenheit in den Arsch zu schieben.

Jaja, das klang vielleicht ein bißchen rachsüchtig.

Mail Nummer eins war dagegen ungerührt. Der cyberflirtende Kommissar Radcliffe aus Dublin. ›Keine Ahnung, welchen Titel er hat, aber er ist nett. Das scheinen Sie auch zu sein, Ms Holm.‹ Und der genannte Nette hieß anscheinend Benziger. ›Ich frage mich, ob ich nicht von etwas Ähnlichem aus der früheren DDR gehört habe. Kontakten Sie Benziger in Weimar.‹

Es stimmte. Das hatte sie vergessen. Sie fand eine E-Mail-Adresse der Polizei in Weimar und schrieb eine kurze Anfrage an den ihr vollkommen unbekannten Benziger.

Und dann schickte sie die gemeinsame Anfrage an sechs Länder, in denen Zuhälter mit einer in die Schläfe eingeführten langen Metallnadel an den Füßen aufgehängt worden waren.

Die Schläfe, ja. Genau da. Kerstin Holm befingerte ein bißchen ihre eigene verdünnte linke Schläfe, wo kein Haar mehr wachsen wollte. War es nicht eine ziemlich schauerhafte

Tatsache, daß diese Nadeln genau an dem Punkt in den Kopf eindringen, wo sie selbst vor weniger als einem Jahr von einer Kugel getroffen worden und nur um Millimeter vom Tod entfernt gewesen war?

Sie mochte keine solchen Zusammentreffen. Es blieb selten dabei.

Sie hatte eine vage Erinnerung daran, auf einem matschigen Rasen gelegen und mit Paul Hjelm ihr Blut vermischt zu haben, unter einem Himmel, der alle Schleusentore geöffnet hatte. Und wie sie völlig fertig, völlig durchnäßt, völlig blutüberströmt geflüstert hatte: ›Paul, ich liebe dich.‹

Sie fürchtete, er könnte sie mißverstanden haben. Zwar liebte sie ihn, aber sie wußte nicht richtig, wie.

Sie war nämlich im Begriff, eine Metamorphose durchzumachen.

Doch es war noch nicht möglich, daran zu rühren.

Die Schönheit des Abstrakten. Ein Fall, der immer komplizierter, immer umfassender wurde, konzentriert auf das sehr einfache, sehr klare Pluszeichen eines anonymen Künstlers.

Möglicherweise hätte es ein Minuszeichen sein sollen.

Jan-Olov Hultin grämte sich insgeheim, daß nicht er der Künstler war. Seine Skizzen waren in der Regel groß und absurd, mit Strichen und Pfeilen in alle Richtungen, und am Ende war die Flipchart so voll, daß er auf der Rückseite weitermachen mußte. Wenn die Striche und Pfeile sich so weit ausdehnten, daß er ständig die Tafel umdrehen mußte, um einen Gedankengang zu erklären, hatte sein Auditorium im allgemeinen schon aufgegeben.

Also zog er die Schönheit des Abstrakten vor.

Deren absoluter Gegensatz in Stapeln vor ihm auf dem Katheder lag. Zum erstenmal seit dem Beginn des Ganzen hatte er sich die Zeit genommen, zu lesen, wie die Presse reagierte. Die Geheimhaltung hatte zum Glück gut funktioniert; das war ungewöhnlich.

Der Quadrant ›Skansen‹. Der Vielfraßfall war überhaupt kein Fall. In den ersten Tagen waren eine Menge aufsehenerregender Schlagzeilen und Großaufnahmen der abgenagten Knochen erschienen, und in der Abendpresse wurde lebhaft darüber diskutiert, wie gefährlich Skansen für unsere unschuldigen Kinder war.

Kinder wurden in gefährlicher Nähe von Bären fotografiert. Die Leitung von Skansen wurde in verschiedenen Fernsehdebatten zur Rede gestellt, in denen Forderungen nach ihrer sofortigen Entlassung laut wurden, und ein allgemeines Verbot

von Vielfraßen war im Gespräch. Der zuständige Minister sollte die Vorschriften überprüfen.

Der Quadrant ›Slagsta‹. Über die acht verschwundenen Frauen hatte Hultin bisher keine einzige Zeile gefunden. Es war ganz einfach keine Nachricht.

Der Quadrant ›Odenplan‹. Hamid al-Jabiris Tod blieb erfreulicherweise ein Unglück. Einer Zeitung war es gelungen, ein Bild des Unterkörpers auf den Gleisen zu bekommen. Es wurde ohne Umschweife veröffentlicht. Eine Fernsehdebatte über die Sicherheit in der U-Bahn hatte eine so niedrige Einschaltquote, daß einige der Firmen aus dem Werbeblock sich zusammentaten und einen Diskussionsartikel in *Dagens Nyheter* schrieben. Dem weitere folgten. Es hieß, einer der Diskutanten, Leiter der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit bei einer fleißig werbenden Brauerei, habe dreiundzwanzigtausend Kronen mit seinen Artikeln verdient. Hierüber wurde eine neue Debatte in Gang gebracht.

Der Quadrant ›Skogskyrkogården‹. Das alles andere überschattende traurige Ende Leonard Sheinkmans wurde als eine rassistische Tat von größtem Kaliber behandelt, nicht zuletzt nach Waldemar Mörnerns Patzer in der live übertragenen Pressekonferenz von Sonntag. Im übrigen wurde ausführlich Sara Svenhagens chlorgrüner Stoppelhaarschnitt kommentiert, woraufhin sie drei Einladungen zu Filmpremieren und eine zum zwanzigjährigen Jubiläum des Café Opera erhielt. Pressevertreter hatten mit allen Mitteln versucht, das Krankenhauspersonal zu bestechen, um mit der ›festgenommenen Verdachtsperson‹ Andreas Rasmusson sprechen zu können, der einer Zeitung zufolge ›diesmal nicht nur jüdische Gräber geschändet, sondern auch einen alten jüdischen Professor der Kernphysik bestialisch ermordet hatte‹. Die gleiche Quelle fuhr fort: ›Die hartnäckigen Polizeiverhöre mit dem Mörder führten zu dessen Einlieferung in eine Nervenheilanstalt. Einer Quelle zufolge wurden umgekehrte Schlagstöcke benutzt.‹ Das Aufhängen an den Füßen

wurde diskutiert, doch die lange Metallnadel wurde aus den Medien herausgehalten. Einem Fernsehsender war es gelungen, den alten Friedhofspfleger Yitzak Lemstein vor die Kamera zu bekommen, der seinen tätowierten Arm vorzeigen mußte. Das Publikum im Studio las von Plakaten ab, daß man sich lautstark empören solle. So geschah es auch. Im folgenden Interview erwähnte Lemstein unglücklicherweise den Besuch von Chavez und den Grabstein mit der Aufschrift ›Shtayf‹. Es wurde jedoch nicht weiter nachgefragt. Der Moderator hatte nämlich Schwierigkeiten damit, das Wort ›jiddisch‹ unterzubringen.

Jan-Olov Hultin dachte einen Augenblick über die Chancen nach, einen Schlaganfall zu erleiden, schob den Zeitungsstapel von sich und sagte, gänzlich unvermittelt: »Was das Mobiltelefon angeht, müssen wir noch auf Bescheid warten. Es handelt sich tatsächlich um ein in der Ukraine registriertes Handy, aber die ukrainische Telefongesellschaft ist anscheinend nicht in der Lage, eine Aufstellung der geführten Gespräche zu liefern. Ihre Technik hinkt um ein Jahrzehnt hinterher, es ist ganz einfach technisch nicht möglich. Unsere schwedischen Techniker helfen ihnen jetzt nach und nach auf die Sprünge. Im übrigen kennt ihr die neue Entwicklung. Arto ist jetzt formal an der Ermittlung beteiligt, als Europolpolizist. Ich habe gerade erfahren, daß er zu dem mutmaßlichen Kopf der Organisation Ghiottone vorgelassen wird, was außer Vielfraß ja auch ›Feinschmecker‹ bedeutet. Dieser Kopf ist ein zweiundneunzigjähriger Bankier mit Namen Marco di Spinelli. Arto wird ihn heute abend aufsuchen. Wollen wir jetzt der Reihe nach weitergehen? Jorge?«

Chavez seufzte leicht und blickte in seine Papiere. »Seilenden treffen nach und nach ein«, sagte er. »Wir können nur hoffen, daß wir das richtige treffen und daß es nur wenige Wiederverkäufer gibt. Und daß jemand sich daran erinnert, wer das Seil gekauft hat. Das Ganze ist ziemlich weit hergeholt und kann kaum höchste Priorität erhalten.

Bisher stimmt jedenfalls noch keine der Seilproben mit unserem überein. Mein zweiter Punkt ist interessanter. Die Frage ist, ob es reiner Zufall war, daß Leonard Sheinkman am Grab des anonymen ›Shtayf‹ hing. Hinter diesem ›Shtayf‹ verbirgt sich nämlich ein zwanzig Jahre alter Mord. Das Opfer war um die Vierzig, ein ehemaliger KZ-Insasse, erstochen. Er hätte mit Hilfe der in den Unterarm eintätowierten Zahl identifiziert werden können, aber offenbar hat er versucht, sie mit einem Messer fortzuschaben, deshalb war sie unleserlich. Das auffallendste Merkmal war, daß er keine Nase hatte. Meiner Ansicht nach ist es sehr seltsam, daß die Ermittlung der Polizei von Huddinge 1981 so total scheiterte. Jemand hätte einen Mann ohne Nase sehen müssen, seine Erscheinung hätte Aufsehen erregen müssen, wohin er auch kam. Außerdem hat Interpol den Mann damals nicht identifizieren können. Ich habe das Gesicht und die Fingerabdrücke noch einmal hingeschickt. Europa ist ja seit damals nicht nur größer, sondern auch durchlässiger geworden.«

Jan-Olov Hultin sah nicht aus wie gewöhnlich. Da jede kleine Veränderung seines steinernen Gesichts unmittelbar Aufmerksamkeit weckte, hielt die A-Gruppe den Atem an. War es der befürchtete Schlaganfall?

»Es war mein Fall«, sagte er und sank durch ein Zeitloch. Das Zeit-Raum-Kontinuum wurde mit einem schnellen Schnitt gekappt, die Uhren rasten wie wahnsinnig rückwärts. Jan-Olov Hultin war um die Vierzig und befand sich in einem neu eingerichteten kleinen Büro im Polizeipräsidium, lehnte sich zufrieden zurück und dachte: Endlich. Es war ganz unverkennbar.

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Dann sagte Chavez: »Nein.«

»Was?« sagte Hultin und bewegte sich zurück durch die Äonen. Die Sternhaufen schossen schneller als mit Lichtgeschwindigkeit vorbei.

»Da stand etwas anderes«, sagte Chavez. »Bruun. Kommissar Erik Bruun von der Polizei Huddinge. Kenne ich den Namen nicht von irgendwoher?«

Paul Hjelm lachte laut. Er wurde mit spürbarer Skepsis betrachtet.

»Erik Bruun ist mein früherer Chef«, erklärte er. »Der, der mich in die A-Gruppe gepuscht hat.«

»Genau«, sagte Chavez. »Wir waren einmal da. Aber da war er gerade in Pension gegangen.«

»Herzinfarkt«, nickte Hjelm. »Zu viele Zigaretten.«

Hultin begann wieder der alte zu werden. Man atmete auf. Der Pfropfen hielt sich anscheinend auch diesmal fern.

Er sagte: »Es war genau zu dem Zeitpunkt, 1981, als Bruun auch mich ins Reichskrim puschte. Er hat ziemlich viel gepuscht seinerzeit. Ich bekam den Fall am neunten September und begann sehr zerstreut damit, ihn durchzusehen. Ich wußte ja, daß ich jeden Tag mit einer Antwort auf meine Bewerbung rechnen konnte. Und in diesen ersten Tagen habe ich den Fall höchst unprofessionell gehandhabt. Meine gröbste Fehlleistung bis zum Kentuckymörder. Am elften September bekam ich Antwort und zog sofort hierher. Bruun übernahm die mehr oder weniger gestrandete Ermittlung.«

»Das ist wirklich ein Witz«, sagte Hjelm. »Ich bin 1984 frisch vom Examen zu ihm gekommen. Ich kann mich nicht erinnern, daß er einen Fall mit einem nasenlosen Mann erwähnt hätte.«

»Es wurde kein richtiger Fall«, sagte Hultin. »Ein John Doe unter anderen. Nicht einmal die Presse war besonders interessiert. Damals war es nicht möglich, mit Porträts von Leichen in die Medien zu gehen. Die Zeiten haben sich geändert.«

»Woran erinnerst du dich?« fragte Chavez.

»Er lag in einem Graben bei einem kleinen See in Älta, unmittelbar neben dem Fahrweg. Keine Reifenabdrücke, die der Rede

wert waren. Er war nackt und hatte zwei mit großer Wucht beigebrachte Messerstiche im Rücken, von denen jeder auf der Stelle tödlich war. Die Ziffern auf dem Arm waren in einem Wirrwarr von Narben fast verschwunden, als habe er versucht, sie im Suff abzuschaben. Und dann diese Nase ...«

»Ich habe ein Bild hier«, sagte Chavez und ließ ein gealtertes Farbfoto herumgehen.

»Ich bekam eigentlich überhaupt nichts Greifbares«, fuhr Hultin fort, »keine Zeugen, keine Spuren. Niemand in ganz Schweden schien diesen Mann ohne Nase gesehen zu haben. Andererseits habe ich, wie gesagt, nicht besonders gründlich gesucht.«

»Ich frage mich eins«, sagte Kerstin Holm, den Blick auf das Foto gerichtet. »Warum macht man nichts gegen eine so gravierende Entstellung? Ein einziger Blick eines plastischen Chirurgen hätte doch ausgereicht, um ihn ob der Herausforderung jubeln zu lassen.«

»Gute Frage«, meinte Hultin. »Armut? Kein Kontakt mit dem Gesundheitssystem? Ein Ausgestoßener?«

»Und dazu noch Ausländer«, sagte Kerstin und nickte schwach.

»Wäre das nicht eine passende Gelegenheit, Bruun einen Besuch abzustatten?« fragte Hjelm hoffnungsvoll. Er hatte seinen alten Chef nicht gesehen, seit der Herzinfarkt ein Monstrum namens Sten Lagnmyr an dessen Stelle gerückt hatte.

»Ich finde schon«, sagte Hultin. »Du und Jorge.«

»Okay«, sagten die beiden im Duett.

»Und wie kommst du mit den Schiffen voran, Sara?« fuhr Hultin fort und sah neutraler aus als seit langem. Es war augenscheinlich an der Zeit, den Gefühlsschwall zu kompensieren.

»Ganz ordentlich«, sagte Sara Svenhagen. »Es gibt viele Möglichkeiten, von Stockholm per Bus nach Lublin zu gelangen, besonders wenn man fünfunddreißig Stunden Zeit hat. Dies ist also die Zeit zwischen dem eventuellen Abgang des Busses in Slagsta und dem Anruf auf dem Handy aus Lublin. Am logischsten wäre es wohl, sich auf die nächste Fähre zu begeben, in Nynäshamn, und von da nach Gdansk überzusetzen, das ist die direkteste Verbindung, wenn man über Lublin in die Ukraine fahren will. Es ist eine Nachtfähre, die um siebzehn Uhr abgeht und erst um halb zwölf am nächsten Tag in Gdansk ankommt. Von Gdansk nach Lublin sind es ungefähr fünfhundert Kilometer. Das Gespräch kam um drei am Odenplan an. Wenn es, sagen wir mal, eine halbe Stunde dauert, von der Fähre herunterzukommen, muß man ein Tempo von vielleicht hundertsechzig, hundsiebzig fahren, um bis drei Uhr in Lublin zu sein. Das geht nicht. Es ist also die falsche Fähre. Die zweite denkbare Möglichkeit direkt von Schweden aus ist Karlskrona. Die M/S Stena Europa lief um neun Uhr am Abend von Karlskrona aus und war am nächsten Morgen um sieben in Gdynia. Da hatte man acht Stunden Zeit für die fünfhundert Kilometer. Das klingt schon besser. Also habe ich mich mit der Stena Line in Verbindung gesetzt, um zu erfahren, was sie an diesem Tag an Bussen befördert haben. In der Nacht vom vierten auf den fünften Mai waren acht Busse an Bord der Fähre von Karlskrona. Vier waren organisierte Gruppenreisen, ein polnischer, ein deutscher und zwei schwedische; einer von den schwedischen bestand ausschließlich aus männlichen Singles auf dem Weg nach Osten, um sich Langzeit-Partner oder, alternativ, Geschlechtskrankheiten anzuschaffen. Ein Bus sollte von einer polnischen Firma verschrottet werden, der Rest war privat. Jetzt kommt das Interessante. Was wird von Schweden nach Polen geschmuggelt – statt umgekehrt?«

»Jagdflugzeuge?« schlug Viggo vor.

»Elchschaufeln?« schlug Jorge vor.

»Beinah«, sagte Sara. »Seeadler.«

»Wilderei?« fragte Kerstin.

»Komm zur Sache«, sagte Hultin.

»Der private polnische Bus war bis oben hin voll mit illegal geschossenen Seeadlern. Anscheinend haben der polnische und der schwedische Zoll mit der Naturschutzbehörde zusammengearbeitet. Die Naturschutzbehörde hat einen Videofilm von dem Zugriff aufgenommen. Eine Minute davon lief am Freitagabend in den Nachrichten. Aber sie haben offenbar ziemlich viel Filmmaterial, das sie im Laufe des Tages herüberschicken. Wenn wir Dusel haben, sieht man etwas von den anderen Bussen. Außerdem habe ich vor, einen Trip nach Karlskrona zu machen und mit dem Personal auf dem Schiff zu reden. Es ist die gleiche Schicht, die heute abend nach Gdynia fährt. Erlaubt das Budget einen Flug nach Landskrona?«

»Zweck?« sagte Hultin.

»Bilder von Galina Stenina, Valentina Dontsjenko, Lina Kostenko, Stefka Dafovska, Mariya Bagrjana, Natalja Vaganova, Tatjana Skoblikova und Svetlana Petruseva herumzeigen. Herausfinden, woran das Personal sich erinnert. Wenn sie an Bord waren, müssen sie in der einen oder anderen Weise aufgefallen sein.«

»Hast du die Namen auswendig gelernt?« fragte Jorge verwundert.

»Das ist das mindeste, was man tun kann, wenn man an diesem Fall arbeitet«, sagte Sara nadelspitz.

»Die Reise ist bewilligt«, sagte Hultin kurz. »Viggo?«

Als sei es die natürlichste Sache von der Welt, sagte Viggo Norlander: »Wir kriegen noch ein Kind.«

»Aber Viggo, verdammt«, stieß Gunnar Nyberg hervor.

»Astrid ist achtundvierzig.«

»Siebenundvierzig«, korrigierte Norlander. »Und wie alt ist die Dozentin Ludmila?«

»Glückwunsch, Viggo«, sagte Kerstin Holm. »Hör nicht auf diese verbohrtten Spießer. Sie sind nur neidisch.«

»Was ist denn das für ein Plural?« sagte Paul Hjelm.

»Woher kommt der?«

»Frauen gratulieren und Männer bedauern«, sagte Sara Svenhagen. »So soll es sein. Glückwunsch, Viggo.«

»Jaja, Glückwunsch, alter Rammler«, sagte Hjelm.

Und noch ein paar weitere Glückwünsche wurden gemurmelt, bevor Norlander unberührt fortfuhr: »Die Umstände, unter denen der Zuhälter Finn Johansen zu Tode kam, liegen, wie bekannt, im dunkeln. Die Pistole, mit der er sich erschoss, dürfte drei Minuten nach der von Nikos Voultsos hergestellt worden sein. Außerdem waren die Schalldämpfer identisch. I rest my case.«

»Wer war der Mann?« fragte Kerstin Holm. »Wie bekam er Kontakt zu den Frauen in Slagsta? Hat er sie hergeholt?«

»Finn Johansen scheint nicht der Typ gewesen zu sein, der Huren ›herholte‹«, sagte Viggo Norlander. »Dagegen hatte er eine gewisse Fähigkeit, neue freie Strichmädchen aufzuspüren. Seine Spezialität war es, Bräute ohne Beschützer zu finden. Und so ist es wohl zugegangen. Ich habe mir den Hintergrund des Norrboda-Motel ein wenig angesehen. Wie kam es, daß acht Huren vier unmittelbar nebeneinanderliegende Räume teilten? Offenbar war es nicht Jörgen Nilsson, der das bestimmte. Er wurde zu einem späteren Zeitpunkt einbezogen, und zwar von Finn Johansen. Ich glaube, es ging folgendermaßen vor sich: Botkyrkas Flüchtlingsunterkunft war überfüllt. Bei der Verlegung konnten alleinstehende Asylsuchende offenbar Wünsche äußern, mit wem sie ein Zimmer teilen wollten. In der alten Unterkunft wohnten nur zwei von diesen acht zusammen. Ich glaube, daß sie sich fanden und beschlossen, zusammenzuarbei-

ten. Es ist durchaus möglich, daß einige von ihnen nicht auf den Strich gingen, bevor sie herkamen. Obwohl die Porträts eher klassischen Hurenbildern gleichen. Finn bekam jedenfalls Wind davon, daß dieser gewinnbringende Puff existierte, ging hin und beschützte sie und versorgte sie mit Drogen. Ich tippe mal, daß es so vor sich ging. Ich habe mit einer Reihe von Huren geredet und ...«

»Kannst du nicht damit aufhören, ›Huren‹ zu sagen?« sagte Kerstin Holm.

»Warum denn? Es sind doch Huren.«

»Das Wort hat so etwas Gewalttätiges an sich. Es ist wie eine Vergewaltigung jedesmal, wenn man es sagt.«

Paul Hjelm sah sie ein bißchen vorsichtig von der Seite an.

»Ich will es versuchen«, sagte Viggo Norlander. »Aber alte Hunde sind alte Hunde.«

»Wie wahr«, sagte Kerstin Holm.

»Ich habe also mit einer Reihe von Mädchen geredet (ohne zu stocken, dachte Viggo zufrieden), die zu Finns Puff gehörten. Er konnte offenbar hart sein, aber wenn man sich nichts herausnahm, war er einer der reelleren Zuhälter auf der Straße. Das bedeutet wohl nur, daß sie ein bißchen weniger häufig gezwungen wurden, die gynäkologische Ambulanz aufzusuchen. Sonst gibt es dazu nicht viel zu sagen.«

»Gut«, sagte Hultin aufrichtig. »Paul?«

»Ihr habt ja alle von Voultos' Aufenthalt im Grand gehört. Dreiundsechzigtausend hat er postum bezahlt. Oder eher sein Auftraggeber; Arto zufolge gehört das Konto dem Ghiotton-klan. Unter den übrigen Telefonnummern von und nach Slagsta habe ich nichts von Interesse gefunden. Die eingehenden Gespräche waren hauptsächlich von Freiern, die ausgehenden hauptsächlich von Finn Johansen, aber natürlich ein ›alias‹. Das Telefon der Freundin. Dann war da noch das mit den Erinnyen.

Literarisch gesehen ist es verdammt spannend. Kennt ihr Aischylos?»

»Das Literarische erledigst du außerhalb der Arbeitszeit, nehme ich an«, sagte Hultin brutal.

»Selbstverständlich«, erwiderte Hjelm und fuhr unangefochten fort: »Im antiken Griechenland im fünften Jahrhundert vor Christus wetteiferte man in der Disziplin Tragödien. Die Tragödienverfasser schrieben drei Dramen, mit denen sie gegeneinander antraten. Sie nahmen Motive aus älteren Mythen, und die Tragödien pflegten zusammenzuhängen, als Trilogie. Eine vollständige Trilogie ist erhalten. Sie wurde vom ältesten der Tragödiendichter, Aischylos, geschrieben, und sie heißt *Orestie*. Das erste Drama heißt *Agamemnon* und handelt davon, wie der Anführer der Griechen im Trojanischen Krieg nach Hause zurückkehrt. Als Kriegstrophäe hat er eine Geliebte mitgebracht, eine Zauberin mit Namen *Kassandra*. Seine Ehefrau *Klytämnestra* hat sich ihrerseits einen Liebhaber zugelegt, und sie ermordet sowohl ihren Ehemann wie auch die unschuldige Geliebte. So endet es. Es hört sich ziemlich banal an, aber es ist verdammt noch mal das Giftigste, was je geschrieben worden ist. Okay, Teil zwei der Trilogie heißt *Die Opfernden am Grab*. Da ist Agamemnons und Klytämnestras Sohn Orest auf der Jagd nach der Mutter und ihrem Liebhaber. Die Ehre verlangt, daß er seinen Vater rächt. Blutrache. Könnt ihr folgen?»

»Tja«, sagte Hultin tastend.

»Und wie es sich gehört, rächt er den Vater und ermordet seine Mutter. End of part two. Nummer drei heißt *Die Eumeniden*. Weil er Blutschuld auf sich geladen hat, wird Orest von den furchtbarsten Wesen gejagt, die der Mythos aufzubieten hat. Sie kommen aus den ältesten Teilen des Totenreichs. Es sind die Rachegöttinnen, die *Erinnyen*. »Wir sind die furchtbaren Töchter der Nacht, und Rachegeister heißen wir im Hades.« Sie holen Orest ein, doch als die Stunde der Rache schlagen soll, betritt

Athene, die weise Göttin der Stadt Athen, die Bühne. In einem Gericht ersetzt sie die uralten Blutrachegesetze, die die Erinnyen antreiben, mit modernen Richtlinien, die der neugewonnenen Demokratie Athens würdig sind. Die Barbarei wird bezwungen, die Zivilisation siegt. Und die Erinnyen werden gezähmt. Sie werden der zivilisierten Gesellschaft einverleibt, indem ihnen eine ›ruhige und stille Zuflucht‹ angeboten wird. Das Zeitalter des Urzeitwütens ist vorbei. Nach den blinden, haßerfüllten alten Göttern übernehmen die jungen, vernünftigen das Regime. Und die Erinnyen werden Eumeniden. Machtlos, aber mit einem neugewonnenen, friedlichen Sinn. Zum erstenmal überhaupt.«

Hjelm sah sich in der Kampfleitzentrale um. Es sah tatsächlich so aus, als hörten sie ihm zu. »Wollen wir, daß dies hier so endet?« fragte er.

Es war eine Weile still. Er sah Kerstin an. Sie blickte zurück. Mit einem Blick, der seinem glich. Und der war sehr, sehr schwer zu deuten.

Am Ende sagte Hultin: »Liest du nicht auch etwas anderes?«

»Doch«, sagte Hjelm. »Leonard Sheinkmans Tagebuch. Aber das ist im Moment zu schwer. Ich möchte gern zu einem späteren Zeitpunkt darauf eingehen.«

»Zu schwer?«

»Zu schwer.«

»Aha, so«, sagte Hultin, ein wenig gelähmt in seiner Handlungskraft. »Nun, Gunnar?«

»Etwas Neues«, sagte Gunnar Nyberg. »Die Verhöre mit den Skinheads bestätigen Reine Sandbergs Darstellung der Ereignisse. Sie sind zum Jüdischen Friedhof gegangen, haben gesoffen und Grabsteine zerschlagen und nationalsozialistische Kampflieder gesungen. Da haben sie plötzlich den alten Mann entdeckt, der dahin kam. Obwohl er keine kleine Mütze auf dem Kopf trug, erkannten sie sofort, daß er ein alter Jude war. Sie hatten vor, zu ihm zu gehen und ihn zu ärgern, vielleicht ihn zu

verprügeln. In diesem exaltierten Zustand sahen sie die schwarzen Gestalten herangleiten und wurden von solcher Panik gepackt, wie sie nur Menschen mit aufgeblasenem, eingebildetem Mut überfällt. Sie rannten weg wie die Hasen.«

»Und das Neue?« sagte Hultin neutral.

»Er blieb bei dem Grabstein stehen. Leonard Sheinkman blieb an ›Shtayfs‹ Grabstein stehen.«

»Ja!« platzte Chavez dazwischen. »Ich wußte es.«

Gunnar Nyberg fuhr ungerührt fort: »Als Sheinkman bemerkte, daß der Grabstein zerstört war, sah es aus, als finge er an zu lachen. Er bückte sich und strich über die Stücke. Da kamen die Gestalten. Sie lösten sich, diesem Burschen Reine zufolge, ›wie Rindenstreifen‹ von den Bäumen. Der Skinhead, der am längsten blieb, behauptet, sie hätten miteinander gesprochen. Sheinkman wechselte einige Worte mit den Gestalten. Vollkommen ruhig. Dann ging es unglaublich schnell, als sei der ganze Ablauf eingeübt.«

»Das war er«, sagte Kerstin Holm. »Es war das achte Mal. Mindestens. Wenn ich alles richtig auf die Reihe bekommen habe, fing es im März vorigen Jahres an. In Manchester. Im Juli war es Antwerpen, im Oktober Budapest, im Dezember Wiesbaden, im Februar Venedig, im März Maribor – und im Mai Stockholm. Skansen. Man kann sehen, daß das Tempo zunimmt. Sie werden immer geschickter. Es dauert zwei Monate, die Aktion in Stockholm vorzubereiten. Es gibt ja vieles, was koordiniert werden muß. Stockholm bedeutet eine Neuerung auf mehreren verschiedenen Ebenen. Eine Weiterentwicklung. Teils will man eine raffinierte Botschaft an die Ghiottone-Organisation in Mailand schicken. Teils will man noch einen Mann ermorden, eine ganz neue Kategorie: einen alten Professor. Diese Neuerungen sind beide rätselhaft. Warum einen Gruß nach Mailand schicken? Warum einen Mann ermorden, der normalerweise nicht das geringste mit Prostitution und Zuhäl-

tern zu tun gehabt haben kann? Will der Gruß an das Syndikat in Mailand sagen: Wir wissen, wer ihr seid, ihr habt noch nicht das letzte Wort von uns gehört?«

»Das ist wohl nicht ganz undenkbar«, sagte Paul Hjelm.

»Man hat vielleicht endlich eines der großen Verbrechenssyndikate lokalisiert, die dabei sind, sich die Kontrolle über den wachsenden Prostitutionsmarkt in Europa anzueignen. Jetzt geht man dagegen an. Und man will, daß sie das wissen.«

»Wir sagen die ganze Zeit ›man‹«, sagte Kerstin. »Ich auch. Aber es ist nicht wirklich ›man‹, der gegen Ghiottone vorgeht. Es ist ›frau‹. Doch das kann man kaum sagen. Der allgemeine Sprachgebrauch macht es fast unmöglich.«

»Und die Biologie«, sagte Jorge.

»Was sagst du da?« stieß Sara hervor.

»Ich habe heute morgen einen Diskussionsartikel von einem Forscher in Rechtspsychiatrie gelesen. Ihm zufolge hat die männliche Gewalt rein biologische Ursachen und hat nichts mit der Männerrolle zu tun. Er zeigt sogar ein Diagramm, auf dem eine Kurve die Konzentration von Testosteron im Blut beschreibt und eine andere die Anzahl gerichtlich verfolgter Gewaltverbrechen. Die beiden Kurven entsprechen einander bis ins Detail. Testosteron bringt Gewalt hervor. Kastrierte Männer haben eine verminderte Aggressionsbereitschaft. Die Evolution hat diese Aggressionsbereitschaft in die männlichen Erbanlagen plazierte, damit der Mann mit anderen Männern um Fortpflanzung und Nahrungsbeschaffung in Wettbewerb treten sollte. In allen bekannten Kulturen sind Männer zu allen Zeiten gewaltbereiter gewesen als Frauen. Alle Männer sind Gewalttäter, aber weil wir in erster Linie auf unser Eigeninteresse schauen, sehen wir ein, daß der Gebrauch von Gewalt in unserem Typ von Gesellschaft nicht zu positiven Auswirkungen führt. Also leiten wir unsere Gewaltbereitschaft auf andere, lohnendere Aktivitäten um, wie beispielsweise Sport.«

»Warte, bis wir nach Hause kommen, dann wirst du sehen, ob das wahr ist«, sagte Sara Svenhagen gewaltbereit.

»Ich referiere nur einen Artikel«, sagte Jorge Chavez kastriert. »Es ist interessant, daß derartige Gedankengänge tatsächlich unter angesehenen Forschern im Umlauf sind. Er bringt sogar Beispiele aus dem Tierreich. Ich habe geglaubt, so etwas wäre gründlich widerlegt. Nicht zuletzt von großen Spinnenweibchen, die ihre Miniaturmännchen gleich nach der Paarung töten.«

Kerstin Holm sagte:

»Biologismus besagt, daß der Mensch voll und ganz von biologischen Gesetzen gelenkt wird. Ökonomismus besagt, daß alles menschliche Handeln auf Gewinnstreben zurückzuführen ist. Zwei Wörter, die man sich merken sollte.«

»Es riecht ein *ganz klein bißchen* nach Schädelmessung«, sagte Hjelm. »Das rassenbiologische Institut in Uppsala.«

»Die Erinnyen«, sagte Holm. »Es ist ja interessant, daß die alten Griechen ihre gewaltbereitesten Urzeitwesen zu Frauen machten.«

»Also können unsere gewaltbereiten Erinnyen keine Frauen sein«, sagte Hultin neutral. »Umdenken.«

Sie betrachteten ihn. Er verzog keine Miene.

»Wollen wir versuchen, jetzt weiterzumachen?« sagte er schließlich. »Damit auch ein bißchen Arbeit erledigt wird.«

Kerstin versuchte, an ihren Gedankengang von vorhin anzuknüpfen. Am Ende gelang es ihr einigermaßen:

»Es ist möglich, daß die Aktion in Stockholm auch in einer dritten Hinsicht eine Neuerung beinhaltet. Wir haben keine Bestätigung erhalten, daß bisher irgendwelche Prostituierte rekrutiert wurden – denn es hat den Anschein, als passierte genau das, daß die Mädchen von Slagsta zur Basis in der Ukraine transportiert werden. Es kann also das erste Mal sein, daß dies geschieht; und falls es so ist, geht es darum, daß man

anfängt, Prostituierte zu befreien. Es kann jedoch sehr gut schon vorher geschehen sein: der Überblick der europäischen Behörden über gefallene Frauen ist nicht immer beispielhaft.«

»Was für Frauen sind diese Erinnyen eigentlich?« sagte Viggo Norlander. »Es ist also nicht nur eine, die so gut trainiert ist wie die vom Odenplan, sondern es sind mindestens fünf?«

»Ich habe dennoch den Eindruck, daß sie die Anführerin ist«, sagte Kerstin Holm. »Sie hat Kontakt mit Slagsta, sie wird vom Bus in Lublin angerufen. Aber natürlich wirken sie gut trainiert ...«

»Mindestens fünf auf dem Südfriedhof«, sagte Sara Svenhagen. »Dazu also noch mindestens eine im Bus, die, die angerufen hat. Reiseleiterin, sozusagen. Es ist eine ziemlich große Organisation.«

»Und ich glaube, daß sie größer und größer wird«, sagte Kerstin Holm. »Ja, Viggo, was sind das für Frauen? Es handelt sich ja doch um ziemlich rohe Gewalt. Es muß Haß im Spiel sein, und Rache. Ich glaube, es ist eine Gang osteuropäischer ehemaliger Prostituierter, die zurückschlägt.«

»Unter Zufügung größtmöglicher Schmerzen«, sagte Paul Hjelm.

»Ja. Zuerst versetzt man das Opfer mit diesem gespensterhaften Schleichen in Todesangst. Dann bedient man sich einer mehr oder weniger wissenschaftlichen Methode, um so viel Schmerz zuzufügen, wie überhaupt möglich. Das ist wirklich ein wenig ausgefallen.«

»Richtig normal ist es nicht«, sagte Chavez.

»Nein«, sagte Kerstin Holm. »Richtig normal ist es nicht.«

Palast, dachte Söderstedt. Palast ist das richtige Wort.

Man konnte es nicht anders nennen.

Es lag in den Vierteln in unmittelbarer Nähe des Doms, in den innersten der konzentrischen Kreise Mailands, wie im Fadenkreuz eines Zielfernrohrs. Arto Söderstedt blickte zur Fassade aus dem sechzehnten Jahrhundert mit der gleichen Faszination auf, die er stets vor Werken der Renaissance empfand. Dieses Gefühl, daß alles möglich ist, daß wir gerade aus dem Dunkel der Zeiten herausgetreten sind, daß die Winde in unsere Richtung wehen, daß wir nur immer besser und besser werden und daß wir von niemandem etwas zu befürchten haben.

Ungefähr wie die EDV-Revolution. Allerdings ist es jetzt eine Parallelwelt, in der alles möglich ist. Diese Wirklichkeit ist verbraucht, aber die Cyber-Wirklichkeit ist gänzlich unerforscht. Eine enorme Karte, die nur ein einziger, flächendeckender weißer Fleck ist. Columbus, Ves pucci, Cortès, Vasco da Gama, Fernão de Magalhães, alle waren sie wiederauferstanden, um im Namen reicher Machthaber eine Welt zu erobern. Es war zu hoffen, daß die Völkermorde im Cyberspace eine Spur weniger blutig sein würden.

Aber die Kunst würde kaum ähnliche Höhen erreichen.

Der Palast stand sogar im Führer, in den Jahren 1538 bis 1564 von einem Architekten namens Chincaglieria für das hochwohlgeborene Geschlecht Perduto erbaut. Daß er Palazzo Riguardo hieß, empfand Söderstedt als Ironie. »Riguardo« bedeutet nämlich Rücksicht.

Der Garten, der durch das Gittertor in der Mauer zu erkennen war, wirkte großartig, aber ein wenig zusammengedrückt, wie private Innenstadtgärten es logischerweise sein müssen. Sö-

derstedt klappte den Führer zu, steckte ihn in seine Aktentasche und drückte auf einen Knopf im Mauerwerk. Nichts war zu hören, nichts zu sehen. Nur eine einsame Katze schoß mit zornigem Miauen durchs Grün des Gartens.

Er wartete. Die Sonne hatte den ganzen Tag hoch am Himmel gestanden. Die erste Maiwoche war vergangen, der Sommer war über den Apennin heraufgeklettert und hatte schließlich Mailand erreicht. Söderstedt wartete weiter und betrachtete die Sonne, wie sie, etwas mehr ins Rot spielend, zwischen zwei grob verputzten Steinfassaden durchschien, die gegen die Ränder der Sonnenscheibe vollkommen schwarz aussahen. Es war Abend in der großen Stadt. Der Verkehr war noch intensiv, doch es kam ihm so vor, als wäre die Luft leichter zu atmen. Es war ein Glück, daß die Autofahrt von den Hügeln des Chianti bis in den Smog Mailands so lang war; das gab den Lungen Zeit, sich an die Luftverschmutzung zu gewöhnen.

Er wartete noch immer. Er hatte nicht vor, klein beizugeben.

Schließlich sagte eine Stimme barsch: »Nome?«

»Arto Söderstedt, Europol.«

Es war ein Debüt. Fühlte sich ganz okay an, es zu sagen.

»Carta d'identità?«

Er hielt seinen schwedischen Polizeiausweis zusammen mit der provisorischen Europolmarke hoch. Er wußte nicht, in welche Richtung er sie halten sollte – er sah nirgendwo eine Kamera.

Schließlich sagte die barsche Stimme: »Avanti.«

Das schwere Gittertor glitt lautlos auf. Er betrat den Garten und ging die Treppe hinauf. Dort empfingen ihn drei stabile Männer in ausgebeulten Jacketts. Nichts Neues unter der Sonne.

Er wurde zweimal nacheinander von zweien der Männer abgetastet. Der dritte leerte den Inhalt seiner Aktentasche aus und untersuchte genauestens die Pikachufigur, die an seinem

Autoschlüssel baumelte. Der Mann drückte darauf. Sie piepte.

»Pokémon«, sagte Arto Söderstedt, während ein anderer Mann seine Geschlechtsteile drückte. Sie piepten nicht.

Die Männer sagten nichts. Söderstedt war bombensicher, in einem Low-Budget-Film gelandet zu sein. Die Tür, die aufglitt, war die Öffnung zu einer Filmkulisse, und er trat unvermittelt aus der Wirklichkeit in die Fiktion. Jetzt lief der Film an.

Den Rest seines Besuchs in Marco di Spinellis Palast agierte er so, als spielte er Detektiv. Die ganze Zeit hörte er, wie seine schleppend coole Philip-Marlowe-Stimme das Geschehen kommentierte. »Es war einer von jenen Tagen, an denen ich mir lieber meinen rechten Arm abgehackt hätte, als aus dem Bett zu steigen.«

Die drei Männer – es widerstrebte ihm, sie die drei Weisen zu nennen – führten ihn durch Flure, die mit ihrer vollkommenen Schönheit brillierten. Zwischen den Männern auf dem Fußbodenniveau und den Stukkaturen an der Decke lag ein unendlicher Abstand – und nicht nur in Zeit und Raum.

Am Ende kamen sie in ein Vorzimmer, das nicht von schlechten Eltern war. Es war zwar höher als breit, aber dafür ein Wunder an gut renovierter Holzschnitzkunst. An einem Schreibtisch, der mit Sicherheit der Originaleinrichtung der Familie Perduto zuzurechnen war, saß ein schlanker Herr in dunklem Röhrenhosenanzug und mit einer Brille aus den fünfziger Jahren. Er sah aus wie Marcello Mastroianni in *La dolce vita*. Es war offenbar der Privatsekretär. Der Mann, der alles unter Kontrolle hatte. Einer der letzten der immer stärker von der Ausrottung bedrohten Art, die Computer überflüssig machen.

»Signor Sadestatt«, sagte er, rückte die Brille zurecht und streckte die Hand aus.

So sollte sein Name offenbar ausgesprochen werden. Wenn sonst nichts, dann war es wenigstens konsequent.

Signor Sadestatt streckte die Hand aus und nickte stumm; er war ja bereits vorgestellt. Der andere hatte offensichtlich nicht die Absicht, sich vorzustellen. Vermutlich sah er sich selbst nicht als Menschen, sondern als eine Funktion.

»Signor di Spinelli wird Sie in ein paar Minuten empfangen«, sagte die Brille. »Sie haben fünfzehn Minuten Zeit. Danach muß Signor di Spinelli leider nach New York reisen. Er hat sogar einen späteren flight genommen, um so kurzfristig noch im Stande zu sein, Sie zu empfangen.«

»Thank you very much«, sagte Signor Sadestatt und fühlte sich eingesülzt. Buchstäblich. Er lag in Sülze, und auf dem Glas war ein Deckel, durch den er nicht hinauskam.

Die Sekunden schienen Siesta zu halten. Sie bewegten sich zäh wie Sirup. Waren wie Sülze. Er lag darin und versuchte, sich zu bewegen. Die Bewegungen waren sehr langsam. Nach einem unbeschreiblich langen Zeitraum machte es plopp, der Deckel hob sich, er wurde herausgefischt, und alles war wie gewöhnlich.

Abgesehen davon, daß er mit einem italienischen Mafiaboß sprach.

Die Bilder hatten nicht gelogen. Marco di Spinelli trug wirklich ein sportliches schwarzes Polohemd mit einem niedrigen Rollkragen unter einem schwarzen Anzug vom absolut neuesten Schnitt. Söderstedt tippte auf Armani. Das Gesicht war zwar faltig, aber der Blick war nicht der eines Zweiundneunzigjährigen. Er war glasklar hellbraun und paßte außerordentlich gut zu dem frischfrisierten grauen Haar. Silberfuchs blieb ein angemessener Vergleich.

Konnte man mit zweiundneunzig wirklich noch alle Haare haben? War es physiologisch möglich?

Das Büro war unübertrefflich. Söderstedt hatte noch nie etwas Ähnliches gesehen. Drei der Wände waren mit farbenfrohen Gobelins aus dem sechzehnten Jahrhundert behangen, die eine

weitläufige paradiesische Landschaft mit Hirten und Hirtinnen, Schafen und Springbrunnen darstellten. Über einem offenen Kamin an der vierten und letzten Wand hingen zwei Gemälde, deren Stil Söderstedt bekannt war. Das erste, eine auf einer Mauer sitzende schöne Frau darstellend, mußte ein echter Leonardo sein. Das zweite, ein stilreines Doppelporträt, erkannte er als einen Piero della Francesca. Oberhalb dieser scheinbar lebenden sechshundertjährigen Gestalten wölbte sich die Decke in einer Reihe von Bögen, die mit höchster Wahrscheinlichkeit mit echtem Blattgold überzogen waren. In der Mitte der Decke gingen die Bögen in eine große Deckenkrone mit Tausenden von Kristallen in einer Vielzahl von Mustern über, die einander durchdrangen und ein raffiniertes, klirrendes Netz formten, denn der ganze Leuchter strebte nach oben, der Decke zu. Unter diesem goldenen Netzgewölbe, unter ebendieser beweglichen, blendenden Kristallkrone mußte der Ahnvater Perduto gesessen und durch das hohe, tief versenkte Fenster auf das Mailand des sechzehnten Jahrhunderts geblickt haben, während er den Gänsekiel über dem Tintenfaß ruhen ließ. Dann schrieb er mit leichter Hand und in zierlicher Schrift weiter an seinem geschliffenen Sonett.

Di Spinelli stand vor einer der gobelinbehangenen Wände, die Hand hinter dem Gewebe. In dem Wandteppich tat sich ein Spalt auf, und durch den Spalt war die nackte Steinmauer zu sehen. Ein häßlicher roter Knopf wurde an der Wand sichtbar. Marco di Spinelli hielt ihn gedrückt. Die klangreiche Fahrt der Kristallkrone zum Netzgewölbe der Decke war beendet. Der alte Mann mit dem markanten Profil ließ den Knopf los und streckte Söderstedt in einer stummen Begrüßung die Hand hin. Statt einer Vorstellung oder einer Begrüßungsformel waren Marco di Spinellis erste Worte: »Sind Sie sich dessen bewußt, Signor Sadestatt, daß der Marquis Perduto an ebendiesem Tisch saß und seine berühmten Sonette an die kleine Amelia komponierte,

die er im Alter von acht Jahren traf und nie zu vergessen vermochte?«

Die Stimme war trocken, das Englisch makellos. Mit edelbritischem Akzent.

»Das Konzept kommt mir bekannt vor«, sagte Arto Söderstedt und ließ sich in dem ihm angewiesenen Sessel vor dem Kamin nieder.

Marco di Spinelli kicherte leicht, goß ohne Umstände zwei kleine Calvados ein, stellte sie auf das Tischchen zwischen den Sesseln und setzte sich.

»So waren die Zeiten«, sagte er. »Der Petrarkismus grassierte in Europa. Alle schrieben Liebessonette an ein kleines Mädchen, das sie in der Kindheit getroffen zu haben und nie vergessen zu können glaubten. Eine Zeit der Massenpsychose. Ungefähr wie die jetzige. Don't you agree?«

»In gewisser Weise«, sagte Söderstedt und nahm das Glas entgegen, das ihm jetzt hingehalten wurde. Er roch mit Kennermiene am Glas und sagte: »Ein Grand Solage Boulard, tatsächlich.«

Marco di Spinelli hob eine Augenbraue und sagte: »Sie sind ein Kenner, Signor Sadestatt?«

»Ich habe auf die Flasche gesehen«, sagte Signor Sadestatt.

»Ich weiß«, sagte di Spinelli.

»Das war mir klar«, sagte Söderstedt.

»Mir ist klar, daß es Ihnen klar war«, sagte di Spinelli.

Es hätte, mit anderen Worten, lange so weitergehen können.

Das Eis war auf jeden Fall gebrochen, und Söderstedt wußte ungefähr, wo er di Spinelli hatte. Da, wo er ihn erwartet hatte.

»Ich muß gestehen«, sagte der alte Silberfuchs, »daß ich eine Art von Schock bekommen habe, als sie eingetreten sind, Signor Sadestatt.«

»Das war Ihnen nicht anzumerken«, sagte Söderstedt.

»Sie erinnern mich nämlich an einen Menschen, den ich vor Ewigkeiten kannte, im Anbeginn der Zeiten.«

»Während des Krieges? Hatten Sie viel Kontakt mit blonden Männern während des Krieges?«

Marco di Spinelli lächelte bissig und sagte: »Lassen Sie uns zur Gegenwart kommen, weil ich ja leider andere Aufgaben habe, die auf mich warten. Daß man nie abschalten kann.«

»Dann will ich konkret werden«, sagte Söderstedt. »Ein Grieche mit Namen Nikos Voultsos hat das Kunststück fertiggebracht, sich in einem Zoo in Stockholm von Vielfraßen verspeisen zu lassen. Haben Sie davon gehört?«

»Ich habe davon reden hören«, sagte di Spinelli. »Ein merkwürdiges Schicksal.«

»Ich habe ein Foto von Ihnen beiden zusammen. Sie schütteln sich die Hand, und Sie, Signor di Spinelli, legen Ihre andere Hand auf Voultsos Schulter. Es sieht richtig gemütlich aus. Aber Nikos Voultsos war nicht gemütlich.«

Marco di Spinelli hob die Hände zu einer resignierenden Geste.

»Kommen Sie nur, um mir all das zu sagen, was die italienische Polizei schon hundertmal gesagt hat? Ich hatte gehofft, Sie wären vielleicht ein wenig ... origineller ...«

»Ich möchte lediglich wissen, wie Sie selbst die Tatsache erklären, daß Sie, ein ehrenwerter Bankier und Politiker, diesen mehrfachen Mörder und Gewaltverbrecher kennen.«

»Ich war zutiefst schockiert, als ich hörte, daß er ein Krimineller war. Wir sind uns zufällig eines Morgens in einem Café begegnet und haben uns unterhalten. Weiter geht meine Bekanntschaft mit diesem Mann nicht. Wie hieß er, sagten Sie? Valtors?«

»Exactly«, sagte Söderstedt und fuhr auf schwedisch fort:
»Waldhorn.«

Der Alte betrachtete ihn mit hochgezogenen Augenbrauen. Söderstedt fuhr fort: »Wie deuten Sie selbst die Tatsache, daß Nikos Voultsos von unbekannten Verbrechern direkt zu den Vielfraßen, *ghiottone*, getrieben und dort regelrecht hingerichtet wurde?«

»Wirklich?« sagte di Spinelli und sah überrascht aus.

»Schwedische Massenmedien sprechen von einem Unfall. Sie kommen doch nicht hierher und plaudern Dinge aus, die zufällig der Geheimhaltung unterliegen?«

»Es ist erfreulich zu hören, daß Sie so genau verfolgt haben, wie die schwedischen Medien den Tod dieses flüchtigen Bekannten kommentieren. Sie lesen also Schwedisch? Dann können wir vielleicht Schwedisch sprechen?«

»Es war Marconi, der mich informiert hat. Sie kennen wohl den guten Kommissar mit dem überdimensionierten Schurrbart? Er ist ein sehr guter Freund. Ein richtig guter Freund.«

»Aber Sie geben doch zu, daß es gräßlich ist? Man fragt sich, was das für Leute sind, die so mir nichts dir nichts mit dem grausamen Nikos Voultsos kurzen Prozeß machen. Nema problema. Schnitt-schnitt, und er war in sehr kleine Bestandteile aufgelöst. Und von den Prostituierten blieb nicht einmal das übrig. Sie verschwanden einfach. Blopp, weg.«

»Sie werden vulgär, Signor Sadestatt. Und die Zeit vergeht.«

»Was haben Sie während des Krieges gemacht?«

»Das haben Sie schon in meiner Akte gelesen. Stellen Sie sich nicht dumm.«

»Ich hätte es nur gern von Ihnen selbst gehört.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Ich bin vor den Faschisten aus dem Lande geflohen. In die Schweiz. Warum interessieren Sie sich für meine tristen Kriegserlebnisse?«

»Das kann ich Ihnen leider nicht beantworten«, sagte Söderstedt gleichgültig und fuhr fort: »Wie kommt es, daß es keine einzige Spur von Ihnen in der Schweiz gibt?«

»Warum käuen Sie all das wieder, wovon die Polizei seit Jahren schwafelt? Ich habe unter wechselnden Identitäten gelebt, weil die Faschisten es auf mich abgesehen hatten.«

»Die Faschisten hatten es auf Sie abgesehen – und jetzt sind Sie aktiv in der Lega Nord? Einer separatistischen Partei, die eng mit den Faschisten zusammenarbeitet?«

»Das ist ein notwendiges Übel. Politische Taktik. Wir sind keine Faschisten. Wir wollen nur eine Grenze festschreiben, die in der Praxis bereits existiert.«

»Ein Norditalien und ein Süditalien?«

»Alles Geld, das hier oben erwirtschaftet wird, fließt dort unten hin. Wir wollen es hier oben behalten und ein Land mit einem normal-europäischen Standard werden.«

Arto Söderstedt hielt sehr plötzlich ein Foto hoch. Er studierte sorgfältig di Spinellis Gesichtsausdruck. »Kennen Sie diesen Mann?«

»Nein.«

»Und diesen?« sagte Söderstedt und hielt ein weiteres Foto hoch.

»Nein.«

»Das erste zeigt Leonard Sheinkman als Fünfundachtzigjährigen, das zweite Leonard Sheinkman als Fünfunddreißigjährigen.«

»Leonard Shinkman? Ich kenne keinen Leonard Shinkman.«

»Den Schinkenmann«, sagte Arto Söderstedt auf schwedisch. Marco di Spinelli betrachtete ihn mißtrauisch.

»Dann bedanke ich mich«, sagte Arto Söderstedt, kippte den Calvados hinunter und stand auf.

»Sind Sie fertig?« fragte di Spinelli verblüfft.

»Sie hatten es doch so eilig. Ich möchte Ihrer wichtigen New-York-Reise nicht im Wege stehen. Ich habe erfahren, was ich wollte. Danke. Ich hoffe, wir sehen uns wieder.«

Und damit war er draußen im Vorzimmer, bevor Marco di Spinelli aus dem Sessel hochgekommen war. Die Brille saß am Schreibtisch, blätterte in einem Papierstapel und sah ihn verwundert an. Söderstedt ging weiter in den Gang hinaus. Da saßen die drei Typen und kauten Äpfel. Sie warfen wie auf Kommando die Äpfel in einen Papierkorb und vollführten Bewegungen in Richtung der ausgebeulten Partien ihrer Jacketts. Es sah aus wie Simultanschwimmen.

»Teamwork«, sagte Arto Söderstedt und nahm Fahrt auf durch die blendenden Gänge. Ein Typ überholte ihn, die anderen blieben hinter ihm. Wenn man die Prozedur nicht befolgte, wurde man vermutlich entlassen. Statt einer Abfindung bekam man einen Zementklotz um die Füße. Auch nicht schlecht.

Ja, Arto Söderstedt benahm sich seltsam. Er blieb auf dem Bürgersteig stehen und blinzelte in die rote Sonne, die gerade hinter den Mailänder Hausdächern versank. Er benahm sich seltsam, weil er fand – doch das war so vage, nur eine Ahnung, wie eine erste kleine Andeutung –, daß er genau das erfahren hatte, was er erfahren wollte.

Onkel Perttis berühmte Schwafeltaktik hatte funktioniert.

Marco di Spinelli kannte Leonard Sheinkman. Nicht als Fünf- undachtzigjährigen vielleicht, aber bestimmt als Fünfunddreißigjährigen.

Und das war 1947.

Viggo Norlander sollte mit zwei Damen, die nicht von Pappe waren, Videos ansehen. Allein mit den Damen in einem Raum von schweißtreibender Enge spürte er fast einen Anflug von Geilheit, als er auf die Play Taste des Videorecorders drückte.

Das grünliche Stoppelhaar konnte er zwar nur schwer verdauen, doch da es ein Gesicht krönte, das ein wahres Wunder jugendlicher Schönheit war, wurde dieser Einwand vollkommen belanglos. Das zerzauste kastanienbraune Haar dagegen war ungeheuer ansprechend. Und die Dame, die es trug, war einfach unbeschreiblich. Er sah geradewegs durch ihre Kleider hindurch. Es war phantastisch.

»Laß gut sein, Viggo«, sagte Sara Svenhagen. »Sie fallen dir gleich aus dem Kopf.«

»Wovon redest du?« sagte Viggo mit gut maskierter Beschämung.

»Es ist wirklich so, wie die Leute sagen«, ergänzte Kerstin Holm. »Wenn ein Mann erfährt, daß er ein Kind gezeugt hat, wird er geiler denn je.«

»Aber was ist denn mit euch los?« sagte Viggo und wurde zum erstenmal seit dreißig Jahren rot. »Was habe ich denn gemacht?«

»Schalte einfach nur an«, sagte Sara.

»Aber das habe ich doch getan«, entgegnete Viggo verwirrt. Wie sonderbar es sich anfühlte, rot zu werden. Erinnerungen drängten sich auf, von denen er nichts wissen wollte. Gleichzeitig fand er es gut, daß sie kamen. Sie waren so lange verschüttet gewesen.

»Jetzt kommt es gleich, jetzt«, sagte Sara, und Viggo konnte es nicht lassen, alles mögliche in diese Worte hineinzudeuten.

Eis, dachte er. Gibt es keine Eiswürfel, um sie in die Hose zu kippen?

»Die Naturschutzbehörde hatte vier Stunden Film«, fuhr Sara fort. »Sie sind dem Adlerschänder von St. Annas Skärgård oben in Östergötland gefolgt, wo jemand gemeldet hatte, einen Bus voller Federn gesehen zu haben. Als der Bus in Karlskrona auf die Fähre fuhr, haben sie gefilmt. Und als er wieder runterfuhr und vom polnischen Zoll geschnappt wurde, haben sie diese Sequenz hier aufgenommen.«

Das Bild kam unklar. Dann wurde es scharf. Der Bug einer großen Fähre. Die Bugklappe glitt hoch. Busse fuhren hinaus. Zuerst ein paar große Touristenbusse, einer mit deutschem Kennzeichen, dann ein schwedischer. Danach ein etwas kleinerer, ein bißchen schäbig. Er fuhr auf die Kamera zu. Die Kamera folgte ihm. Der Zoll schlug zu. Robuste uniformierte Polen traten die Bustür auf, stürmten hinein und zerrten den Fahrer heraus. Der Adlerschänder wurde auf den Asphalt gepreßt. Die Kamera filmte ihn, während sie an ihm vorbeiglitt. Die Bustür stand offen. Die Kamera schwenkte die Stufen hinauf, dann nach links ins Innere des Busses. Über die Sitzbänke. Zehn Seeadler lagen auf den Sitzen ausgebreitet. Die Kamera schwenkte hinüber auf die andere Seite des Busses. Da wurde das Bild angehalten.

»Hier«, sagte Sara und zeigte auf den Fernsehschirm. Über den getöteten Adlern sah man das Busfenster. Durch die Scheibe sah man die Vorderfront eines anderen, kleineren Busses von links herankommen.

Sara Svenhagen ließ den Film so langsam wie möglich ablaufen, bis die Fensterscheiben des anderen Busses ins Bild kamen. Durch das Fenster war ein Gesicht zu erkennen. Da stoppte der Film.

»Das hier«, sagte Sara, »ist Svetlana Petruseva, die Weißrussin von Zimmer 226 im Norrboda-Motel in Slagsta.«

Viggo Norlander und Kerstin Holm betrachteten Svetlanas Paßfoto und verglichen es mit der ein wenig unscharfen Gestalt auf dem Fernsehschirm.

»Doch«, sagte Viggo. »Das könnte sie sein.«

»Sieht ganz so aus«, sagte Kerstin. »Aber es fragt sich, ob das als Beweis ausreicht.«

»Es kommt noch mehr«, sagte Sara.

Der Bus setzte seine Zeitlupenfahrt hinter den Fenstern des Adlerschänderbusses fort. Im selben Moment, in dem er vorüberfuhr, wurde die Kamera ein klein wenig gedreht, so daß die Rückseite des anderen Busses sichtbar wurde. Hier hielt Sara das Bild erneut an.

Man sah die Heckscheibe des anderen Busses. Zwei Gesichter schauten heraus, um die Aktion des Zolls zu verfolgen. Eins davon erkannten sie sofort. Es war ganz eindeutig die Ukrainerin Lina Kostenko aus Zimmer 225, dem Zimmer, mit dem die Ninja-Feministin in Kontakt gestanden hatte. Das Gesicht daneben war unbekannt, es war eine junge, dunkle Frau, und in ihrer Hand war ein Mobiltelefon zu erkennen.

»Sieh mal an«, sagte Kerstin Holm. »Von diesem Handy aus wurde also ein paar Stunden später bei einem abgetrennten Arm in der U-Bahnstation Odenplan angerufen.«

»Dies ist unser erstes und einziges Porträt eines Mitglieds der Bande«, sagte Sara Svenhagen. »Die Techniker arbeiten auf Hochtouren daran. Und sie arbeiten auch hieran.«

Saras Finger glitt am Bildschirm nach unten zu einem sehr undeutlichen, halb abgeschnittenen Nummernschild.

»Es ist ein schwedisches Kennzeichen«, sagte sie. »Mehr können wir im Moment nicht sagen.«

»Schwedisches Kennzeichen ...«, sagte Viggo.

Sara sagte: »Mit einem Bus mit ukrainischem Kennzeichen durch halb Schweden zu fahren, von Stockholm nach

Karlskrona, wäre vermutlich schwierig geworden. Es hätte Aufmerksamkeit erregt. Wahrscheinlich ist der Bus gemietet.«

»Sollen wir davon ausgehen«, sagte Viggo, »daß die Damen auch schwedische Pässe hatten? Daß sie die ganze Chose als Schwedinnen durchgezogen haben? Ihre richtigen Pässe sind wohl zurückgeblieben?«

»Ja«, sagte Kerstin, stand auf und streckte sich. »Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß sie mit falschen schwedischen Pässen versehen wurden, ja. Auf jeden Fall westeuropäischen. Damit es beim Zoll kein Problem gab. Wir gehen mit dem Porträt dieser Frau und mit dem Kennzeichen an die Öffentlichkeit, sobald die Techniker damit fertig sind. Und du, Sara, fährst du trotz allem nach Karlskrona?«

»Es ist jetzt zu spät geworden«, sagte Sara und blickte auf ihre Uhr. »Meinen Informationen zufolge kommt morgen dieselbe Schicht aus Gdynia zurück. Ich passe sie in Karlskrona ab.«

»Nimm Viggo mit«, sagte Kerstin. »Er scheint nicht besonders viel zu tun zu haben. Außerdem glaube ich, daß ein bißchen Seeluft ihn etwas abkühlen würde.«

Viggo Norlander nickte eifrig.

Es würde noch dreißig Jahre dauern, bis er wieder einmal rot werden würde.

Endlich war es soweit. Chavez begriff nicht richtig, warum Hjelm eine so große Nummer daraus machte. Sie befanden sich in einer tristen alten Junggesellenwohnung in Eriksberg, südlich von Stockholm. Der Gastgeber servierte Kaffee und sah aus wie jeder x-beliebige Alte.

Doch für Paul Hjelm war es ein heiliger Augenblick. Vermutlich würde er das gleiche empfinden, wenn er Zutritt zu Jan-Olov Hultins legendärem Haus am Ufer des Ravalen in Norrviken bekäme. Obwohl er bedeutend länger unter Erik Bruun gearbeitet hatte.

Tatsache war, daß er von Bruun alles gelernt hatte; daran gab es nichts zu rütteln.

Aber er kannte ihn nicht wieder.

Es war nicht direkt ein tragisches Erlebnis, wie wenn man einen ehemaligen Sportstar in einem Körper herumwanken sieht, der jeden Augenblick in sich zusammenzufallen droht. Es war komplizierter.

Kriminalkommissar Bruun war stets ein überaus kräftiger Herr mit über das Doppelkinn verteilten grauroten Bartstoppeln gewesen. Sein hervorstechendstes persönliches Merkmal war gewesen, daß stets eine ungewöhnlich übel riechende schwarze russische Zigarre zwischen seinen Lippen hing. Sein Büro bei der Polizeistation Huddinge, bekannt als Das Bruune Zimmer, wurde regelmäßig von der Gesundheitsbehörde beanstandet. Und nur die Tatsache, daß er unablässig gegen alle erdenklichen Vorschriften verstieß, verhinderte es, daß dieser souveräne Polizeibeamte noch weiter auf der Karriereleiter nach oben kletterte. Wenn wir in den letzten Jahrzehnten Erik Bruun als

Reichspolizeichef gehabt hätten, sähe sehr vieles sehr viel besser aus, davon war Hjelm überzeugt.

Jetzt war Bruun ein schlank gewordener alter Herr ohne Doppelkinn, ohne graurote Bartstoppeln, ohne schwarze Zigarren. Er sah entschieden gesünder aus – aber auch ein bißchen langweiliger.

Und die legendäre Junggesellenbude in Eriksberg sah aus wie jede x-beliebige Junggesellenwohnung. Und der Pensionär servierte – Zimtschnecken.

»Du weißt, daß ich ganz genau weiß, was du denkst«, sagte er und setzte sich.

»Vermutlich«, sagte Paul Hjelm.

»Es war notwendig«, sagte Bruun. »Sonst wäre ich gestorben. Die Legende hätte gelebt, und ich wäre gestorben. Mir ist es lieber, wenn die Legende stirbt und ich lebe.«

»Das verstehe ich«, sagte Paul Hjelm.

»Klar«, sagte Bruun und beugte sich vor. »Klar verstehst du. Aber du akzeptierst es nicht. Du akzeptierst nicht, daß ich ein normaler Pensionär geworden bin, der in Pantoffeln herum-schlurft und aufgetaute Zimtschnecken mit hohem Schimmelfaktor aufischt. Es wäre besser gewesen, in der Legende zu leben. Tatsache ist, daß du in genau diesem Augenblick hier sitzt und bedauerst, daß der Infarkt mich nicht umgebracht hat.«

»Du bist kein normaler Pensionär«, konstatierte Hjelm, biß in eine Zimtschnecke und fuhr fort: »Aber der Schimmelfaktor hat es wirklich in sich, verdammt.«

»Was ist ein normaler Pensionär?« fragte Chavez, der auch teilhaben wollte an dieser Sitzung des Vereins für gegenseitige Bewunderung. »Ist es etwas in der Art wie ein normaler Einwanderer?«

»So in der Art«, sagte Bruun mit einer Neutralität, die Chavez auf der Stelle verstehen ließ. Hultins Wurzeln und Hjelm's Wurzeln verstehen ließ. Es war ein erhellender Augenblick.

Bruun fuhr fort:

»Jungs, Jungs, ihr habt einen ehemaligen Pensionär als Chef. Das hat nicht jeder. Als Jan-Olov Pensionär war, spielten wir einmal die Woche im Kulturhaus Schach. Das war der Höhepunkt meines Lebens. Vorbei. Ich bin einsam auf eine Weise, wie nur ein alter Polizist einsam sein kann. Vollständig einsam.«

Hjelm und Chavez tauschten einen Blick und fühlten, daß dies hier anstrengend werden konnte.

»Vergeßt nur nicht, daß ich weiß, was ihr denkt«, fuhr Bruun fort und lächelte. »Alle beide.«

»Du kennst mich doch gar nicht«, sagte Chavez gereizt.

»Wieso behauptest du, zu wissen, was ich denke?«

»Weil ich weiß, was für Polizisten ihr seid.«

»Hör auf«, sagte Chavez.

»Ihr habt gedacht, das, was ihr gehört habt, sei der Anfang eines Klagelieds. Aber das ist nicht der Fall. Ich bin vollständig einsam – und *ich will* vollständig einsam sein. Es paßt mir ausgezeichnet. Ich hoffe, daß ich auch die Möglichkeit haben werde, vollständig einsam zu sterben. *Ich will*, daß man meine Leiche erst findet, wenn sie angefangen hat zu stinken. *Ich will*, daß man mich aus einem Meer weißer Leichenwürmer herausfischt.«

Die Kombination der Bildsprache mit dem Schimmelfaktor war ekelerregend.

»Wie meinst du das?« sagte Hjelm.

»Das weißt du ganz genau. Du bist genauso, trotz Frau und Kindern und Hund und Katze.«

»Papagei«, sagte Hjelm.

Chavez lachte auf, kurz und abrupt. Wie ein Papagei. Der Alte ging ihm wirklich auf die Nerven. Er war ein Besserwisser, das war mal klar.

»Jorge Chavez«, sagte Bruun und sah ihn ein wenig schräg von der Seite an. »Du hältst mich für einen Besserwisser, nicht wahr?«

»Stimmt«, sagte Chavez und versuchte, unberührt zu erscheinen.

»Ich finde nur, daß das Glück ein bißchen zu vorhersagbar geworden ist. Wir wissen von vornherein, was der Begriff ›Glück‹ umfassen soll, und ganz unten auf der Skala liegt Einsamkeit. Hinter Geisteskrankheit und Drogenabhängigkeit. Geisteskranke und Drogensüchtige können wir verstehen, wir sozial geschulte Wesen, aber Einsame werden wir nie verstehen. Die Einsamkeit ist ein Unzustand, den wir um jeden Preis zu überwinden versuchen. Wir nehmen jedes erdenkliche Leiden auf uns, nur um nicht einsam sein zu müssen.«

»Du willst also eine Ehrenrettung der Einsamkeit erreichen?« sagte Chavez skeptisch.

»Ehre hat mit der Sache nichts zu tun. Wir leben ganz einfach in einer Gesellschaft, die einen Horror vor der Einsamkeit und vor dem Schweigen hat. Ich will einsam sein, und ich will, daß Schweigen um mich ist. Euch kenne ich auf die Art und Weise, wie ich Menschen kennen will. Ziemlich detailliert, aber aus reichlich Abstand.«

»Was meinst du damit? Wie solltest du uns denn kennen?«

»Wie, glaubst du, haben wir uns bei jenen Schachpartien die Zeit vertrieben? Wie Pensionäre es tun: Wir haben Erinnerungen ausgetauscht.«

»Also ihr habt ganz offen im Kulturhaus gesessen und die Persönlichkeit einzelner Polizisten diskutiert?«

»Ihr hattet Kodennamen. Du, Jorge, warst Soli. Und du, Paul, warst Keve.«

»Keve Hjelm«, sagte Paul Hjelm. »Was für eine unknackbare Chiffrierung.«

»Keve Hjelm war der erste Martin Beck im Film«, sagte Erik Bruun und blickte zu seinem einstigen Adepten auf.

»Ich bin aber nicht direkt Martin Beck«, meinte Hjelm verlegen.

»Nicht direkt, nein«, sagte Bruun kryptisch.

»Und Soli, was ist das?« sagte Chavez.

»Das charakteristischste Werk des mexikanischen Komponisten Carlos Chavez.«

»Ihr scheint euch ja königlich amüsiert zu haben«, sagte Chavez sauer. »Und was habt ihr über mich gesagt – über Soli?«

»Das ist vertraulich«, sagte Bruun erhobenen Hauptes.

»Aber ihr wurdet so durch die Mangel gedreht, daß ich beanspruchen kann, ungefähr zu verstehen, wie ihr denkt.«

Ohne nachzudenken biß Hjelm noch ein Stück von der Zimtschnecke ab. Er bereute es lange.

»Was weißt du denn von diesem Fall?« fragte er und spürte, wie sich die schimmelige Zimtschneckenpampe am Gaumen festsetzte. Jeder Versuch, sie mit der Zunge abzustreifen, war vergebens.

»Viel zu wenig«, sagte Bruun bedauernd. »Jan-Olov war nicht richtig wie sonst. Glaubt ihr, er brütet irgendeine Krankheit aus?«

»Kaum«, sagte Hjelm. »Aber er grübelt über etwas nach. Das ist nicht seine Art.«

»Nein«, räumte Bruun ein. »Grübeln ist nicht seine Art.«

Jorge Chavez hatte das Drumherumgerede satt und sagte: »Auf jeden Fall weißt du, daß wir uns für einen Mann ohne Nase interessieren.«

»Natürlich«, sagte Bruun.

»Hast du dein Gedächtnis durchsucht?«

»Das war nicht nötig. Ich erinnere mich an alles.«

»So eine Überraschung«, sagte Chavez frostig.

Erik Bruun lachte auf. »Soli, Soli«, sagte er, als spräche er zu einem ungezogenen, aber von Herzen geliebten Enkelkind.

»Und woran Erinnerst du dich?« drängelte Chavez.

»Es gab eigentlich nur eine Spur, die diesen Namen verdiente«, sagte Bruun ruhig. »Es war 1981. Das Phänomen Schwarztaxi war gerade in Erscheinung getreten. Ein Schwarztaxifahrer namens Olli Peltonen saß in einer Kneipe, las im *Aftonbladet* die Artikel über den Mord und gab groß und breit damit an, diese Leiche ohne Nase gefahren zu haben. Eine Frau hörte das und rief die Polizei an. Als wir ankamen, war er verschwunden, doch sein Tischnachbar wußte, wer er war. Es zeigte sich, daß Peltonen schon früher untergetaucht war als Verantwortlicher für Stockholms ersten großen Schwarztaxiring. Wir zeigten überall sein Foto, doch er blieb verschwunden.«

»Warum stand kein Wort darüber in deiner Ermittlung?«

»Ich habe einen Hinweis auf die Schwarztaxiermittlung beigelegt«, sagte Bruun. »Ich nehme an, daß er bei der Übertragung in das neue EDV-System abhanden gekommen ist. Das Kleingedruckte pflügt sich leider in Luft aufzulösen. Besonders bei Ermittlungen, die niemanden interessieren.«

Erik Bruun machte eine Pause und starrte an die Decke. Endlich eine Geste, die Hjelm wiedererkannte. Dann fuhr Bruun fort, das Gesicht weiterhin nach oben gerichtet: »Es ist fast zwanzig Jahre her. Merkwürdig, welches Gedächtnis für Gesichter man sich als Kriminaler antrainiert. Ich sah Peltonen

vor einiger Zeit in der Zeitung. Es war beim Streik der Taxifahrer oben in Arlanda, falls ihr euch daran erinnert. Ein gesellschaftlich ganz interessanter Vorgang. Eine Gang von Kleinkapitalisten, die den Syndikalistern verbunden sind, trat in einen wilden Streik, weil die Taxiplätze, die dem Flughafengebäude am nächsten liegen, für drei große Gesellschaften reserviert waren. Kleine Syndikalist-Kapitalisten im Protest gegen die Großkapitalisten. Vielleicht ist das die Melodie der Zukunft.«

»Und?« sagte Chavez immer ungeduldiger.

»Einer von ihnen war Olli Peltonen. Das Bild zeigte ihn, wie er einen Wagen von Taxi Stockholm mit Fußtritten traktierte. Unter dem Bild stand ein Name, und es war nicht Olli Peltonen. Anscheinend nennt er sich jetzt Henry Blom. Er betreibt ein kleines Taxiunternehmen mit dem vertrauenerweckenden Namen Hit Cab.«

»Und warum hast du die Polizei nicht informiert?« fragte Chavez.

Erik Bruun beugte sich vor und durchbohrte ihn mit dem Blick.

»Weil ich mich inzwischen von allem fernhalte«, sagte er.

Hjelm sah, daß Chavez kochte. Kleine Rauchsignale stiegen aus seinen Ohren auf. Es wäre interessant, wenn man sie deuten könnte.

»Eins jedenfalls hat er nicht verloren«, sagte Hjelm.

»Was denn?« murmelte Chavez.

»Die Fähigkeit, Leute bis aufs Blut zu reizen.«

Chavez murmelte etwas, was glücklicherweise nicht zu verstehen war.

Sie fuhren zum Globen. Die enorme Kugel türmte sich bereits wie ein bedrohlicher Tischtennisball in der Ferne auf. »The Glob«, wie man auf englisch sagen konnte.

Der Rotzklecks.

Hjelm fuhr. Chavez saß daneben und war stinkig.

Sie hatten das Taxiunternehmen Hit Cab recht schnell lokalisiert. Es lag neben dem Globen. Hjelm rief an. Henry Blom antwortete in gebrochenem Schwedisch. Hjelm nannte sich Harrysson und gab vor, Finanzchef der Clam Invest AG zu sein, die hauptsächlich in der Schalentierbranche investierte. Harrysson erklärte, sich für die Dienste von Hit Cab auf einer regelmäßigen Basis zu interessieren. Er fragte, ob Henry Blom im Laufe des Tages anzutreffen wäre. Das war Henry Blom nicht, doch mit Hinsicht auf den Umfang des potentiellen Auftrags konnte er sich vorstellen, seinen Tagesplan umzustellen. Das hielt Harrysson für eine außerordentlich gute Idee. Er und sein Assistent (finsterer Blick von Chavez) würden im Laufe der nächsten Stunde bei Hit Cab eintreffen. Henry Blom gab Harrysson eine detaillierte Wegbeschreibung und legte hoffnungsfroh den Hörer auf.

»Du bist ein sehr grausamer Mensch«, sagte Chavez.

»Manchmal«, sagte Hjelm.

So traf der Finanzchef der Schalentier-Gesellschaft Clam Invest mit Assistent bei Hit Cab am Fuße von The World Famous Glob ein.

Henry Blom war ein glatzköpfiger Mann von Mitte Fünfzig, der ein sehr schlechtes Schwedisch mit grobem finnischem Akzent sprach. Er begrüßte die hohen Herrschaften unterwürfig, bat sie, Platz zu nehmen, und ließ von einem Mädchen Kaffee servieren, das kaum die Sekundarstufe abgeschlossen haben durfte. Henry Blom hatte den Herrschaften bereits einige billig gestaltete Broschüren in die Hand gedrückt, als diese ihm

plötzlich ihre Polizeiausweise unter die Nase hielten. Der eine von ihnen sagte:

»Olli Peltonen, glaube ich, der Vater des Schwarztaxis.«

Wie verhext starrte Blom auf die beiden Männer, die vor seinen Augen die Gestalt wechselten.

»Leider müssen wir die ganze Zukunft von Hit Cab zerstören«, sagte Harrysson, der Hjelm hieß. »Nicht genug damit, daß Sie seit langem wegen des Betriebs schwarzer Taxis gesucht werden, nicht genug damit, daß Sie Ihr neues Unternehmen unter falschem Namen gegründet haben, Sie beschäftigen auch Mädchen, die viel zu jung sind, um bei Ihnen angestellt zu sein.«

»Kinderarbeit nennt man das«, sagte der Assistent namens Chavez. »Darauf stehen richtig strenge Strafen.«

»Aber«, sagte Harryssonaliashjelm, »es gibt eine Alternative.«

Henry Blom, der Olli Peltonen hieß, spürte, wie der Privatjet des Daseins eine Bruchlandung hinlegte. Man sah, wie es im ganzen Flugzeugrumpf weh tat. »Welche Alternative?« stammelte er.

»Daß Sie uns von einem Mann ohne Nase erzählen.«

Die Masken waren gefallen.

Der heftig blinzelnde Mann hieß Olli Peltonen und nicht anders. Schließlich nickte er, wie von einer Einsicht überwältigt.

»Ich verstehe«, sagte er. »Und wenn ich erzähle?«

»Dann werden wir die Lage einer erneuten Beurteilung unterziehen«, sagte Chavez geschraubt. »Vermutlich hat sich die Lage für Sie dann entscheidend verbessert.«

»Was?« sagte Peltonen.

»Du erzählen. Wir Augen zumachen.«

»Jaja. Das war der, der ermordet wurde, oder?«

»Genau.«

»Neunzehnhundert ... Kann es ... zweiundachtzig gewesen sein?«

»Einundachtzig«, sagte Hjelm. »September 1981.«

»Ich habe ihn gefahren, das ist richtig. Ich erinnere mich deutlich an ihn. Es war furchtbar. Er sah einfach gräßlich aus. Eine komische Verletzung.«

»Von wo haben Sie ihn gefahren?«

»Vom Freihafen. Er mußte mit einem Schiff gekommen sein.«

»Wie hat er Sie gefunden? Sie hatten kein Taxischild.«

»Nein. Schwarztaxis sind Taxis ohne Schild.«

»Das nennt man eine euphemistische Umschreibung. Wie kam er auf Sie?«

»Ich glaube, ich bin einfach da unten herumgefahren. So läuft es noch immer, glaube ich. Ich weiß es nicht, ich habe ja nichts mehr damit zu tun. Man fragt die Leute, die aussehen, als bräuchten sie einen Wagen, ob sie einen Wagen brauchen.«

»Und wann war das?«

»An das Datum kann ich mich nicht erinnern.«

»Er wurde am Sonntag, den 9. September gefunden. Die Schlagzeilen waren an dem Sonntag in den Abendzeitungen. Und da haben Sie wohl in der Kneipe gesessen und lauthals getönt, daß Sie ihn gefahren hätten.«

»Dann muß es an einem Freitag gewesen sein. Am Freitag, dem siebten. Am Abend, ich bin meistens abends gefahren. Nach sieben Uhr.«

»Woran erinnern Sie sich bei ihm? Wie war er gekleidet? Was machte er für einen Eindruck? Welche Sprache sprach er?«

»Er saß auf dem Rücksitz. Der einzige Eindruck, den er machte, war der, daß er keine Nase hatte; das stellte sozusagen alles andere in den Schatten. Das einzige, was er auf der ganzen Fahrt sagte, war die Adresse, zu der ich ihn fahren sollte. Sehr gebro-

chen, meine ich mich zu erinnern. Er war noch weniger schwedisch als ich.«

»Und wohin haben Sie ihn gefahren?«

»Das weiß ich nicht mehr.«

»Na, nun komm schon, Ollipolli. Denken Sie nach.«

»Es ist keine Kinderarbeit«, sagte Peltonen heftig. »Sie ist meine Enkelin. Manchmal schwänzt sie die Schule, und dann darf sie herkommen und ein bißchen helfen. Ist doch besser so, als wenn sie bei den Fixern im Högdalen Zentrum säße.«

»Es handelt sich also um eine soziale Hilfstätigkeit?«

»Sie ist meine Enkelin. Ich liebe sie. Sie können mich nicht wegen Kinderarbeit belangen.«

»Das hatten wir auch nicht vor. Jetzt kommen Sie schon. Wohin haben Sie den Mann ohne Nase gefahren? Was hat er gesagt, wo er hinwollte?«

»Ich muß wissen, daß Sie mich nicht festnehmen. Können Sie nicht ein Papier aufsetzen oder so was?«

»Natürlich nicht. Haben Sie sich unter dem Namen Henry Blom eines Verbrechens schuldig gemacht? Seien Sie ehrlich. Wir prüfen es nach.«

»Nein, nein. Hit Cab war meine Möglichkeit, ins Leben zurückzukehren. Ich habe mich so lange versteckt, ich bin versackt. Es war unerträglich. Dann kam ich auf die Idee, daß ich eine neue Identität erfinden könnte. Es dauerte, und es war anstrengend, aber es war es wert. Ich bin jetzt anständig. Ich verdiene nicht besonders viel, und die großen Gesellschaften reißen die meisten Fahrten an sich. Ich war in Arlanda und habe gegen sie protestiert.«

»Wann haben Sie die Identität gewechselt?«

»Vor drei Jahren.«

»Und es kam Ihnen nicht in den Sinn, daß Ihr Vergehen inzwischen verjährt war?«

Olli Peltonen starrte sie wild an.

»Es liegt eine gewisse Ironie darin«, sagte Chavez. »Um einer Straftat zu entrinnen, die keine Straftat mehr ist, machen Sie sich einer größeren Straftat schuldig, und das ist die einzige, wofür wir Sie festnehmen könnten. Daß Sie sich Henry Blom nennen.«

»Ist das wirklich wahr?«

»Allerdings«, sagte Hjelm. »Sie haben sich so lange versteckt, daß Sie dem Gesetz inzwischen egal sind. Aber Mord ist dem Gesetz nicht egal. Da ist die Verjährungsfrist sehr, sehr lang. Also helfen Sie uns jetzt. Dann dürfen Sie für den Rest Ihres Leben Henry Blom heißen, und niemand wird protestieren. Darauf haben Sie mein Wort.«

Olli Peltonen saß ganz still da und dachte über die Ironie des Schicksals nach. Dann sagte er: »Es war nach Süden.«

Das war alles.

»Jetzt kommen Sie schon«, sagte Chavez. »Sie sind Taxifahrer. Sie kennen jede Straßenecke von Groß-Stockholm aus dem Effeff. Wohin haben Sie den Mann ohne Nase gefahren?«

Peltonen dachte nach. Er mußte sich über ein großes und furchtbares Loch in der Zeit zurückbewegen. Er balancierte auf der schmalen Planke über dem abgrundtiefen Loch. Schritt für Schritt, schwankend, ging er rückwärts.

Und dann sprang Olli Peltonen auf der anderen Seite herunter.

»Nytorp«, sagte er mit einem jugendlichen Klang in der Stimme.

»Wo zum Teufel liegt Nytorp?« fragte Chavez, der *nicht* jede Straßenecke von Groß-Stockholm aus dem Effeff kannte.

»Nytorp liegt in Tyresö«, sagte Peltonen stolz.

Tyresö, dachte Paul Hjelm.

»Wissen Sie noch die Adresse?« sagte er. »Die Straße?«

Peltonen dachte nach. Es dauerte seine Zeit.

»Es war ein Vogelname«, sagte er.

Schweigen.

»Ein gewöhnlicher Vogel«, sagte er. »Ein ganz gewöhnlicher schwedischer Vogel.«

Neue Pause.

»Nicht Sperling«, sagte er. »Und nicht Kohlmeise.«

Erneutes Schweigen.

Dann stand Olli Peltonen auf und stieß hervor: »Buchfink!«

Bofinksvägen. Paul Hjelm lehnte sich zurück.

Er war kürzlich dort gewesen.

Bei einem Sohn, der seinen Vater verloren hatte.

Im Bofinksvägen in Tyresö hatte Leonard Sheinkman gewohnt.

Siebzehnter Februar 1945

Das Donnern ist jetzt sehr laut. Es fühlt sich beinah wirklich an.

Fast noch wirklicher als mein Name, der an der Spitze der Liste steht.

Heute glaubte ich, die Decke würde einstürzen. Teile fielen auf uns herunter, sie sahen aus wie Eisschollen. Ein Stoß erschütterte das ganze Gebäude. Ich weiß nicht, was dort draußen geschieht. Aber ich frage mich, ob wir überleben werden.

Es ist klar, daß ich weiß, was geschieht. Es ist klar, daß es Bomben sind. Die Bomben der Befreier töten die Eingesperrten.

Darf man wagen, von Ironie zu sprechen?

Ja, man darf. Man muß es. Wie könnte man sonst atmen? Der letzte Atemzug muß durch einen Filter von Humor getan werden. Ich rufe mir jeden Jiddischwitz ins Bewußtsein, den ich je gehört habe. Es sind nicht so viele. Als religiöser Mensch war ich nicht sonderlich gelungen. Ich hatte zu großen Respekt vor der Seele.

Sie gehen dort auf dem Gang, ich sehe sie durch das Zellenfenster, sie wandern wie unselige Geister durch ein Dasein, das schon vorüber ist. Sie fragen sich, warum sie am Ufer des Todesflusses zurückgeblieben sind. Wie betrunkene Schiffe schwanken sie auf dem Todesfluß. Die Kompressen leuchten wie Laternen von den geleerten Schädeln.

Ja. Ich kann nicht an dieses Schicksal rühren, das mich erwartet. Es geht nicht. Es ist jenseits von allem.

Ich sollte keine Angst spüren. Das ist ein Lebenszeichen. Ich habe nicht das Recht, Lebenszeichen zu zeigen.

Ich habe nicht das Recht.

Der Regen. Der Nachmittag, der in Grau ertrank. Und sie werden fortgebracht, um erschossen zu werden.

Nein. Die andere Seite. Laß mich von der Zeit sprechen.

Nein. Nicht diesmal.

Klare Worte. Du stehst auf der Schwelle des Todes, Mensch. Sprich klare Worte.

Deine Frau und dein Sohn wurden fortgebracht, um erschossen zu werden. Du sahst, wie sie um die Ecke geführt wurden. Sie sollten zum Hinrichtungsplatz des Lagers und erschossen werden. Sie sollten getötet werden. Magda hatte in der Unterkunft Essen gestohlen für Franz, der verhungerte. Dafür wurde meine Frau getötet. Und unser Sohn auch, zur Abschreckung.

Und ich landete hier.

Aber in der Hölle war ich schon.

Achtzehnter Februar 1945

Man glaubt, den Bleistift nie wieder halten zu können. Man glaubt, das Schlimmste geschrieben zu haben, das man schreiben kann. Was hat es für einen Sinn, weiterzumachen? Und doch tut man es. Und doch kommt immer ein neuer Tag.

Die Bomben fallen schwerer und schwerer. Ich habe die Zeit erzittern sehen.

Ich werde die Zeit beschreiben. Ich glaube, daß ich es bereits getan habe. Die Zeit besteht aus zwei Dingen: einer Uhr und einem Turm. Der Turm ist da, damit die Uhr gehen soll. Die Uhr geht, um dem Turm zu huldigen.

Die Uhr ist unsere Seele und der Turm unser Körper.

Obgleich wir hier sind, um zu beweisen, daß die Uhr Materie ist. Daß die Uhr nur der Mechanismus ist, der die Zeiger vorwärts treibt. Die gleiche Bewegung in alle Ewigkeit.

Oder bis der Turm fällt.

Und ich habe ihn zittern sehen. Eine Bombe hätte ihn fast gefällt. Eine Bombe war im Begriff, die Zeit zu fällen.

Laß mich die Zeit beschreiben.

Die Zeit hat einen weißen Grund. Der weiße Grund ist vielleicht vierkantig. Dann kommt das Schwarze. Das Schwarze besteht aus drei Stücken. Das untere schwarze Stück ist sechskantig. Auf drei der sechs Flächen, jeder zweiten, sind zwei Fenster übereinander. Das untere ist etwas größer als das obere. Und unmittelbar über dem oberen beginnt das nächste Stück, das Zwischenstück. Es ist ebenso schwarz und hat die Form einer kleinen gewölbten Mütze. Da sitzt die Uhr. Zuletzt kommt die Spitze. Die Spitze ist auch schwarz und sieht scharf aus wie eine Nadelspitze.

Ich bin Jude. Ich habe nie begriffen, warum Kirchen so scharf und spitz aussehen müssen. Synagogen sehen nicht scharf und spitz aus. Ich habe immer gedacht, daß sie wie Brüste aussehen. Wie Mutterbrüste.

Warum beschreibe ich die Zeit so detailliert? Weil es sie bald nicht mehr geben wird. Weil die nächste Bombe sie fällen wird. Weil sie schon im schwachen Wind zittert.

Weil die Zeit im Begriff ist zu sterben.

Neunzehnter Februar 1945

Erwin ist tot. Er war eine freundliche Seele, Einer der drei Offiziere hat es mir erzählt. Der freundlichste von ihnen. Er ist weniger deutsch als ich und sehr blond. Und er sieht sehr traurig aus.

Er tötet mit Trauer in den Augen.

Die beiden anderen tun das nicht. Einer tötet aus Interesse. Er ist nicht grausam, nur kalt. Er betrachtet, macht Beobachtungen, führt Buch. Aber der dritte, der mit einem kleinen lila Muttermal am Hals, das die Form eines Rhombus hat, der ist grausam. Er will töten. Ich kenne diesen Blick von früher. Er will, daß man leidet. Dann soll man sterben. Danach ist er zufrieden.

Ich kenne ihre Namen nicht. Sie nennen keine Namen. Es sind drei anonyme Mörder. Aber sie sind einander nicht gleich. Nicht einmal die Mörder sind einander gleich.

Erwin starb vor Schmerzen.

Er lebt nicht mehr in mir. Ich spürte, wie er in mir starb, und da fühlte ich auch, wie ich selbst starb.

Morgen, wenn die Zeit noch existiert, werde ich erzählen, wann ich gestorben bin.

Zwanzigster Februar 1945

Ihre Stimme spricht jede Nacht zu mir. Es sind immer die gleichen Worte: ›Warum willst du auf den Tod warten? Denk wenigstens an Franz.‹

Ich glaubte, ich hätte an Franz gedacht. Das ist meine einzige Verteidigung. Er reichte mir bis zum Nabel. Wir konnten uns unterhalten. Ich fragte ihn: ›Willst du, daß wir fliehen, Franz? Wir müssen alles zurücklassen.‹ Er sagte: ›Nein.‹ Und ich hörte auf ihn.

Natürlich lüge ich. Es ist lächerlich zu lügen, wenn man mit einem Fuß im Grabe steht. Ich weiß nicht, warum ich es geschrieben habe. Warum habe ich es geschrieben, Gott?

Nein. Du antwortest nicht.

Franz gab die Antwort, die ich hören wollte. Ich stellte die

Frage so, daß er nur ›Nein‹ antworten konnte. Wie hätte er etwas anderes antworten können?

Ich war es, der bleiben wollte. Ich konnte Berlin nicht verlassen. Es war meine Stadt, mein Land, mein Leben.

Und so verleugnete ich sie.

Da bin ich gestorben.

Ich habe ja versprochen, es heute zu erzählen. Ich habe es mir selbst versprochen.

Sie führten Magda und Franz ab, um sie zu erschießen. Magda wurde ertappt, als sie Brot aus der Unterkunft der Soldaten stahl. Sie haben sie erschossen.

Und ich rührte keinen Finger. Dann hätten sie mich auch erschossen.

Ich verstehe nicht, was das für ein eigentümlicher Überlebensinstinkt war. Ich wußte ja schon damals, daß ich gestorben war. Warum wählte ich einen langgezogenen Leidenstod, statt versöhnt zusammen mit meiner Familie zu sterben?

Jetzt fällt die Zeit. Jetzt, vor meinen Augen. Während ich dies schreibe. Der schwarze Turm mit dem alten Präzisionsuhrwerk, das Mauerwerk, das Jahrhunderte hindurch gestanden hat – jetzt genau fällt es. Die Kirchenfenster klirren spröde durch das Dröhnen der Bomben. Umrahmt vom aschgrauen Weltuntergangsrauch der fallenden Stadt steigt eine farbenfrohe Wolke von Glassplittern auf.

Es hätte schön sein können.

Einundzwanzigster Februar 1945

Mein Name steht an erster Stelle auf der Liste. Die Zeit ist gefallen. Ich habe sie ja fallen sehen.

Der freundlichste der drei Offiziere war bei mir und hat es mir mitgeteilt. Ich sollte eine Stunde bekommen, um mich vorzubereiten.

Bald wird die kleine Kompresse an meiner Schläfe sitzen. Jemand wird durch ein Zellenfenster auf mich hinausblicken und denken, daß sie wie eine Laterne leuchtet.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Bald wird der Schmerz mich mit einer Kraft erreichen, die ich mir nie auch nur im Traum hätte vorstellen können.

Das ist der Preis für meinen Verrat.

Er mußte es zugeben. Er liebte diesen Fall bereits. Ein paar Tage waren vergangen, die Informationen strömten herein, aus Mailand ebenso wie aus Stockholm, und er begann einzusehen, daß dieser Fall kein richtig normaler Fall war.

Richtig normal war er nicht. Richtig normal war auch Kommissar Italo Marconi nicht. Seine Miene war finster.

»Ein richtig guter Freund?« sagte er und fixierte den Mann auf der anderen Seite des Schreibtischs.

Der Mann auf der anderen Seite des Schreibtischs sagte:

»So hat er sich ausgedrückt. Es lag ihm sehr viel daran, es zu betonen.«

Marconi schüttelte den Kopf. Die Schnauzbartenden zitterten wie Schilf im Seewind. »Signor Sadestatt«, sagte er schließlich. »Sie glauben also, daß ich Marco di Spinellis sehr guter Freund bin?«

»Keineswegs«, sagte Söderstedt. »Aber er wollte, daß ich es glaube. Warum?«

»Weil es ihm in der Vergangenheit einmal gelungen ist, mich mit einem anderen Polizisten in einen Streit zu verwickeln. Ich habe ihn beschuldigt, gekauft zu sein. Ich habe mich geirrt. Erst nachdem er Selbstmord begangen hatte, fand ich den Beweis.«

»Er spielt gern seine Spielchen mit der Polizei«, nickte Söderstedt und versuchte, sich in eine entsprechende Situation zu versetzen. Arto Söderstedt beschuldigt Paul Hjelm, bestochen zu sein. Paul Hjelm nimmt sich das Leben. Arto Söderstedt erfährt, daß Paul Hjelm unschuldig ist.

Es ging nicht.

Die Situation war so vollkommen anders.

Er hoffte, daß es so bliebe.

»Das tut mir wirklich leid«, sagte er und fand, daß es jämmerlich klang.

»Mir auch«, sagte Marconi und straffte sich.

»Er will also nicht mehr mit mir spielen?« sagte Söderstedt.

»Es sieht nicht danach aus. Er weigert sich, Sie zu treffen. Was wollen Sie mit einer neuen Zusammenkunft erreichen?«

»Ich möchte ihn noch ein wenig mehr unter Druck setzen.«

»Marco di Spinelli setzt man nicht unter Druck.«

»Doch«, sagte Söderstedt. »Er darf nur nicht merken, daß man es tut.«

»Ich bin nicht ganz sicher, ob ich begriffen habe, was Sie bei Ihrem letzten Besuch erreicht zu haben glauben. Er kannte also diesen jüdischen Greis, Leonard Sheinkman?«

»Ich bin ziemlich sicher, daß er ihm im Krieg begegnet ist. Und es gibt keine Hinweise, was er während des Krieges gemacht hat?«

»Sie haben seine Akte selbst gelesen. Sein Leben ist gut dokumentiert. Nur die Kriegsjahre nicht. Und er war nie Mitglied der faschistischen Partei. Seltsamerweise. Er ist ein Selfmademan aus den Armenvierteln von Mailand. Er tat sich in einer Klosterschule hervor und wurde von einem katholischen Priester unter die Fittiche genommen, der ihm weitergehende Studien ermöglichte. Er wurde schon früh Banker und übernahm unmittelbar nach dem Krieg eine von Mailands führenden Banken. Wie und von wann an diese ursprünglich so respektable Bank für kriminelle Transaktionen benutzt wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir suchen Beweise. Wir finden keine Beweise. Wir sind irritiert darüber, daß wir keine Beweise finden.«

Arto Söderstedt nickte langsam. Dann sagte er: »Wollte er nach New York?«

»Nein«, sagte Marconi. »Er verläßt seinen Palast inzwischen nicht mehr. Es ist über ein Jahr her, seit er zuletzt aus dem Haus gegangen ist.«

»Ich verstehe«, sagte Söderstedt.

Er überlegte eine Weile, dann fuhr er fort: »Ich hätte gern einen Grundriß des Palazzo Riguardo.«

Italo Marconi betrachtete ihn mißtrauisch. »Sie hätten gern einen Grundriß des Palazzo Riguardo?«

»Ja. Danke.«

»Es ist möglich, daß Sie di Spinelli unter Druck setzen können, ohne daß er es merkt«, sagte Marconi. »Aber Sie können mich nicht täuschen, ohne daß ich es merke. Wollen Sie irgendeinen Teufelskram aushecken, der meine ganze Ermittlung aufs Spiel setzen kann?«

»Mitnichten«, sagte Arto Söderstedt und fühlte sich verdächtigt. Daran war er andererseits ziemlich gewöhnt.

»Und was um alles in der Welt wollen Sie dann mit einem Grundriß des Palazzo Riguardo?« stieß der normalerweise sehr beherrschte Kommissar hervor. Seine Schnurrbartenden schwirrten wie die Rotoren eines Hubschraubers. Er erhob sich von seinem Platz am Schreibtisch und trat ans Fenster. Dort schien er sich wieder zu beruhigen. Mit dem Rücken zu seinem Europolkollegen fuhr er unwirsch fort: »Ich weiß nicht, was Sie im Schilde führen, Sadestatt, und das irritiert mich. Ich habe die schrecklichsten Befürchtungen, daß Sie mit Ihren Mißgriffen die Arbeit von vielen Jahren zunichte machen. Was haben Sie sich dabei gedacht, hinzugehen und di Spinelli geheime Informationen zu enthüllen?«

»Ich habe schon versucht, das zu erklären«, sagte Söderstedt geduldig. »Er weiß bereits alles. Ich habe ihm keinerlei Neuigkeiten erzählt. Wir wissen, daß er es weiß, und wir sagen ihm, daß wir wissen, daß er es weiß. Daß unbekannte Mörder den Handlanger der Vielfraße den Vielfraßen vorgeworfen haben.

Daß dieser Handlanger im Begriff war, in Stockholm für die Vielfraße ein Netz von organisierter Prostitution zu errichten. Daß diese Prostituierten anschließend verschwanden. All dies weiß er ganz genau. Er ist bereits auf der Jagd nach ihnen. Es ist gut, wenn er weiß, daß wir das auch wissen.«

»Und Sie glauben nicht, daß er das durchschaut?« sagte Marconi und drehte sich um, sogleich ein bißchen interessierter.

»Doch, sicher«, sagte Söderstedt. »Und deshalb ist er zufrieden. Ich glaube, daß er gerade eingesehen hat, daß er bei unserem Gespräch Zufriedenheit empfand. Das ist der Grund, warum er nicht mehr mit mir reden will. Ich habe ihn dazu gebracht, sich zufrieden zu fühlen. Jetzt grämt er sich deswegen. Er brütet darüber nach, was er mir verraten hat, während er diese Zufriedenheit empfand. Ich glaube, diese Unsicherheit ist gut.«

»Es sieht so aus, als spielten Sie sein Spiel«, sagte Marconi und setzte sich mit einem Plumps.

»Es ist gut, wenn es so aussieht«, sagte Arto Söderstedt und sah dämlich aus. Marconi betrachtete diesen Gesichtsausdruck und fand ihn grundfalsch. Er nickte und lächelte.

»Und deshalb brauchen Sie einen Grundriß von seinem Palast? Das ist ja vollkommen logisch.«

Arto Söderstedt lächelte ebenfalls. »Genau«, sagte er.

»Logisch ist noch untertrieben.«

Marconi fuhr fort zu nicken: »Und Sie glauben also ...?«

»Ja. Daß er in Gefahr ist.«

»Daß Marco di Spinelli in Gefahr ist? Wissen Sie, was für phantastische Sicherheitssysteme dieser Palast hat? Wissen Sie, wie viele Wachen er hat? Dort hineinzukommen ist etwa das gleiche, wie in Fort Knox einzudringen.«

»Sie wissen, daß Sie meiner Meinung sind, Kommissar«, sagte Arto Söderstedt. »Sie kommen und holen ihn sich.«

»Wer denn?« fragte Italo Marconi, ohne daß es wirklich eine Frage war.

Und Arto Söderstedts Antwort war keine wirkliche Antwort:
»Die Erinnyen«, sagte er.

Es war Freitag, der zwölfte Mai. Die Zeit war ein wenig träger geworden. Es würde wohl möglich sein, am Wochenende freizubekommen.

Die Zeit war lästig. Sie verhielt sich nicht wie gewöhnlich.

Wahrscheinlich war sie aus den Fugen geraten.

Sand im Getriebe, vermutete Paul Hjelm. Wenn das Vorspiel einer Ereigniskette klar und eindeutig ist, läuft die Zeit ab wie gewöhnlich. Wenn die Vergangenheit in Ordnung ist, wenn Konflikte und Ungerechtigkeiten erkannt und entlarvt sind, wenn die Wunden mit der Zeit verheilt sind, dann liegt ein gewisses Maß an Versöhnung vor, dann ist es der Zeit möglich, sich linear zu bewegen. Aber wenn das Vergangene irgendwie falsch ist, verfälscht, dann fault der Gang der Zeit, dann bleibt Schmutz im Auge der Zeit hängen, dann gerät Sand ins Getriebe der Zeit, und die Zeit verhält sich wunderlich. Das war zumindest eine Theorie.

Die Zeit war aus den Fugen geraten, wer war Paul Hjelm, sie wieder einzurichten?

Außerdem würde es ziemlich weh tun.

Unheilszeiten, sagte man früher. Man hamsterte, verbarrikadierte sich und ließ keinen Deubel über die Brücke. Und hoffte nur, daß die Kinder mit *einem* Kopf geboren würden, nicht mit zweien.

Man begriff nie, daß die Kinder gerade deswegen zwei Köpfe bekommen konnten. Weil man keinen Deubel über die Brücke ließ.

»Nun wach schon auf.«

»Jetzt fällt die Zeit. Jetzt, vor meinen Augen. Während ich dies schreibe.«

Leonard Sheinkmans Worte hatten sich in Paul Hjelm festgekrallt. Er hatte bewußt darauf verzichtet, zum Tagebuch zurückzukehren. Er wußte, daß er es nicht mit klarem und analytischem Blick lesen konnte, doch genau das war nötig.

Es verhinderte indessen nicht, daß das Tagebuch zu ihm zurückkehrte. Tatsache war, daß verstreute Sheinkman-Phrasen ihn ständig heimsuchten. Aber nur verstreute. Das Ganze war noch immer zu schwer.

»Hallo, aufwachen.«

Leo Sheinkmans Schicksal ...

Zuerst überredet er seine Familie, in Deutschland zu bleiben, statt zu fliehen. Dann sieht er, wie sie fortgeführt werden zur Erschießung – und sagt kein Wort. Am Ende landet er in einer Abteilung, wo er gezwungen wird, auf seinen qualvollen Tod zu warten, den er buchstäblich näher kommen sieht. Das ist der Zustand, in dem er schreibt. Das ist der Zustand, in dem er befreit wird. Das ist der Zustand, in dem er nach Schweden kommt. Es ist nicht erstaunlich, daß er im Buch des Lebens die Seite umblättern mußte, wie sein Sohn Harald es ausdrückte, als sie im Bofinksvägen miteinander sprachen. Leonard Sheinkman muß die Vergangenheit auslöschen. Er muß sie mit Mitteln der Suggestion beseitigen. Er wird Forscher. Er lernt zu verstehen, wie das Gehirn funktioniert. Er betreibt zielbewußt Gehirngymnastik. Und es gelingt ihm, eine neue Seite aufzuschlagen. Die Seite, auf die er sein neues Leben schreibt, ist vollkommen leer.

Möglicherweise scheint ab und zu der Text von der anderen Seite durch.

»Jetzt werd schon wach, verdammt!«

»Was?« sagte Paul Hjelm.

Die ganze Kampfleitzentrale starrte ihn an. Es waren ziemlich viele Augen. Er zählte bis zwölf, bevor er wach wurde.

»Oj«, sagte er. »Ich glaube, ich bin in ein Zeitloch gefallen.«

»Das grassiert gerade«, sagte Jan-Olov Hultin neutral.

Hjelm starrte auf einen Haufen auf Hultins Katheder. Chavez stand daneben. Der Haufen war ziemlich bunt, aber die Farben Rot und Lila dominierten.

»Bisher eingegangene Beiträge aus Europa«, sagte Jorge Chavez. »Vierzig Prozent der Seilproben sind nicht rot und lila gestreift. Einige Hersteller haben ganze Karten mit Warenproben geschickt. Von einer tschechischen Firma haben wir eine zehn Zentimeter dicke Festmacherleine für Öltanker bekommen. Sie ist weiß und aus Hanf, und das Porto beläuft sich auf achthundert Kronen.«

»Speziell für die tschechische Küste entwickelt«, sagte Viggo Norlander.

Sie starrten ihn an.

»Die es nicht gibt«, verdeutlichte er.

Chavez räusperte sich ein wenig verwirrt. Dann fuhr er fort:

»Drei Proben sind brauchbar. Die Techniker untersuchen gerade ihre chemische Zusammensetzung, um zu sehen, ob es sich um unsere Art von Seil handelt.«

Dann raffte er seine Seilproben zusammen, fegte sie mit dem Arm in eine Sporttasche und kehrte an seinen Platz zurück.

»Vorbildlich kurz gefaßt«, sagte Jan-Olov Hultin und wischte sein Katheder sauber.

Hjelm sah auf die Uhr. Mit den Füßen hing er noch immer im Zeitloch. Es war drei Uhr. Drei Uhr am Freitagnachmittag. Bald Wochenende. Dann würde er sich wieder dem Tagebuch zuwenden.

»Könntest du dir vorstellen, jetzt weiterzumachen, Paul?« sagte Hultin mit unheilverheißender Milde.

Hjelm versuchte, sich zusammenzureißen.

»Ihr kennt ja Henry Blom, alias Olli Peltonen. Gunnar und ich haben uns, wie bekannt, einige Zeit mit dem Freihafen befaßt.

Dort hat also Peltonens Schwarztaxi irgendwann nach sieben am Abend des siebten September 1981 unseren naseweisen Freund aufgenommen. Es war nicht einfach, die alten Hafenarchive aufzutreiben. Jetzt haben wir es aber geschafft, glaube ich. Eine ansehnliche Anzahl Schiffe ist an dem fraglichen Tag eingelaufen. Wenn wir aber davon ausgehen, daß es stimmt, wie Peltonen sagt, daß die Fahrt kurz nach sieben Uhr am Abend stattfand, dann können wir den fraglichen Zeitraum ein wenig enger fassen. Vielleicht können wir annehmen, daß der Mann ohne Nase, also der spätere Shtayf auf dem Südfriedhof, nicht den ganzen Tag unten im Freihafen stand und sich in der Spätsommersonne sonnte, sondern daß er ziemlich rasch an sein Endziel gelangen wollte. Falls es so ist, sind drei Schiffe von Interesse. Gunnar?«

Gunnar Nyberg hatte sich seit der Auseinandersetzung mit den Skinheads in Åkersberga auffallend zurückgehalten. Doch das hatte nur wenig mit Skinheads zu tun. Dagegen hatte es mit einer Dozentin in Slawistik zu tun. Er grübelte ganz einfach darüber nach, wie diese sonderbaren Empfindungen zu erklären waren, die durch seinen Riesenkörper wogten. War es wirklich Liebe? Es war so lange her, und ehrlich gesagt wußte er nicht, ob er jemals in seinem Leben Liebe empfunden hatte. Doch, zu seinen Kindern in den letzten Jahren, als sie schon erwachsen waren, aber vorher? War er jemals verliebt gewesen in die arme Gunilla? Scharf auf sie: Ja. Verliebt: Nein. Möglicherweise, möglicherweise war er jetzt tatsächlich verliebt in die Dozentin Ludmila Lundkvist. Sie waren in ein kleines russisches Lokal in der Drottninggata gegangen. Gunnar hatte zum erstenmal im Leben Borscht gegessen und Bärenbraten. Gut möglich, daß auch der eine oder andere Tropfen Wodka hinuntergeglitten war. Anschließend waren sie in ihre Wohnung in der Luntmakargata gegangen; es war vollkommen selbstverständlich gewesen. Sie hatten eine wunderbare Nacht verbracht. Hinterher wußte er nicht einmal, ob sie ›Sex gehabt‹ hatten, wie es inzwischen so

forsch hieß. Es war alles mehr ein Gefühl, wogende Empfindungen, die durch seinen Riesenkörper zogen. Danach hatten sie sich ein weiteres Mal getroffen, zu Hause bei ihm in Nacka. Da hatten sie definitiv ›Sex gehabt‹. Es war ganz einfach himmlisch. Sie hatte auf der Empore in der Kirche von Nacka gesessen und zugehört, als der Kirchenchor übte. Der Chorleiter hatte am Ende gesagt, daß der Baß an diesem Tag ungewöhnlich rein und klar geklungen habe. Dann gingen sie nach Hause und liebten sich. Ungewöhnlich rein und klar.

Nein, sie hatten keinen ›Sex gehabt‹. Sie hatten sich geliebt.

Jetzt sagte Gunnar Nyberg ungewöhnlich rein und klar:

»Die drei in Frage kommenden Schiffe an diesem Abend waren: die französische M/S Marie Curie, die um 16 Uhr 15 mit einer Stückgutladung aus Le Havre eintraf, die sowjetische M/S Cosmopolit, die um 18 Uhr 25 mit einer Stückgutladung aus Odessa einlief, und schließlich die deutsche M/S Mercedes, die um 19 Uhr 35 mit einer Ladung PKWs aus Kiel ankam. Wir versuchen, diese Schiffe nach zwanzig Jahren und einer gründlichen Veränderung der Europakarte zu lokalisieren. Es scheint nicht ganz einfach zu sein. Möglicherweise könnten wir sagen, daß Zeit und Raum auf die Cosmopolit hindeuten.«

»Aus Odessa in der Sowjetunion«, sagte Paul Hjelm.

»Der heutigen Ukraine«, sagte Gunnar Nyberg.

Eine Weile war es still. Ein Koordinatensystem, das aussah wie ein großes Pluszeichen, trat auf einer Reihe von Netzhäuten in Erscheinung. Ein Quadrant, der ein wenig in der Luft hing, wurde zu den anderen hingesogen.

»Hypothesenstunde«, sagte Paul Hjelm. »Wenn der nasenlose Shtayf aus der Ukraine kommt und zu Leonard Sheinkman fährt, haben wir die Verbindung, die uns gefehlt hat. Sie ist natürlich immer noch extrem vage, aber falls es so ist, haben wir eine denkbare Verbindung zwischen unseren ukrainisch sprechenden Erinnyen und unserem emeritierten Professor. Es wird natürlich

nicht weniger interessant dadurch, daß Shtayf am gleichen Tag ermordet wird, an dem er Sheinkman besucht, und daß er in dem kleinen Badesee Strålsjön in Älta gefunden wird, das unmittelbar nordwestlich von Tyresö liegt. Es wird auch nicht weniger interessant dadurch, daß Sheinkman neunzehn Jahre später zu Shtayfs Grab pilgert und über diesem Grab seinen Tod findet.«

»Das kann man nicht sagen, nein«, meinte Hultin. »Was zum Teufel ist das hier? Was für ein Verbindungsglied fehlt uns?«

»Möglicherweise denken wir an irgendeinem Punkt falsch«, sagte Hjelm. »Ich habe das vage Gefühl, daß irgendwo ein Denkfehler steckt.«

»Aber vage Gefühle sind nicht das, womit wir unseren Job machen.«

»Sag das nicht.«

»Habt ihr noch mehr?«

»Nein«, sagte Hjelm. »Gunnar und ich machen mit den Schiffen weiter. Als nächstes muß der alte sowjetische Frachter Cosmopolit lokalisiert werden. Außerdem werde ich mir Leonard Sheinkmans Tagebuch noch näher ansehen.«

»Hast du das noch nicht getan? Ist es noch immer zu schwer?«

»Ja«, sagte Paul Hjelm.

Hultin seufzte tief und wandte sich an Kerstin Holm:

»Kerstin?«

Sie schaute auf wahnwitzige Papierstapel hinab und sagte: »Ich mache, wie gesagt, weiter mit den Aufhängungen in Europa. Ich kämme Ermittlungen in verschiedenen Sprachen mit dem Läusekamm durch. Auf jeden Fall haben wir nicht mehr hereinbekommen, das ist immerhin ein Trost. Dagegen haben meine Nachfragen bei Robbins in Manchester, Mészöly in Budapest, Sremac in Maribor, Roelants in Antwerpen, von Weizsäcker in Wiesbaden und Gronchi in Venedig gewisse Ergebnisse gebracht. Von diesen Städten ist Maribor die

kleinste. Das war auch die Aufhängung, die Stockholm unmittelbar voraufging, im März. Die slowenische Polizei ist diejenige, die sich am meisten Mühe gibt, als guter Partner bei der europäischen Zusammenarbeit zu erscheinen, und Maribor ist, wie gesagt, eine ziemlich kleine Stadt. Es scheint, als wären tatsächlich im März einige Prostituierte aus Maribor verschwunden. Auch von Kommissar Gronchi in Venedig liegen gewisse Andeutungen vor, aber sie sind eher vage. Venedig ging Maribor voraus. Das war im Februar. Wiesbaden ist auch nicht riesig, und Kriminalinspektor von Weizsäcker ist sehr dezidiert: Von dort sind keine Prostituierten verschwunden. Das war im Dezember. Möglicherweise kann man das so deuten, daß die Erinnyen in diesem Frühjahr angefangen haben zu expandieren. Und wenn das zutrifft, haben wir erst den Anfang gesehen. Außerdem habe ich endlich Antwort von einem Kriminalinspektor Benziger in Weimar bekommen. Kommissar ...«

»Haben sie wirklich solche Titel?« fragte Viggo Norlander.
»Normale, ehrliche, urschwedische Titel?«

»Natürlich nicht«, sagte Kerstin Holm. »Es sind ungefähre Übersetzungen. Um Titel und Beförderungswege und Hierarchien in nationalen Polizeiorganisationen zu verstehen, ist große Detailkenntnis erforderlich. Bei uns ist es schon schwer genug. Ich weiß kaum, welchen Titel ich selbst habe, geschweige denn, wie ich ihn übersetzen müßte. Darf ich weitermachen?«

»Laß mich nachdenken«, sagte Norlander naßforsch.

»Doch. Doch, das geht in Ordnung.«

»Danke. Kommissar Radcliffe in Dublin hatte vorgeschlagen, mit diesem Benziger Kontakt aufzunehmen. Er hat vor einer Stunde geantwortet. Ich lese: ›Sehr geehrte Frau Holm. Ich bedauere es außerordentlich, daß ich Ihre E-Mail erst jetzt beantworten kann. Ich war durch einen auswärtigen Auftrag verhindert. Jimmy hat recht daran getan, Sie an mich zu verweisen. Also James Radcliffe. Auf einer internationalen Konferenz

erwähnte ich ihm gegenüber vor kurzem, daß wir auf einen *modus operandi* gestoßen sind, der an Ihren Fall erinnert. Ich weiß jedoch sehr wenig darüber, weil es sich nicht um eine polizeiliche Angelegenheit handelt. Ich muß Sie diesbezüglich an Professor Ernst Herschel vom Historischen Institut der Universität Jena verweisen. Mit freundlichen Grüßen, Kriminalinspektor Josef Benziger, Weimar.««

»Hast du schon Kontakt mit diesem Herschel?« fragte Hultin.

»Nein«, sagte Holm. »Am Telefon meldet sich niemand. Ich habe ihm eine Mail geschickt.«

»Danke. Noch etwas?«

»Im Moment nicht.«

»Dann können wir die Sitzung ja mit einer kleinen Filmvorführung beschließen?«

»Ja, aber hallo«, sagte Viggo Norlander fröhlich. »Ich und deine Frau, Jorge, haben eine gemeinsame Reise unternommen. Eine Art Flitterwochen. Wir haben in Karlskrona sogar das Hotelzimmer geteilt.«

»Das haben wir nicht«, sagte Sara ruhig.

»Nein, vielleicht nicht«, fuhr Norlander fort, ohne sich beirren zu lassen. »Aber ich habe sie in allen möglichen Stellungen gefilmt.«

»Wenn du nicht aufhörst, darfst du nicht auf das Fest kommen«, sagte Chavez relativ unberührt und wühlte in den Tauenden.

»Was für ein Fest?« fragte Viggo.

»Oj«, sagte Jorge und legte die Hand auf den Mund.

»Vielleicht war er gar nicht eingeladen.«

»Unsere Einzugsfete«, sagte Sara und stand auf. »Ich gehe davon aus, daß ihr alle kommt. Morgen abend um sieben. Eßt vorher nichts. Birkagatan in Birkastan. Alle haben hoch und

heilig versprechen müssen, daß die laufende Ermittlung mit keinem Wort erwähnt wird.«

»Warum habt ihr mir nichts gesagt?« klagte Viggo. »Wo wir so viel zusammen gereist sind, Sara.«

»Du bist nicht eingeladen, Viggo«, sagte Jorge. »So einfach ist das. Wir haben alle eingeladen außer dir.«

»Hört jetzt auf«, sagte Sara. »Du weißt sehr wohl, daß du eingeladen bist, Viggo. Astrid hat schon zugesagt. Charlotte kommt mit. Im übrigen haben wir von allen Antwort bekommen, glaube ich. Jan-Olov, wie ist es jetzt? Kommt deine Frau mit?«

»Aber ja«, sagte Jan-Olov Hultin, der plötzlich ein Privatleben offenbarte und hinzufügte: »Sie heißt Stina.«

»Und dann war noch unklar, Gunnar, mit wie vielen Personen ...«

»Zwei«, sagte Gunnar Nyberg in reinem und klarem Baß.

»Es kommen also alle?« sagte Jorge. »Prima. Dann muß ich es noch zum Schnapsladen schaffen und ein bißchen mehr Duca kaufen.«

»Was ist das denn für ein bescheuerter südamerikanischer Scheiß?« stichelte Viggo weiter.

»Das ist ein vollmundiger italienischer Rotwein. Duca d'Aragona 1993. Und ein Scheiß ist er nicht. Dagegen ist er fast immer ausverkauft. Wahrscheinlich muß ich zum Nacka Forum fahren. Aber für euch tu ich das gern.«

Jorge Chavez war mit anderen Worten ein Wunder an Geduld. Hjelm betrachtete ihn skeptisch. Es war eine Maske, es mußte eine Maske sein. So drastisch konnte sich kein Mensch verändern. »Alle kommen nicht«, sagte er vorsichtig. »Arto nicht.«

»Da wäre ich nicht so sicher«, sagte Jorge kryptisch.

»Dann laßt uns zusehen, daß unser Freund noch rechtzeitig zu seinem Wein kommt«, sagte Hultin. »Laß den Film laufen, Viggo.«

Die Fernbedienung in Viggo Norlanders Hand setzte den Videorecorder vorn neben der Flipchart mit einem Klicken in Gang. Einen endlos langen Schwenk über ein tristes Hafenge-lände begleitend, sagte Sara: »Während diese Totale von Karlskronas Hafen vorbeizieht, kann ich vielleicht als erstes sagen, daß Viggo und ich noch einmal das gesamte Filmepos der Naturschutzbehörde über den polnischen Adlerschänder Wojciek Bienek durchgesehen haben. Seine Kunden waren übrigens, wie sich herausstellte, Deutsche, Japaner und Amerikaner. Besonders die Aufnahmen aus dem Schiffsinnen haben wir aufmerksam betrachtet. Darin kamen keine der ausgewanderten Slagstamädchen vor.«

Nach dem Schwenk über Karlskrona folgte eine lange, ver-wackelte Sequenz mit vorüberwischenden Pflastersteinen. Dazwischen war ein offensichtlich neuer italienischer rechter Herrensuh mit deutlichen Flecken zu erkennen. Im Hinter-ground war ein Murmeln zu hören:

»Verflucht, wo ist sie denn jetzt hin, das Grüngemüse?«

Viggo Norlander räusperte sich vernehmlich: »Das sollte doch geschnitten werden, Sara«, sagte er unwirsch.

»Ich fand, es lohnte sich, das mitzunehmen«, sagte Sara fried-lich.

»Das finde ich auch«, sagte Hultin neutral.

Jetzt erschien das Grüngemüse auf dem Fernsehschirm. Sara Svenhagens chlorefärbtes Stoppelhaar befand sich einem wettergegerbten Mann in Uniform gegenüber, der in einer engen Kajüte mit fettfleckigen Seekarten an den Wänden saß. Er blickte auf ein Papier und sagte: »Nein. Wir haben keinerlei Information über diesen Bus oder seine Passagiere. Außer daß sie drei Kabinen bestellt hatten.«

»Das klingt ja, als gäbe es doch einige Informationen«, sagte das Grüngemüse aufmunternd. »Wie viele Personen waren denn gebucht?«

Der Wettergegerbte las in den Papieren, nicht ohne Schwierigkeit. »Elf Erwachsene«, sagte er schließlich.

»Erwachsene?« sagte Sara Svenhagen.

»Keine Kinder«, verdeutlichte der Wettergegerbte.

Dann erstarrte er mit einer eigentümlichen Grimasse um die Mundwinkel.

»Danke, Viggo«, sagte Sara und wandte sich der Kampfleitzentrale zu: »Elf Erwachsene heißt also, noch drei außer unseren acht aus Slagsta. Zwei hatten wir schon vermutet: einen Fahrer plus die Frau mit dem Handy, auf die wir zurückkommen. Jetzt zeigte sich also, daß es drei waren. Die Vereinigung der Erinnyen scheint unaufhörlich zu wachsen. Wir machen weiter, Viggo. Ihr müßt jetzt genau aufpassen, es gibt schnelle Schnitte, MTV-Ästhetik.«

Norlander drückte auf die Fernbedienung. Der Wettergegerbte verschwand, die Grimasse mit ihm.

Rascher Schnitt zu junger weißgekleideter Frau mit slawischem Aussehen vor einer Masse von Küchengeräten an einer Wand: »Nur Frauen, ja«, sagte sie in gepflegtem Schwedisch. »Drei Kabinen. In einer drei, in den beiden anderen je vier. Vierbettkabinen. Aber sprechen Sie mit Wislawa. Ich glaube, sie hatte die Kabinen.«

Rascher Schnitt zu einer noch jüngeren, dunklen Frau im Bikini, die sich an Deck sonnte. Die Kamera zickte ein wenig, aber der berühmte Kameramann konnte der Versuchung widerstehen, zur Bikinilinie hinabzugleiten.

»Woher kommen Sie, Wislawa?« fragte Sara aus dem Off.

»Ich bin Polin«, antwortete das Bikinimädchen in gutem Schwedisch.

»Haben Sie gehört, ob sie miteinander gesprochen haben?«

»Ja. Verschiedene Sprachen. Ein bißchen russisch, ein bißchen bulgarisch.«

»Ukrainisch?«

»Ich kann Ukrainisch nicht von Russisch unterscheiden. Bulgarisch ist etwas anderes, aber ich verstehe es nicht. Russisch kann ich ein bißchen.«

»Haben Sie gehört, was sie sagten?«

»Nein. Sie sprachen nie, wenn ich dabei war. Ich hörte ihre Stimmen vom Gang aus. Es wurden nie richtige Worte. Aber ich habe nur saubergemacht. Serviert hat Jadwiga.«

Neuer Schnitt zu einem weiteren jungen Mädchen, blonder und in T-Shirt und Jeans. Sie wollte gerade mit einem Jungen mit Sonnenbrille an Land gehen, als sie am Landgang aufgehalten wurde. Das Bild schwankte kräftig, und ein hechelndes Geräusch war während des folgenden Gesprächs im Hintergrund zu hören.

»Sind Sie Jadwiga?«

»Ja«, sagte das Mädchen und fuhr zurück. »Nimm die Kamera weg. Was tust du da, schmieriger Alter.«

»Wir sind von der schwedischen Polizei«, sagte Sara und hielt ihren Ausweis hoch.

»Der auch?« sagte Jadwiga und machte eine Geste mit dem Kopf.

»Ja. Komisch, nicht?« sagte Sara Svenhagen neutral.

»Mußt du so hecheln?« sagte Jadwiga in klagendem Ton.

»Ich bin ein alter Mann«, sagte die hechelnde Stimme.

»Kennen Sie diese Frauen?« sagte Sara.

Jadwiga betrachtete eine Karte mit Fotos. »Klar«, sagte sie. »Die meisten waren dabei, vielleicht alle. Schliefen in drei Kabinen. Ich glaube, sie waren während der gesamten Überfahrt

in den Kabinen. Gingen nie raus. Ich habe ihnen das Abendessen serviert und am Morgen Frühstück.«

»Die wichtigste ist sie«, sagte Sara und zeigte auf eins der Bilder. »Können Sie etwas über sie sagen?«

Jadwiga kratzte sich am Kopf und sagte: »Sie war Russin, glaube ich. Irgendein russischer Dialekt. Mein Russisch ist nicht so gut.«

»Da haben Sie nicht gehört, worüber sie sprachen?«

»Vielleicht ein bißchen. In meinen ersten Schuljahren war Russisch obligatorisch. Als ich dann gerade angefangen hatte, die Grundlagen zu begreifen, wurde es Englisch.«

»Sie sprechen ja sehr gut Schwedisch«, sagte Sara.

»Danke.«

»Scheiße!« hörte man jemand brüllen, dann kam ein Knall, und das Bild zeigte den Himmel durch eine Schiffsreling hindurch.

Neuer Schnitt. Wieder Jadwiga, mit einer Kaffeetasse vor sich und essenden Menschen im Hintergrund.

»Wir versuchen es noch einmal«, sagte Saras Stimme.

»Bist du sicher, daß sie noch geht, Viggo?«

»Viggo?« sagte Jadwiga amüsiert.

»Tja«, sagte Norlanders nicht mehr hechelnde Stimme, »ich bin ausgerutscht.«

»Also, Jadwiga. Wo waren wir?«

»Die da«, sagte sie und zeigte auf die Fotokarte. »Sie hat mit den beiden anderen in der Kabine einen komischen russischen Dialekt geredet. Ich habe ein bißchen mitgekriegt, als ich das Frühstück servierte. Als ich am Abend vorher das Essen servierte, waren sie mucksmäuschenstill.«

»Sie schlief also in der Kabine, in der drei Passagiere waren?«

»Ja.«

»Könnten Sie die beiden anderen in der Kabine beschreiben?«

»Ich glaube schon. Um die Dreißig, vielleicht. Ein bißchen südslawisches Aussehen. Wenn ich nordslawisch aussehe.«

»Und die beiden waren keine von den anderen hier auf den Fotos?«

»Nein, die waren in den anderen Kabinen. Vier in jeder. Sie machten mehr Krach. Drogensüchtige.«

»Und die drei in der dritten Kabine würden Sie nicht als Drogensüchtige bezeichnen?«

»Nein. Ich dachte, es wären Sozialarbeiterinnen oder etwas in der Art. Die eine Gang alter Fixerinnen begleiteten. Zum Entzug.«

»Würden Sie diese beiden Frauen in der Dreierkabine wiedererkennen? Oder könnten Sie helfen, eine Zeichnung von ihnen anzufertigen?«

»Vielleicht.«

»Was haben sie denn gesagt?«

»Wie?«

»Haben Sie nicht gesagt, Sie hätten etwas gehört, als Sie das Frühstück servierten?«

»Ich versuche, mich zu erinnern. Zuerst ging es ums Wetter, daß es schön war, daß sie eine ruhige Nacht gehabt hatten. Dann etwas darüber, daß die Mädchen sich galant aus der Affäre gezogen hatten. Eine hat gesagt, sie wäre stolz auf sie. Dann etwas darüber, daß jemand benachrichtigt werden mußte, wenn sie durch wären. Dann fragten sie mich, ob es kein Roggenbrot gäbe. Dann fragte eine, wann sie zuletzt kontrolliert worden wären. Eine andere sagte, es sei erst zehn Minuten her. Und mich fragten sie, ob ich in den Nachbarkabinen gewesen sei. Ich antwortete, ja. Da fragten sie, ob sie nett zu mir waren. Ich antwortete, ja. Dann bat eine um eine extra Tasse Kaffee. Die bekam sie. Und danach bin ich gegangen.«

»Meine Güte«, sagte Saras Stimme. »Sie haben ein gutes Gedächtnis.«

»Danke.«

»Jemand sollte also benachrichtigt werden, wenn sie durch wären? War es so?«

»Sie haben auch ein gutes Gedächtnis.«

»Wer? Haben sie einen Namen genannt?«

»Ja, sie haben einen Namen genannt. Aber daran erinnere ich mich nicht.«

Neuer Schnitt. Jadwiga saß an einem Schreibtisch mit einem Computer. Ein dicker Mann in Polizeiuniform saß davor und schrieb und betätigte die Maus. Daneben konnte man zur Hälfte Sara sitzen sehen.

»Ich weiß nicht«, sagte Jadwiga und zeigte auf den Monitor. »Ungefähr so. Ein bißchen schrägere Augen vielleicht.«

»Viggo«, sagte Sara mit einer gewissen Müdigkeit in der Stimme. »Es gibt keinen Grund, das hier zu filmen.«

»Doch, durchaus«, sagte eine unverkennbare Männerstimme, während die Kamera um den Schreibtisch glitt und Jadwiga aufs Korn nahm, die eine irritierte obszöne Geste machte.

»Stör sie nicht«, sagte Sara noch müder.

»Sieht aus wie Magdalena Forsberg«, sagte der Uniformierte in Karlskronamundart und betrachtete enttäuscht den Bildschirm.

Jadwiga dagegen sah plötzlich erschrocken aus.

»Kein Grund, sich Sorgen zu machen«, sagte die unverkennbare Männerstimme. »Niemand wird glauben, du hättest die weitbeste Biathlon-Sportlerin bezichtigt.«

Jadwiga stand auf. Die Kamera folgte ihr. »Aber *das* war es«, stieß sie aus.

Sara Svenhagen tauchte neben ihr auf und sagte: »Was meinen Sie, Jadwiga?«

»Den Namen«, sagte die junge Polin. »Von der Frau, die benachrichtigt werden sollte.«

»Magdalena Forsberg?« sagte die unverkennbare Männerstimme.

»Magda«, sagte Jadwiga.

Es folgte ein abrupter Schnitt zu etwas, was wie das Gelände einer Kfz-Werkstatt aussah. Ein Mann mit Schnauzbart und Shell-Kappe stand vor einer Reihe mehr oder weniger defekter Busse und wischte sich die ölverschmierten Hände ab.

Er blickte mißtrauisch in die Kamera. »Was soll denn das bedeuten«, sagte er auf småländisch. »*Sind Sie deutsch? Sie können hier nicht fotografieren.*«

»Entschuldigung«, sagte Saras Stimme. Von der Seite wurde ihre Hand mit dem gezückten Polizeiausweis ins Bild gestreckt. »Ist dies hier Anderstorps bil & buss AB?«

»Ja. Nehmen Sie die Kamera weg. Brauchen Sie dafür nicht eine Genehmigung?«

»Da liegt er gar nicht so falsch«, sagte Jan-Olov Hultin laut.

»Schsch«, zischte Sara, während sie gleichzeitig auf dem Fernsehschirm fragte: »Sind Sie Anders Torp?«

»Ja«, sagte der Schnauzbartmann, immer noch mißtrauisch, doch jetzt mit spürbarem Stolz. »Anders Torp in Anderstorp.«

»Vermieten Sie Busse?«

»Ja«, sagte Anders Torp. »Das kommt vor.«

»Haben Sie einen Bus mit diesem Kennzeichen vermietet?«

Ein Notizblock wurde ins Bild geschoben.

Anders Torp betrachtete ihn und nickte. »Ein alter Volvo, kleineres Modell«, sagte er. »Sie haben ihn für einen Monat gemietet. Es muß so zwei Wochen her sein.«

»Glänzend«, sagte eine unverkennbare Männerstimme.

»Ist der auch von der Polizei?«, sagte Anders Torp und zeigte direkt ins Bild. »Ich möchte wirklich gern wissen, ob Sie hier einfach so ohne Genehmigung filmen dürfen. Vielleicht sollte ich lieber keine Fragen mehr beantworten.«

»Wenn Sie etwas zu verbergen haben, schlage ich vor, daß Sie das tun«, sagte Sara.

»Vorbildlich«, sagte Hultin.

»Schsch«, zischte Sara.

»Ich habe nichts zu verbergen«, sagte Anders Torp gekränkt.

»Dann setzen wir die Reise fort«, sagte Sara. »*Då fortsätter vi resan*, wie es in *Yellow Submarine* heißt.«

»Haben Sie das auch gehört?« sagte Anders Torp, und seine Miene hellte sich auf. »Irgendwo in der Mitte, wo es einen Moment chaotisch wird. Die Eagles haben ihre Rückwärtsmitteilungen eingeblendet, die Beatles haben einen schwedischen Sprecher eingespielt. Das ist Klasse.«

»Wer hat den Bus gemietet?« fragte Sara kurz.

Anders Torp sah sie bewundernd an. Sie hatte offenbar die Mauer seines Mißtrauens durchbrochen.

»Eine Frau«, sagte er. »Keine Schwedin.«

»Woher kam sie? Osteuropa?«

»Nein, dann hätte ich nicht vermietet. Da weiß man doch, daß der Bus nicht zurückkommt.«

»Sie muß doch einen Führerschein vorgelegt haben ...«

»Und einen Paß«, sagte Anders Torp. »Das muß man, als Ausländer. Ich glaube, sie war Deutsche. Ich kann nachsehen.«

Er verschwand. Die Kamera schwenkte auf Sara.

Die unverkennbare Männerstimme sagte: »Yellow Submarine?«

Sara zeigte auf eine Wand der Busgarage. Die Kamera zoomte ein verblichenes Poster mit psychedelischem Muster heran, bis die Texte ›Beatles‹ und ›Yellow Submarine‹ erkennbar wurden. Dann kehrte die Kamera zu Sara zurück.

»Raffiniert«, sagte die unverkennbare Männerstimme.

»Tja«, sagte Sara und sah ziemlich zufrieden aus.

Dann kam Anders Torp aus Anderstorp zurück. Er hielt ein Blatt Papier in der Hand. Es flatterte wild im småländischen Frühsommerwind. »Hier«, sagte er und zeigte auf das ungestüme Papier. »Führerscheinnummer und Paßnummer.«

Sara nickte und sagte: »Wir kopieren es nachher. War es eine von diesen hier?«

Sie hielt ihm die Karte mit den Fotos hin. Anders Torp nahm sich Zeit für jedes einzelne der neun Fotos. Er schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er.

Dann streckte Sara ihm noch zwei Fotos hin, etwas größere.

Anders Torp betrachtete das erste. Dann griff er zum zweiten, und sein Gesicht hellte sich auf wie vorher, als *Yellow Submarine* erwähnt wurde. »Dies hier ist ihr sehr ähnlich«, sagte er und nickte.

Sara Svenhagen machte das Daumen-hoch-Zeichen in die Kamera. Die Kamera schwankte und fiel zu Boden. Man sah noch die Sonne hinter eine Wolke huschen, bevor das Bild sich im Krieg der Ameisen auflöste.

Eine Weile war es still. Dann sagte Jan-Olov Hultin:

»Ich bin mir nicht sicher, ob die Videokamera ein richtig gutes Gerät im Zusammenhang mit einer polizeilichen Ermittlung ist ...«

Sara Svenhagen machte das Daumen-hoch-Zeichen zu Viggo Norlander. Er antwortete fröhlich mit der gleichen Geste. Diesmal war keine Kamera da, die hinfallen konnte.

Es war offensichtlich, daß er einen unschätzbaren Beitrag geleistet zu haben glaubte.

Dann sagte Sara: »Die sogenannte Ninja-Feministin kann also endlich einen Namen bekommen. Magda.«

»Außerdem«, sagte Viggo Norlander, »haben wir die hier.«

Er hielt drei Fotos wie einen Fächer in die Höhe. Eins war eine richtige Fotografie – das von den Technikern gereinigte Bild aus dem Film der Naturschutzbehörde, das die Frau mit dem Handy zeigte. Die beiden anderen waren ziemlich ausgeprägte Phantombilder, also Computerrekonstruktionen.

»Diese beiden«, sagte Viggo, »wurden also von einem korpu-lenten Polizisten in Karlskrona in Zusammenarbeit mit der polnischen Kellnerin Jadwiga von der Stena Europe erstellt.«

Er legte eins der Phantombilder hin, behielt das andere in der erhobenen Hand und fuhr fort: »Dieser Frau vermietete Anders Torp in Anderstorp seinen Bus. Wir können davon ausgehen, daß sie die Fahrerin der Erinnyen ist.«

»Paß und Führerschein waren deutsch«, sagte Sara. »Sie sind ohne jeden Zweifel gefälscht. Könnt ihr raten, auf welchen Namen sie lauteten?«

»Nein«, sagten alle.

»Eva Braun«, sagte Sara Svenhagen.

»Leider war die Kamera kaputtgegangen, als Anders Torp das sagte«, fuhr Viggo Norlander fort.

»Miese Qualität«, sagte Jan-Olov Hultin neutral.

Da klingelte das Telefon. Hultin nahm den Hörer ab.

»Ja«, sagte er. »Ja, ja. Wieso schwierig? Aha. Okay. Gut. Danke.«

Dann legte er wieder auf und sagte: »Das war Chefkriminal-techniker Brynolf Svenhagen. Er war aufgebracht.«

»Ojemine«, sagte Jorge Chavez sardonisch und schielte auf die Uhr; der Besuch im Schnapsladen schien in immer weitere Ferne zu rücken.

Hultin sagte: »Es ist eine Antwort gekommen auf unsere Anfrage wegen des Mannes ohne Nase.«

Die aufmüpfige Versammlung lauschte plötzlich gespannt wie Kinder am ersten Schultag.

»Warum war Brunte denn aufgebracht?« fragte Paul Hjelm und erntete einen sauren Blick von Sara Svenhagen.

»Weil die Antwort ungewöhnlich diffus ist. Sie behaupten, sie hätten keine Kooperationsabsprache mit Europol. Sie weigern sich, den Namen zu nennen, und sie verlangen, daß wir einen Mann hinunterschicken.«

»Hinunterschicken?« sagte Chavez. »Haben die noch nie was vom Internet gehört?«

»Wohl nur mit Mühe und Not, würde ich meinen«, sagte Hultin und nahm den Hörer ab.

»Aber du hast doch wohl nicht vor, einen zu schicken?«

»Doch«, sagte Hultin und wählte eine sehr lange Nummer. »Wir haben doch schon einen Europareisenden. Arto kann Anfang der Woche hinfahren.«

»Aber *wohin* denn?« sagte Paul Hjelm. »Woher kommt unser Nasenmann?«

»Das ist der Grund, warum ich mich füge, ohne zu murren«, sagte Jan-Olov Hultin und sah auf. »Shtayf kam aus Odessa. In der Ukraine.«

Es war Samstagabend in der Toskana. Familie Söderstedt saß auf der Veranda, während die Sonne langsam über die Hügel herabsank. Errötende Sonnenstrahlen pinselten die Weinberge goldstreifig. Ein Hauch von siebzehn verschiedenen Sorten Basilikum wehte vom Kräuterbeet herüber, und die anhaltende Tageswärme ließ die Abendluft in der Dämmerung leicht erzittern. Die letzten Reste von Anjas fabelhaftem Spezialpesto, das auf dem Neuzugang eines butterblauen Rosenzweigbasilikums basierte, rutschten gerade durch die Kehle, perfekt vermischt mit einem vollmundigen Brunello.

Und alles – ganz genau alles – war sehr gut.

Arto Söderstedt blickte in die Runde. Zwischen all den kreideweißen Köpfen war ein schwarzer. Er gehörte einem siebzehnjährigen Weinbauernsohn namens Giorgio. Er war es, der seiner ältesten Tochter die Unschuld geraubt hatte. Mikaela hatte ihn eines Tages mitgebracht und vorgestellt. Arto fand das großartig. Ihm wurde etwas verehrt, ihm wurde tatsächlich gedankt dafür, daß er sie überzeugt hatte, sich nicht schämen zu müssen. Hoffentlich würde die Einsicht sie durchs Leben begleiten.

Schämen muß man sich nur, wenn man einem anderen etwas Böses antut.

Nur dann.

Giorgio war ein sehr schüchterner Junge, der in der Überzeugung lebte, daß der Vater des geliebten Mädchens per definitionem rasend war. Daß es seine Pflicht war, rasend zu sein. Aber auch Giorgios eigener Vater schien nicht besonders rasend zu sein. Söderstedts luden den Weinbauern und seine

Frau eines Abends ein. Beide machten einen nervösen Eindruck, als stünden sie vor Gericht.

Dies also war das Ehepaar, dessen Tochter ihr nichtsnutziger Sohn entjungfert hatte. Die Eheleute Söderstedt hatten ihren gesamten Charme aufgeboten, um sie zu überzeugen, daß alles in Ordnung war, und ganz langsam hatte sich das Weinbauernpaar entspannt. Es endete damit, daß alle einander in Lobpreisungen der Liebe und des Weins und des Lebens übertrafen.

Jemand hier am Tisch ist schwanger.

Pang – machte es, als ihm die Einsicht kam.

Es war etwas mit der Stimmung. Diese spezifisch weibliche, völlig lautlose Telepathie schickte ihre Wellen quer über den Tisch. Er kannte es von früher. Fünfmal, um genau zu sein. Er gehörte praktisch zu den Experten.

Zuerst ging sein Blick hinüber zu Linda, der Zweitältesten Tochter. Sie war vierzehn. Das kam ihm ziemlich ungefährlich vor. Und das war es auch. Sie verschlang Pasta, warf verstohlene Blicke in die Runde und war genau wie immer. Vor allem unglaublich neugierig auf Giorgio. Mit einem kleinen Lächeln fragte er sich, was wohl in ihren Gedanken ablief. Wo sie auf Widerstand stießen.

Dann kam der kritische Augenblick. Er faßte sich ein Herz und wandte sich Mikaela zu. Sie leuchtete. Doch es war das Leuchten der Liebe und nichts anderes, davon war er ziemlich überzeugt.

Jaha, dachte er und atmete auf. Ich habe mich geirrt. Ich dachte schon, ich würde nie mehr Kinder aus dem Tagesheim abholen. Aber von wegen.

Ich werde in ein paar Jahren einen Nachzügler aus dem Tagesheim abholen.

Er wandte sich Anja zu, die ihr Butterblaurosenzweigbasilikumpesto auf der Zunge zergehen ließ. Sie schimmerte.

Ja, es war ein Unterschied zwischen Leuchten und Schimmern. Ein gewaltiger Unterschied.

»Also du sitzt da und bist schwanger?« sagte er und nahm noch einen Schluck Wein.

Anja verschluckte sich am Pesto. Er mußte aufstehen, um sie herumgehen und das gute alte *Heimlich* -Manöver durchführen. Er faßte sie unterhalb der Brust und drückte zu. Ein ordentlicher Klumpen Pesto landete mitten auf dem Tisch. Giorgio verzog angeekelt das Gesicht. Mikaela wäre vor Scham am liebsten im Erdboden versunken. Sie hatte noch nicht richtig ausgelernt.

Anja wischte sich die Tränen mit einer Serviette ab, mit der sie anschließend die Pestoreste vom Tisch wischte. Ihre Miene war vollkommen ausdruckslos. Dann saß sie da und starrte über die Dämmerungslandschaft hinaus in die Ferne. Arto setzte sich auch. Er beobachtete sie, um zu sehen, ob die telepathischen Wellen wiederkamen.

Giorgio betrachtete unschlüssig seine halb gegessene Portion Pesto.

»You don't have to eat it«, sagte Anja, ohne den Blick von der Unendlichkeit abzuwenden.

Die Wellen waren abwesend, als Mikaela und Giorgio sich davonstahlen, um in intmem Tonfall die Erwachsenenwelt zu schmähen, sie waren abwesend, als Linda und Peter davonglitten, um in der zunehmenden Dunkelheit herumzuschleichen und sich gegenseitig zu Tode zu erschrecken, sie waren abwesend, als Stefan Klein-Linas Hand faßte und mit ihr davontappte, um italienisches Kinderfernsehen zu gucken.

Aber als die Eheleute allein auf der Veranda zurückblieben, als die Zikaden sich ins Zeug legten, daß es um ihre Beine Funken sprühte, da kamen die telepathischen Wellen wieder. Anjas Blick kehrte aus der Ferne zurück und begegnete seinem

unverwandt bohrenden. Ein paar Sekunden saß sie da und beobachtete ihren eigentümlichen Ehemann. Dann schüttelte sie rasch den Kopf, lächelte kurz und verschwand.

Keine Frage, es würde einen Nachzügler geben.

Er ging hinüber zu seiner Ecke der Veranda und schaltete den Computer ein. Der rasselte und röchelte. Arto Söderstedt lebte in ständiger Furcht davor, sein Computer könnte einem Informationsschlag erliegen und ganz einfach den Geist aufgeben. All diese CD-Roms, die eingegeben wurden, all die Informationen, die über die Festplatte verstreut waren – wo verlief eigentlich die Grenze des ihr Zumutbaren?

Arto Söderstedt holte den Grundriß des Palazzo Riguar do hervor, den Kommissar Marconi ihm nur widerwillig überlassen hatte. Dazu hatte ihm der gute Kommissar – allerdings noch widerstrebender – alle kritischen Punkte des vierunddreißig Zimmer zählenden Gebäudes gezeigt. Zum Abschluß hatte er sich, die Hände an den Hüften, vor ihm aufgebaut und mit fordernder Stimme gesagt: »Ich sollte aber schon wissen, wofür sie dies brauchen, Signor Sadestatt.«

Signor Sadestatt erwiderte: »Welcher ist der beste Weg hinein?«

Signor Marconi war fassungslos. Alles andere wäre undenkbar gewesen.

Söderstedt verdeutlichte: »Nicht für mich, für die Erinnyen.«

Marconi beobachtete ihn. Sein Blick war starr.

»Man kommt nicht anders an ihn heran als in seinem Haus«, fuhr Söderstedt fort. »Er hat seinen Palast seit – was haben Sie gesagt? – einem Jahr nicht verlassen?«

Marconi nickte, doch nicht gleichgültig.

»Also muß man in den Palazzo Riguardo, um an ihn heranzukommen.«

»Und Sie sind wirklich sicher, daß diese ... Erinnyen hinter ihm her sind?«

»Ich bin mir dessen immer sicherer, ja.«

»Warum?«

»Weil dies mit den Vielfraßen so wunderbar deutlich war. Weil es irgendeine direkte Verbindung zwischen Leonard Sheinkman in Stockholm und Marco di Spinelli in Mailand gibt. Weil die Kombination Vielfraß/Greis direkt auf den Palazzo Riguardo hinweist. Weil di Spinelli die Spinne im Netz ist. Bei ihm laufen alle Fäden zusammen. Von ihm gehen alle Fäden aus. Er selbst hat das Netz gesponnen, in dem er sich verfangen wird. Er hat die Gestalten, die ihn verzehren werden, selbst geschaffen.«

»Das klingt ziemlich überzeugend«, sagte Marconi aufmunternd, um gleich danach Eiswasser über den kochenden Finnlandschweden zu gießen: »Aber gibt es wirklich eine einzige greifbare Verbindung zwischen Sheinkman und di Spinelli?«

»Er kannte ihn.«

»Das sagen Sie, ja. All dies beruht auf einer Rückenmarksreaktion bei Ihnen. Außerdem müßte doch in diesem Fall Sheinkman das Opfer sein und di Spinelli der Henker. Warum sowohl das Opfer als auch den Henker ermorden?«

»Nichts sagt uns, daß di Spinelli der Henker ist. Sie sind vielleicht Brüder im Unglück.«

»Marco di Spinelli als Lagerinsasse in Buchenwald? Sie machen Scherze.«

»Ihre Äußerung, Signor Marconi, deutet an, daß Sie gegenteiliger Ansicht sind, all Ihrer früheren Neutralität zum Trotz.«

»Sehen Sie sich Marco di Spinelli an, Signor Sadestatt. Ist das ein Mann, der von einer Vergangenheit in einem Konzentrationslager gequält wird, in dem er von maschinenmäßig

mordenden Nazis erniedrigt wurde? Ist das ein Mann, der nach einem halben Jahrhundert noch immer Psychopharmaka schluckt, um eine Stunde in der Nacht Schlaf zu finden? Ist das ein Mann, der gräßlichsten medizinischen Experimenten ausgesetzt gewesen ist?«

Hier hatte Arto Söderstedt sich tatsächlich gebremst. Der distinguierte Kommissar, normalerweise ein Wunder an Selbstbeherrschung, ließ für einen kurzen Moment die Beweggründe seiner Hartnäckigkeit erkennen.

Sie waren persönlicher Art.

Auf die eine oder andere Weise persönlicher Art.

»Ihr Vater?« sagte Söderstedt kühn.

»Es ist meine ganze Jugend«, sagte Italo Marconi, und sein Blick war bohrend. »Das Zentrum meiner Kindheit. Sie können nicht schlafen. Sie können nie schlafen.«

Söderstedt schwieg.

Er wartete, bis Marconi, mit gefaßter, aber bebender Stimme, fortfuhr: »Buchenwald war ein grauenhaftes Konzentrationslager in Nazideutschland. Gegen Ende des Krieges saßen dort fast nur noch Nichtdeutsche. Die deutschen Juden waren schon in die Vernichtungslager in Polen abtransportiert, soweit an ihnen keine medizinischen Experimente durchgeführt wurden, und Buchenwald wurde immer mehr ein Internierungslager für ausländische Gefangene. Mein Vater war italienischer Kommunist. Man untersuchte die Bewegung des Bluts durch die Muskelmasse, indem man es live beobachtete, sozusagen. Sezierung des lebenden rechten Arms, natürlich ohne Betäubung. Er lief fast ein Jahr mit dem seziierten herabhängenden Arm herum, bevor Einheiten der dritten US-Armee am elften April Buchenwald erreichten und die Lagertore öffneten.«

Söderstedt wußte nicht recht, wie er mit diesen Informationen umgehen sollte. »Das tut mir leid«, sagte er kraftlos.

»Mir auch«, sagte Marconi und machte sich an verschiedenen Papieren auf seinem Schreibtisch zu schaffen. »Meine gesamte Erfahrung sagt mir also, daß di Spinelli nie in einem Konzentrationslager gegessen hat. Darauf würde ich mein Leben setzen.«

»Sie haben natürlich recht«, sagte Söderstedt. »Es war nur so ein Einfall.«

»Aber entwickeln Sie trotzdem Ihren Gedankengang«, sagte Marconi und war wieder ganz der alte.

»Wer einen achtundachtzigjährigen ehemaligen KZ-Gefangenen tötet, indem er ihn an den Beinen aufhängt und ihm mit einem Metalldraht im Gehirn herumstochert, ist per definitionem Faschist. Ich finde, daß die Kollegen in Stockholm ein bißchen zu leichtfertig davon ausgegangen sind, daß diese Erinnyen in einer Art Mission unterwegs sind. Daß sie vergewaltigte Frauen befreien. Auf mich wirken sie ausgesprochen faschistoid, Auch wenn sie Frauen sind.«

Italo Marconi nickte. Dann sagte er: »Es gibt einen Weg hinein.«

Arto Söderstedt horchte auf, während er sich über die große, uralte Zeichnung des Palastes beugte, die aufgerollt auf dem Schreibtisch lag. Erst jetzt bemerkte Söderstedt, wie minutiös jeder Raum im Palast kartiert war.

»Wir kennen wirklich jeden Winkel im Palazzo Riguardo«, fuhr Marconi fort. »Von hier aus wird ein Unternehmen von der Art geführt, die im Begriff ist, unser Land und unseren Kontinent in den Ruin zu stürzen. Marco di Spinellis Unternehmen stellt ganz einfach die Marktwirtschaft in ihrer reinsten Ausprägung dar. Die unkontrollierte Marktwirtschaft residiert in einem Palast, in dem die hervorragendsten Künstler des Abendlandes durch die Jahrhunderte die Korridore der Macht geschmückt haben. Es ist große und vollendete Schönheit, es ist Bildung, es ist Geschichtsbewußtsein – und es ist schiere, brutale Macht.«

Arto Söderstedt begann zu begreifen, warum der Palast bis ins letzte kartiert war. Man verstand den ganzen Mechanismus – aber man konnte ihn nicht stillegen.

»Der Aufbau des Palastes ist ein bißchen wie bei einer Zwiebel«, fuhr Marconi fort und vollführte weitläufige Gesten über der Zeichnung. »Mit dem Unterschied, daß es einen Kern gibt. Und der Kern ist Marco di Spinellis Büro. Man muß eine Schale nach der anderen durchstoßen. Als die Familie Perduto im sechzehnten Jahrhundert den Palast errichten ließ, war sie von allen Seiten bedroht. Der Palast wurde als eine Reihe einander umschließender Mauerwerke gebaut. Man merkt es nicht, wenn man durch die Korridore wandert, aber Tatsache ist, daß man eine Zugbrücke nach der anderen passieren muß, und diese Zugbrücken können äußerst schnell hochgeholt werden, so daß man direkt in den Wallgraben stürzt, wenn Sie die Bildsprache erlauben. Obgleich der Palast einen offenen und weitläufigen Eindruck macht, gibt es nur ein einziges Tor durch jede Schale, und an diesem Tor befindet sich eine gutbewachte und unverzüglich hochklappbare Zugbrücke. Der Versuch, durch diese Tore hindurch die Schalen zu bezwingen, ist sinnlos.«

Söderstedt ließ ein kleines Lachen hören. Er sagte:

»Gehet ein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammnis führt, und ihrer sind viele, die darauf wandeln. Und die Pforte ist eng, und der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und wenige sind ihrer, die ihn finden.«

Marconi warf ihm einen raschen Blick zu. Ein kurzes Lächeln huschte über sein Gesicht und er nickte: »Matthäus sieben, Vers 13. Es ist wirklich ein schmaler Weg, und es sind ihrer wenige, die ihn finden. Wir haben ihn wie ein As im Ärmel. Für den Fall, daß wir mit sofortiger Wirkung hinein müssen. Hier ist er.«

Söderstedt folgte Marconis Strich, der sich hinaus zu der inzwischen pechschwarzen toskanischen Landschaft erstreckte

wie die Spuren des Glühwürmchenfluges, die sich noch eine Weile auf der Netzhaut halten. Es kam ihm vor, als bildete der Strich eine unlesbare Schrift.

Als Marconi mit seinem Strich fertig war, hatte Söderstedt gefragt: »Was glauben Sie selbst, was di Spinelli im Krieg gemacht hat?«

Marconi legte den Stift hin und fixierte seinen nordeuropäischen Kollegen. »Aber das ist doch glasklar«, sagte er.

»Er war Nazi.«

Wie von dem Gleichnis herbeigerufen, tauchte ein Schwarm Glühwürmchen im Garten auf und führte einen flüchtigen Tanz auf, der noch lange, lange sichtbar blieb, nachdem sie selbst verschwunden waren. Ein Gewirr von Lichtfäden, die auch durch das Schließen der Augen nicht zu vertreiben waren, machte es unmöglich, Marconis enge Pforte zu erkennen.

Arto Söderstedt saß eine gute Weile da, starrte ins Nichts und versuchte, die Schrift der Glühwürmchen zu lesen. Er las so lange, bis der Text sich allmählich vor seinen Augen auflöste.

Schließlich war nur noch Italo Marconis helle Linie übrig. Sie schlängelte sich quer durch die Zeichnung wie die zittrige Bleistiftlinie eines Kindes durch das Labyrinth eines Comic-Hefts.

Er sah vor sich, wie die Erinnyen, vielleicht in ebendiesem Augenblick, über die gleiche Zeichnung gebeugt saßen und auf genau den gleichen Strich zeigten wie er selbst. Sie waren unterwegs, er fühlte es. Plötzlich kam es ihm so vor, als erbeute der Garten, wie von einer Art gleitender Gegenwart von etwas. Im Augenwinkel sah er einen Schatten hinter einen Baum gleiten. Und noch einen. Dann schien die ganze Natur in gleitende Schatten gehüllt, die Bäume schienen sich zu bewegen, der Wald näherte sich.

Arto Söderstedt schauderte und versuchte, das Unbehagen abzuschütteln.

Wer waren sie, diese unerbittlichen Gestalten aus der vergessenen Tiefe des Mythos?

Längst war die Zivilisation überzeugt, sie gezähmt zu haben.

Sie schlichen sich an ihre Opfer heran. Mit großer Präzision trieben sie ihre immer panischer werdenden Opfer genau zu dem vorgesehenen Mordplatz. Wenn sie ihn erreichten, waren die Opfer mürbe, zitterten bis in die Tiefe ihrer Seele. Sie versetzten die vergessene, verdrängte Tiefe in ein Beben, und dann hängten sie das Opfer an den Füßen auf und führten eine fürchterliche Nadel in sein Gehirn ein.

Zu diesem Zeitpunkt hatten sie ihre Opfer bereits in den Wahnsinn getrieben.

Alle außer Leonard Sheinkman. Er hatte sogar mit ihnen gesprochen. Ruhig und still.

Als hätte er auf sie gewartet. Als hätte er lange auf sie gewartet.

Worauf hatte er gewartet? War es etwas, was er im Konzentrationslager gesehen hatte? War es sein eigener Verrat, von dem Paul Hjelm berichtet hatte, nachdem er Sheinkmans Tagebuch gelesen hatte? Sein zweifacher Verrat?

Waren es die Rachegeister seiner Frau und seines Sohnes, auf die er wartete?

Nein, sein Verrat war nicht von dieser Art. Sicher hätte er seine Familie nehmen und nach Amerika fliehen können – daß er das nicht getan hatte, war eine Art Verrat. Sicher hätte er laut protestieren können, als seine Frau und der Sohn hingerichtet wurden, doch das hätte keinen wirklichen Unterschied gemacht.

Nein, es handelte sich um etwas anderes, etwas Schwereres. Da stimmte er ganz mit Paul überein. »Ich habe das vage Gefühl, daß irgendwo ein Denkfehler steckt«, wie er sich am Telefon ausgedrückt hatte.

Und dann war das zweite Gespräch gekommen.

Von Hultin.

»Was hältst du von dem gespenstisch schönen Odessa?«

Morgen würde er fahren. Er würde sein vernachlässigtes Paradies verlassen und sich in die Höhle des Löwen begeben. Er würde versuchen zu vermeiden, daß er beraubt wurde, er würde sich aggressive Bettler vom Leib halten und sich mit unwilligen Oststaatenpolizisten ohne Computer herumärgern.

Aber er hatte es selbst gewählt.

Und keine Sekunde bereute er es.

Er sah auf die Uhr. Es war Zeit. Er klickte die Datei mit der Zeichnung des Palazzo Riguardo weg und tauschte die CD-Rom gegen eine andere aus, die er neu gekauft hatte. Er startete die Installation eines Programms und öffnete einen kleinen Karton, der neben dem Computer auf dem Verandatisch lag. Die Grillen zirpten und gaben der pechschwarzen Finsternis Konturen.

Er packte eine Vorrichtung aus, die einer kleinen Taschenlampe glich. Er schloß das kleine Ding an seinen Laptop an und befestigte es auf dem oberen Rand des aufgeklappten Bildschirms.

Die Installation war fertig. Er akzeptierte alle mystischen Lizenzverträge und sah sich selbst auf dem Bildschirm. Er war kohlrabenschwarz.

Er zog die Stehlampe heran, die hinter ihm stand, und richtete ihren Schein auf sein Gesicht. In der gleichen Sekunde leuchtete auch sein Gesicht auf dem Bildschirm auf. Einen kurzen Moment lang war ihm, als sähe er Onkel Pertti vor sich, den jungen Onkel Pertti mit der Hand am Säbel. Der Arto Söderstedt so ähnlich war, daß es zum Lachen war. Was tat er da? Ein Schauer durchfuhr ihn.

Arto streckte ihm die Zunge heraus. Onkel Pertti auf dem Bildschirm streckte auch die Zunge heraus.

Der Bann der Verzauberung war gebrochen.

Arto Söderstedt kehrte zum Technischen zurück. Jetzt sollte es funktionieren.

Er klickte sein Bild vom Bildschirm weg. Es gehörte ihm und sonst niemand.

Während er das Internet aufrief, sammelten sich die Insekten um die einsame Lichtquelle. Er fühlte, daß sein Gesicht gesprenkelt war von unbekannten Flugviechern, als er endlich ein ganz anderes, doch ebenso wohlbekanntes Gesicht auf dem Bildschirm erkannte und sagte: »Hallo, Lohnarbeiter.«

Cilla sah erwartungsvoll aus, als das geläuterte Paar einen eleganten Hauseingang in Birkastan betrat. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich nicht, während sie die echte Jugendstiltreppe hinaufstiegen, und auch nicht, als sie vor der Tür mit dem einzigen ausländischen Namen im ganzen Viertel standen. Da wagte auch Paul Hjelm, sich erwartungsvoll zu fühlen.

Obwohl es fast halb acht war.

Sie griff nach seinem Arm, und er fühlte sich plötzlich an ihre gemeinsame Jugend erinnert. Es war so lange her, seit er diesen Griff gespürt hatte, er war beinah ein bißchen gerührt.

»Daß ich sie endlich alle einmal treffe«, sagte Cilla, während er umständlich den Blumenstrauß aus dem Seven Eleven-Laden an der Ecke aus dem Papier wickelte.

»Aber das hast du doch längst!« sagte er erstaunt.

»Nein«, sagte sie und drückte seinen Arm.

Er klingelte.

Sara machte auf. Sie trug dezentes Make-up unter den grünlichen Stoppelhaaren, die zu Ehren des Tages ein bißchen extra struppig waren, und ihr schlichtes dunkelblaues Kleid erhob nicht den Anspruch, irgendwelche Formen zu verbergen. Sie umarmte die beiden und hieß sie willkommen. Der müde Seven Eleven-Strauß wurde glücklicherweise durch eine Flasche Malt-Whisky ergänzt.

Sie betrachtete die Flasche, nickte und flüsterte Paul zu:

»Du vergißt doch nicht das heilige Versprechen?«

Paul lachte leichthin und schüttelte den Kopf.

Mit keinem Wort den laufenden Fall zu erwähnen.

Er würde alles tun, was in seiner Macht stand, um das Versprechen zu halten. Doch leicht würde es nicht sein.

Jorge kam ihnen aus dem Wohnungsinneren entgegen. Er trug ein blaues Hemd und einen ganz neuen beigefarbenen Leinenanzug, der jedoch genauso aussah wie der alte.

»Jetzt ist das Essen hinüber«, sagte er und drückte ihnen je ein Glas roten Martini in die Hand.

»Auweia«, sagte Cilla, während sie ihre Jacke aufhängte.

»Sind wir so spät?«

»Ah«, sagte Jorge. »Du schimmerst, Cilla.«

»Schimmerst?« sagte sie und umarmte ihn.

Er warf einen Blick auf die Whiskyflasche, die Sara ihm reichte.

»Cragganmore?« sagte er.

»Perfekt, wenn man die Exzesse satt hat«, sagte Paul.

»Aber kommt doch rein«, sagte Jorge mit einer galanten einladenden Geste zu den späten Gästen. »Daß nicht einmal du hier gewesen bist, Paul. Das nenne ich soziale Misere.«

Sie traten durch einen Vorhang aus indianischen Perlenschnüren vom engen Flur in die Wohnung.

»Chilenisch«, sagt Jorge.

Sie folgten einem Duft von knoblauchgesättigtem Essen ins Wohnzimmer. Auf dem Weg dahin warf Paul einen Blick in die Küche. Sie war groß und wirkte gemütlich. Der Holzfußboden in der Küche kam ihm ein wenig ungewöhnlich vor. Auf dem Gasherd standen Töpfe und köchelten vor sich hin.

»Gas«, sagte er und zeigte darauf.

»Unübertroffen«, sagte Jorge. »Aber du sollst jetzt nicht heimlich gucken.«

Die Damen hatten schon das Wohnzimmer erreicht. Sie standen bei einer Gruppe von Menschen an einem niedrigen

Glastischchen, offenbar indisch. Alle schienen Gläser mit roter Flüssigkeit in den Händen zu halten. Außer einer, die eine Flasche mit Schnuller hielt. Sie saß auf Viggo Norlanders Schoß.

Paul winkte in die Runde und ließ einen raschen Blick durchs Wohnzimmer schweifen. Es war ziemlich groß und so uneinheitlich wie üppig möbliert. Es gab nicht viel freie Fläche – was hauptsächlich an dem riesigen runden gedeckten Tisch lag, der mitten im Raum stand. Erstaunlich viele Bücher, und ein paar Bilder an den Wänden, die echt zu sein schienen. Es machte einen geschmackvollen, aber ein bißchen chaotischen Eindruck.

Was wohl ganz gut zu beiden paßte, Sara wie Jorge.

Ein wenig zerstreut tätschelte er Klein-Charlottes spärliches dunkelblondes Haar. Dann streckte er der Dame an Viggos Seite die Hand hin. Sie hatte die gleiche Haarfarbe wie ihre Tochter, trug ein recht strenges rosa geblümtes Kleid und sah aus, als ginge sie mit Riesenschritten auf die Fünfzig zu.

»Paul«, sagte er.

»Astrid«, sagte sie und fuhr fort: »Du bist also der berühmte Paul Hjelm, der Meisterdetektiv.«

Paul bedachte Viggo mit einem verwunderten Blick. Viggo zuckte vieldeutig mit den Achseln und warf Charlotte hoch, daß ihr die Luft wegblieb.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte Paul.

»Wozu denn?« fragte Astrid.

Paul bedachte Viggo mit einem weiteren, diesmal beunruhigten Blick, doch Viggo warf nur weiter seine Tochter in die Luft.

»Zum Familienzuwachs«, sagte Paul.

»Ach so«, sagte Astrid erstaunt, aber nicht ärgerlich. »Ja, natürlich. Danke.«

Paul wandte sich an Viggo, zeigte auf Klein-Charlotte und sagte: »Du hast sie wohl ordentlich gefilmt, auf Video.«

»Bei ihr habe ich geübt«, sagte Viggo todernst.

Paul ging weiter zum Sofa. Aus dem Augenwinkel sah er Cilla im Gespräch mit Kerstin Holm; ein komisches Gefühl.

Eine schwarzgekleidete kleine Frau reichte ihm die Hand und sagte: »Ludmila.«

Er schaltete nicht richtig. Fühlte sich schwer von Begriff und plump. Wie ein Fisch auf dem Trockenen. »Paul«, sagte er und flatterte mit den Kiemen. »Hej.«

Ein Bücherregal wurde zur Seite geschoben, und ein sehr großer Körper wand sich dahinter hervor. »Meine Fresse, was für ein kleines Klo«, sagte Gunnar Nyberg. Er ging direkt auf Cilla zu und begrüßte sie höflich wie ein pensionierter Offizier vom alten Schlage.

»Ja«, sagte Jorge laut. »Das ist der Nachteil an dieser Wohnung. Wir haben keinen Platz für eine Waschmaschine.«

Erst bei Gunnars Anblick schaltete Paul. »Natürlich«, stieß er hervor, noch immer die Hand der kleinen Frau in seiner haltend. »Ludmila. Frau Dozentin.«

»Halten wir die Titel hoch, Herr Kriminalinspektor«, sagte Ludmila mit milder Ironie. Er lächelte über sich selbst. Es gelang ihm recht gut.

Gunnar Nyberg ließ ein lautes und dröhnendes Baßlachen hören. Paul fragte sich, was Cilla wohl gesagt hatte, um dieses Lachen hervorzurufen. Ihm selbst gelang das äußerst selten.

Er kam zur Mitte des Sofas. Eine ältere Dame mit leicht grauem Haar und markanter Faltenbildung um die Augen reichte ihm mit neutraler Miene die Hand. Das genügte, um ihn schalten zu lassen. Es wurde immer besser. Er begann warm zu werden. »Frau Hultin, vermute ich«, sagte er archaisch.

»Stina«, sagte die Dame neutral.

»Paul«, sagte er und fügte überflüssigerweise hinzu:

»Hjelm.«

Diese Sache mit Vornamen und Nachnamen. Es fiel ihm noch immer lächerlich schwer, Hultin anders zu nennen als Hultin. Also wurde seine Frau unweigerlich ›Frau Hultin‹.

Alles andere war reine Selbstüberwindung. Er wünschte wirklich, er verstünde, warum. Vermutlich war es irgendeine hierarchische Prägung, die er wohl niemals ganz abstreifen konnte.

Der Augenblick der Prüfung war jedenfalls gekommen. Hultin saß in der äußersten Ecke und hielt ein Glas in der Hand, so leer, daß es wie ausgeleckt aussah. Sie begrüßten sich.

»Jan-Olov«, sagte Paul unter Aufbietung seiner ganzen Selbstüberwindung. »Dein Glas ist leer, wie ich sehe.«

»Wir sind seit einer Dreiviertelstunde hier«, sagte Hultin. »Ich traue dieser Redensart von wegen ›Je später der Abend‹ nicht richtig.«

»Ich auch nicht«, sagte Paul. »Und trotzdem komme ich immer als letzter.«

In diesem Moment erschien Sara in der Küchentür und klatschte in die Hände wie eine altmodische Gastgeberin.

»Verehrte Gäste«, sagte sie mit kräftiger, handfester Stimme. »Nehmt Platz am Tisch. Jorge, hilf mir mal tragen.«

»Hilf mal hier, hilf mal da«, sagte Jorge und löste sich widerwillig von der Gesellschaft. »Ich habe doch schon das Essen gemacht.«

»Und ich bin der schwedische Ministerpräsident«, sagte Sara und verschwand in der Küche.

Die Gäste erhoben sich ein wenig zögernd, weil nur sehr wenige Menschen sich als erste an einen leeren Tisch setzen mögen. Besonders wenn – wie es hier offensichtlich der Fall war – keine Sitzordnung vorgegeben ist.

Auf dem Weg zum Tisch stieß Paul mit Cilla und Kerstin zusammen. Er nahm Kerstin in den Arm. Cilla stand daneben

und betrachtete sie. Es kam ihm immer noch sehr seltsam vor. Trotz der Jahre, die verflossen waren und die milde Decke der Versöhnung über die Landschaft der Vergangenheit gebreitet hatten. Wenn man sich nun in Klischees suhlen wollte.

»Alles okay, Kerstin?« sagte er.

»Alles okay«, sagte sie.

Mehr wurde nicht gesagt. Gunnar stieg auf einen Stuhl, der sich aufs äußerste anstrengte, um allen erdenklichen Naturgesetzen zu trotzen. Und es gelang. Er hielt.

Der Große auf dem Stuhl zählte laut. »Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs Damen. Sieben mit Charlotte. Eins, zwei, drei, vier, fünf Herren. Ein klares Ungleichgewicht.«

»Wir können nebeneinandersitzen«, sagten Kerstin und Cilla.

Paul betrachtete sie mißtrauisch.

»Dann machen wir es so«, sagte Gunnar, der in seinem frischgewonnenen Zustand auch noch von Führermanie befallen zu sein schien. »Neben mir Astrid, dann Jan-Olov, Sara, Paul, Stina, Viggo, Ludmila, Jorge, Cilla, Kerstin. Und Charlotte sitzt bei ...?«

»Astrid«, sagte Viggo.

»Viggo«, sagte Astrid.

»Ausgezeichnet«, sagte Gunnar und sprang mit der neuerworbenen Beweglichkeit des Abgespeckten vom Stuhl.

Charlotte saß tatsächlich während des gesamten Essens auf Viggos Schoß. Es gab eine chilenische Fleischpfanne mit atemberaubenden Mengen Knoblauch. Der Wein, ein Duca d'Aragona 1993, war perfekt auf die Knoblauchmenge abgestimmt und wurde folglich in bacchanalischen Quantitäten konsumiert.

»Weinverbrauch ist ein Zeichen der Europäisierung«, sagte Ludmila gegen Ende der Mahlzeit in einem Ton, der für Gegenargumente keinen Raum ließ.

»Wie meinst du das?« fragte Hultin, der die Gesellschaft dadurch überrascht hatte, daß er den Löwenanteil daran für sich beanspruchte.

Also am Weinverbrauch.

»Als ich nach Schweden kam«, fuhr Ludmila fort, »stecktet ihr noch genauso im Wodkagürtel wie wir Russen, nur nicht ganz so fest. Nach und nach seid ihr zu Wein übergegangen. Von Branntwein zu Wein.«

»Wein wie Wein«, sagte Viggo und fuhr der schon lange eingeschlafenen Charlotte mit der Hand übers schütterte Haar.

Ludmila ignorierte ihn umstandslos. »In Rußland dagegen, und eigentlich in ganz Osteuropa, zieht sich der Wodkagürtel immer fester zusammen. Wir sind auf dem besten Wege, eine verlorene Nation zu sein.«

»Aber doch nicht nur deshalb?« sagte Paul und tangierte das heilige Versprechen. Er erntete auch ein paar strenge Blicke.

Frauenblicke.

»Ich bin davon überzeugt«, fuhr Ludmila fort, »daß sich der Zustand einer Nation danach bemessen läßt, wie hoch der Weinanteil am gesamten Alkoholverbrauch ist. Je größer der Weinanteil, desto höher das seelische Wohlbefinden im Lande.«

»Es gibt aber auch eine Dunkelziffer«, sagte Gunnar und schien vom Wein total unbeeinflußt zu sein. »Ich glaube, daß Schweden die höchste Dunkelziffer in der Welt hat.«

»Meinst du Selbstgebrannten?« sagte Paul.

»Und Schmuggelschnaps. Aber vor allem Selbstgebrannten, also Branntwein.«

»Warum heißt es eigentlich Branntwein?« fragte Viggo, ohne einen einzigen Augenblick aufzuhören, seiner Tochter übers Haar zu streichen. »Es ist doch verdammt kein Wein.«

Ludmila nutzte die Gelegenheit zu einem linguistischpädagogischen Exkurs: »Das Wort ist im Mittelalter ins Schwedische

gekommen. Damals hieß es ›brännewin‹ und kam vom niederdeutschen ›bernewin‹, das ›gebrannter, also destillierter Wein‹ bedeutet. Auf niederländisch hieß es ›brandewijn‹, was dann nach und nach zu ›brandy‹ wurde.«

Paul sah, daß Gunnar von seiner Freundin schwer beeindruckt war. Nach all den Jahren zeigte es sich also, daß dies sein Frauengeschmack war.

»Aber das ist doch keine Antwort«, widersprach Viggo.

»Wir sind genau da, wo wir vorher waren, und treten auf der Stelle. Warum nannten sie es Wein, wenn es Sprit war?«

»Weil es das Wort ›Sprit‹ noch nicht gab«, sagte Ludmila. »Das wurde Ende des achtzehnten Jahrhunderts nicht aus dem Deutschen, sondern aus dem Französischen importiert. Es kommt direkt vom französischen ›esprit‹, also ›Geist‹.«

»Also Wein bedeutete Sprit, und Sprit bedeutete nicht mal'n Schiet«, reimte Viggo unerwartet aggressiv.

»Die Sprache verändert sich laufend«, sagte Ludmila ruhig.

»Und du schreist Ludmilla nicht so an«, sagte Gunnar ebenso ruhig.

Nicht die neun schweren Schläge vom Turm der fernen Gustav-Vasa-Kirche unterbrachen die leicht angesäuerte Diskussion, sondern die Tatsache, daß Jorge plötzlich einen Laptop mitten auf den Eßtisch stellte.

Die neun Schläge erzeugten jedoch einen Widerhall in Pauls Bewußtsein. Mit jedem einzelnen Schlag nahm eine ebenso abrupte wie absurde Einsicht festere Form an. Am Ende war sie so vollständig und so überwältigend, daß er ein ganzes Glas Duca d'Aragona hinunterkippen mußte, um das heilige Versprechen nicht zu brechen.

Jorge befestigte ein Ding, das wie eine kleine Taschenlampe aussah, an der Oberkante des aufgeklappten Bildschirms. Dann drehte er den Laptop so, daß er seinem eigenen Platz am Tisch

zugewandt war, setzte sich und rief die Gäste zu sich. »Sammelt euch, Leute!«

Die Leute standen widerwillig und zögernd auf. Hultin machte ein paar elegante Wackelschritte und lächelte schief. Seine Frau Stina stützte ihn und sagte ungerührt:

»Wein ist angeblich gut gegen Schlaganfall. Ich erlaube mir, das zu bezweifeln.«

Gunnar senkte seinen ehemaligen Riesenkörper hinter Ludmilas Stuhl und streichelte ihr leicht den Nacken. Kerstin warf sich seitlich über Cilla, die laut und, wie Paul fand, völlig unmotiviert lachte. Astrid ging zu Viggo hinüber und klopfte ihm liebevoll auf den Schädel; er selbst streichelte unverdrossen die Haarsträhnen seiner schlafenden Tochter. Paul rutschte hinüber und stellte sich ganz hinten hin. Sara trat neben ihn und legte den Arm um ihn. Er merkte es kaum.

Es flimmerte auf dem Bildschirm, und eine eigentümliche Gestalt offenbarte sich.

»Hallo, Lohnarbeiter«, sagte die eigentümliche Gestalt.

»Nein, verdammich, ich glaub's nicht«, stieß Viggo hervor. »Der finnländische Finnenbulle.«

»Arto«, sagte Jorge und wirkte einen Augenblick lang stocknüchtern. »Wie geht's? Wir haben hier Einzugsfest.«

»Das habe ich mitgekriegt«, sagte Arto Söderstedts ein wenig sprunghaftes Abbild. »Ich selbst habe gerade angefangen, auf meinen täglichen Vin Santo zu verzichten. Ich habe heute angefangen. Nach drei Gläsern Wein kam ich zu diesem drastischen Entschluß.«

Ein allgemeines Gemurmel breitete sich in der Wohnung in Birkastan aus.

Jorge stellte mit großer Autorität und einem Pschsch die Ruhe wieder her. »Wie geht es dir?« wiederholte er.

»Danke, ausgezeichnet«, sagte Arto. »Wenn mir nicht eine Reise bevorstände. Wird man in der Ukraine nicht regelmäßig ausgeraubt?«

»Du hast auch das heilige Versprechen geleistet, nicht wahr?«

»Ja, natürlich. Verzeihung. Nein, wie gesagt, es geht gut. Abgesehen davon, daß meine Tochter die Unschuld verloren hat, daß ich einen Nachzügler bekomme und daß hinter den Basilikumpflanzen uralte Rachegöttinnen lauern.«

Kerstin und Sara räusperten sich vernehmbar. Das Söderstedtsche Abbild legte die Hand vor den Mund und bekreuzigte sich. »Tut mir leid«, sagte er. »Slip of tongue.«

»Nachzügler?« schrie Viggo. »Jesses, Maria und Joseph, du alter Bock. Wir kriegen auch ein Kind.«

»Apropos Böcke?« sagte Arto. »Prima. Mensch, gratuliere. Gut fürs Babysitten, außerdem.«

»Und der Familie geht's gut?« sagte Jorge.

»Doch, doch«, sagte Söderstedt. »Wir mußten vor einer Stunde ein kleines *Heimlich*-Manöver durchführen, aber sonst ist alles in Ordnung. Zeig mal ein bißchen von eurer Wohnung.«

Jorge löste die kleine Kamera vom Bildschirm des Laptops und ließ sie kreisen.

»Oj«, sagte Arto. »Was für grünes Haar.«

»Zwanzig Bahnen jeden Sonntag«, sagte Sara lakonisch.

»Aber ob morgen, das lassen wir lieber offen«, sagte Jorge.

»Nein, hört mal, das sieht richtig prima aus. Ist das Kinderzimmer eingerichtet?«

»Dieses blöde Kindergequatsche dauernd«, sagte Jorge.

»Bald«, sagte Sara.

Das Thema wurde rasch und ohne weitere Zwischenfälle aufgegeben. Alle Anwesenden verabschiedeten sich der Reihe

nach von Arto. Anja tauchte einen kurzen Moment auf dem Bildschirm auf und sagte skeptisch: »Das Wunder der Technik.«

In diesem Augenblick löste sich das Bild in eine Masse eigen tümlicher bunter Quadrate auf, so daß der Bildschirm einem Kirchenfenster ähnlich war.

Das jedenfalls fand Paul. Die Kirchenglocken hallten noch immer in seinem Innern wider.

Ihm war, als könnte er jeden Augenblick platzen.

Die bacchantische Gesellschaft verteilte sich anschließend ein wenig unregelmäßig auf Sofas und Sesseln um den indischen Glastisch.

Paul blieb am Bücherregal stehen. Für einen kurzen Moment verebbte der Klang der Kirchenglocken, und etwas anderes trat an seine Stelle. Er zog ein Buch aus dem Regal, *Die große Leere*. Der Verfasser hieß Ellroy.

Jorge stand da und paffte an einer Zigarette, die er so unroutiniert in der Hand hielt wie ein Schulmädchen. Er lachte, zeigte auf das Buch und sagte: »Da hast du deine Vielfraße. James Ellroy.«

»Allerdings sind es keine Vielfraße«, sagte Kerstin und paffte genauso unroutiniert, zumal ihr gleichzeitig mindestens ein Priem unter der Lippe klebte.

»Wolverine Blues«, sagte Jorge und gab Sara einen feuchten und rauchigen Kuß.

Eine Flasche frisch eingetroffener Cragganmore wurde entkorkt, und die asymmetrischen Wellen der Diskussion schwappten durch die kleine Dreizimmerwohnung, bis Salsamusik aus unsichtbaren Lautsprechern zu strömen begann und unrhythmisches Trampeln die Decke der Nachbarn traktierte. Hultin und Stina tanzten Walzer zur Salsamusik. Es sah aus wie ein paar angeschossene Lemminge auf dem Weg zur Felskante. Jorge forderte Cilla ganz förmlich zum Tanz auf und segelte mit

professionellen Tanzschritten durchs Zimmer. In wenigen Minuten verwandelte sie sich von einem blonden Fähnchen in eine dunkle, mystische Latino-Tanzkönigin. Wahrscheinlich war einfach nur die Beleuchtung schwach. Gunnar und Ludmila tanzten einen Knutscher. Es sah direkt lebensgefährlich aus. Eine Katze in der Umarmung eines Grizzlybären. Ein Saugfisch an einem Hai. Ein Lamm in der Umschlingung einer Anakonda. Viggo und Astrid übergaben unter schweren Bedenken Charlotte an Sara, die anschließend dasaß und die Kleine mit schmachtenden Zügen liebkostete, und begaben sich als mittelmäßiges Volkstanzpaar auf die Tanzfläche.

Nur Paul und Kerstin blieben stieselig stehen und betrachteten das Spektakel aus der Distanz.

Er hatte die plötzliche Vision einer sterbenden Zivilisation, die stolpernde Tanzschritte am Abgrund machte, er sah die Gestalten als geschichtslose Hüllen, die ihr Gehopse gleich Marionetten über einer Tiefe vollführten, in die sie stürzen würden, wenn der Puppenspieler die Drähte losließe. Und dann wäre es schon zu spät.

Es dauerte nur einen ganz kurzen Moment, und im Grunde war es nicht besonders ergiebig. Distanz ist nur Feigheit, dachte er verwirrt, nahm Kerstin an der Hand und führte sie auf die Tanzfläche, und sie ließ sich führen. Allerdings war es eigentlich so, daß sie führte und er sich einbilden durfte, er täte es. Als er seine Wange in ihrem zerzausten dunklen Haar begrub und Düfte spürte, die er jahrelang nicht gespürt hatte, verflüchtigten sich die hartnäckigen Kirchenglocken in seinem Innern, und als er das Ohr an die dünne, dünne Stelle an ihrer linken Schläfe legte, war ihm, als träte er in Direktkontakt mit ihren Gedanken. Und das war nicht das schlechteste.

Er hatte keine Ahnung, wie sie im Taxi gelandet waren, doch da saßen sie, und Cillas blondes Haar lag wieder über seine Schulter gebreitet, und er hörte sie sagen: »Ich weiß, daß ihr eine Affäre hattet.«

Er hätte wohl empört sein sollen. Doch er war es nicht. Er strich ihr sacht übers Haar und schwieg.

»Es ist okay«, sagte Cilla. »Ich weiß, daß es lange her ist.«

»Hat sie das gesagt?«

»Sie hat viel gesagt. Ich mag Kerstin richtig gern.«

»Hast du es früher gewußt?«

»Ich habe es vermutet. Aber mir war auch klar, daß es vorbei war.«

»Hast du sie gefragt?«

»Nein. Sie hat es selbst gesagt. Ich habe den Eindruck, daß sie mit der Vergangenheit ins reine kommen will. Löcher in der Zeit zustopft, wie sie es genannt hat.«

Paul lächelte. Er war wohl schon früher im Direktkontakt mit ihren Gedanken gewesen. Vielleicht dachte er Kerstins Gedanken. Vielleicht war deshalb ihr Schädelknochen verdünnt worden. Damit vernünftige Gedanken ihn leichter erreichten.

Cilla fuhr fort: »Es ist okay, Paul. Ich hatte auch eine Affäre. Damals.«

Aber jetzt? dachte er. Sollte ich jetzt nicht empört reagieren?

»Als wir uns getrennt hatten?« sagte er nur.

Um ein bißchen Ordnung zu schaffen.

»Ja, in dem Frühjahr. Sie war ebenso kurz wie eure Geschichte. Aber sonderbarerweise möchte ich es nicht ungeschehen machen.«

»Ich auch nicht«, sagte Paul.

»Hast du nicht bemerkt, daß irgend etwas mit ihr vorgeht?«

»Mit Kerstin? Nein, nicht direkt.«

»Sie hat erzählt, daß sie eine Krise durchmacht. Eine Metamorphose, hat sie es genannt. Sie sagt, sie hätte nicht gewagt, es sich richtig einzugestehen.«

»Hat sie gesagt, was es ist?«

»Nicht direkt. Aber ich glaube, daß sie auf dem Weg ist, religiös zu werden.«

Sie verstummten. Von wegen Direktkontakt, dachte Paul und spürte, wie der Alltag sich im Taxi breitmachte.

Religiös?

Als sie im Bett lagen und viel zu müde und erledigt waren, um all das zu tun, woran sie im Taxi gedacht hatten, kehrten die Kirchenglocken zurück in Pauls Bewußtsein. Unmittelbar bevor er einschlief, dachte er noch, daß er von der Schweigepflicht entbunden war. Die Zeit des heiligen Versprechens war zu Ende.

Er erzählte Cilla alles. Daß sie tief und fest schlief, spielte keine entscheidende Rolle.

Es ging eher darum, nicht zu platzen.

Vielleicht schlief er schon, als er sagte: »Es gab doch wohl keine Kirche in Buchenwald.«

Da wir aus humanitären Gründen den Sonntag lieber mit Schweigen übergehen, machen wir einen Zeitsprung zum Montag.

Montag, der fünfzehnte Mai.

Montagsmorgen können ganz unterschiedlich aussehen. Für die einen ist es die reine Freude, nach einem langen, sich dahinschleppenden Wochenende in Einsamkeit oder ehelicher Misere wieder zur Arbeit zu gehen. Für andere beinhaltet es eine unendliche Quälerei, sich hochzurappeln und eine sinnlose, kreativitätstötende Woche vor sich zu haben. Für wieder andere ist es eine Qual, sich vorzustellen, daß jetzt alle anderen zur Arbeit gehen, all die Glücklichen, die überhaupt eine Arbeit haben, zu der sie gehen können.

Aber es gibt noch eine weitere Kategorie: Glückspilze, die trotz eines außergewöhnlich erfreulichen Wochenendes in kindlicher Erwartung der Arbeit entgegensehen.

Einer der letzteren hieß Paul Hjelm.

Er kehrte zu Leonard Sheinkmans Tagebuch aus jener furchtbaren Woche im Februar 1945 zurück. Das Tagebuch lag im Polizeipräsidium – und wäre das nicht der Fall gewesen, hätte der Sonntag nicht mit Schweigen übergangen werden können.

Er fand nämlich eine ganze Menge.

Es fing jedoch schleppend an. Obwohl ›schleppend‹ kaum das richtige Wort ist. Es begann eher mit Selbstverachtung.

Er fühlte sich wie ein Vergewaltiger.

Die zehn vergilbten Seiten des Tagebuchs waren auf dem Schreibtisch ausgebreitet. Die Stellen, wo der Bleistift das Papier berührt hatte, formten eine Schrift. Diese Schrift war

nicht nur gelagerte Information über ein objektiv rekonstruierbares Geschehen in der Vergangenheit.

Es waren Worte vom Rand des Todes, und diese Worte hatten in ihm Widerhall erzeugt und ihn in den Abgrund gestoßen. Er hatte geweint zu diesen Worten, ein Weinen, das aus den innersten Winkeln der Seele kam. Die Worte hatten eine Zeit und eine Erfahrung wachgerufen, die allmählich verblaßte. Sie kamen ihm auf eine gewisse Weise heilig vor.

Dieser Text lag jetzt vor ihm, ausgebreitet wie ein Vergewaltigungsopfer, und er wollte sich jetzt darüber hermachen mit dem ganzen Arsenal von rationalen Strukturen, auf dem die abendländische Fortschrittsgesellschaft aufbaute: Logik, analytische Schärfe, stringente Penetration.

Er würde den Text ganz einfach vergewaltigen.

Wie es einem guten europäischen weißen heterosexuellen Mann in mittleren Jahren ansteht.

Ihn anderseits ungestört in seinem Kokon ruhen zu lassen, das hieße, vor der Wahrheit zurückzuweichen, auf Erkenntnis zu verzichten, einen mythischen, unveränderlichen Zustand des Bebens zu akzeptieren, in ein Zeitalter des Dunkels zurückzutreten und finsternen, unmenschlichen Kräften den Weg zu bereiten.

Gab es nicht eine Methode, nüchtern und scharf zu analysieren und *dennoch* – vielleicht gerade *dadurch* – das betroffene Mysterium am Leben zu erhalten?

Dies schien die entscheidende Frage zu sein. Und nicht nur, was Leonard Sheinkmans Tagebuch betraf, auch nicht nur für diesen Fall in seiner Gesamtheit, sondern auch für die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit.

War es das, was Kerstin erkannt hatte?

Hatte sie erkannt, daß wir ohne das Mysterium nur leere Hüllen sind?

In diesem Augenblick überwand Paul Hjelm sich selbst (wie man zu sagen pflegt, wenn die Dinge wieder in die eingefahrenen Gleise zurückkehren) und machte sich an den Text. Mit Hilfe von Logik, analytischer Schärfe und stringenter Penetration nahm er sich Leonard Sheinkmans Tagebuch aus einer für dessen weiteres Leben entscheidenden Woche im Februar 1945 an, kurz vor Kriegsende.

Leonard Sheinkman hatte sich *nicht* in Buchenwald befunden, in jenem grauenhaften Konzentrationslager, das im Juli 1937 vor den Toren der Kulturstadt Weimar errichtet wurde, auf einer öden Anhöhe mit Namen Ettersberg. Dort gab es definitiv keine Kirche vor dem Fenster.

Zwei Alternativen waren denkbar: Entweder war die Kirche lediglich ein Bild, ein Gleichnis, um ›die Zeit zu sehen‹, wovon Sheinkman die ganze Zeit sprach, oder sie existierte tatsächlich und war *zugleich* ein Bild, um ›die Zeit zu sehen‹. Für letzteres sprach, daß diese Kirche so detailliert beschrieben wurde, und außerdem in Verbindung mit den Bombardements durch die Alliierten, die ja im Februar 1945 in Deutschland verstärkt wurden.

Alles deutete darauf hin, daß Sheinkman sich in einer Stadt befand, nicht auf einer öden Anhöhe.

Warum hatte er dann sein ganzes späteres Leben hindurch behauptet, er sei in Buchenwald gewesen? Warum hatte er seinen Kindern konkret gesagt, daß er in Buchenwald gegessen hatte?

Auch hier gab es zwei Möglichkeiten: Entweder hatte er in dieser Stadt so Entsetzliches erlebt, daß ihm selbst der Alptraumort Buchenwald wie eine freundlichere und leichter zu handhabende Alternative vorkam, oder aber – er hatte etwas zu verbergen.

Paul Hjelm wartete damit. Er wartete auch mit der Stadt, die zum gegenwärtigen Zeitpunkt wohl nicht zu identifizieren war. Statt dessen nahm er sich der beschriebenen Örtlichkeit an.

Offenbar handelte es sich um eine Institution. Die Gefangenen sitzen in einer Art von Zellen. Es gibt eine Liste, und wenn man ganz oben auf dieser Liste landet, wird einem etwas Entsetzliches zugefügt. Das Ergebnis ist, daß auf irgendeine Art und Weise die Persönlichkeit ausgelöscht wird. Wie es bei dem Kameraden Erwin der Fall ist. *Wenn ich ihn anspreche, ist er nicht da. Eine leere Hülle. Wo der Inhalt aus dem Kopf herausgelassen worden ist, sitzt eine unschuldige kleine Komresse.* Diese Komresse kehrt wieder. *Die Kompressen leuchten wie Laternen von den geleerten Schädeln.* Und: *Bald wird die kleine Komresse an meiner Schläfe sitzen.*

Schläfe, dachte Paul Hjelm und schloß die Augen.

Natürlich.

Eine dünne Wand trennte Paul Hjelm von Kerstin Holm. Auf der anderen Seite dieser Wand wurde ein Gespräch mit Europa geführt. Genauer gesagt mit Professor Ernst Herschel am Historischen Institut der Universität Jena.

Er war sehr widerwillig.

Eine Herausforderung, sozusagen.

»Es war falsch, es Josef gegenüber zu erwähnen«, sagte er in einem akademischen Englisch. Gebrochen, aber grammatikalisch fehlerfrei.

»Josef?« sagte Kerstin Holm.

»Josef Benziger in Weimar. Er hat eine Zeitlang bei mir studiert. Ein sehr vielversprechender Mann. Ich begreife nicht, wie er Polizist werden konnte.«

»In welchem Zusammenhang haben Sie es Josef gegenüber erwähnt?«

»Wir trafen uns auf ein Bier, und ich machte ihm Vorwürfe, weil er die Forscherausbildung nicht zu Ende gebracht hatte. Bei der Gelegenheit unterlief mir die Unvorsichtigkeit, mein neues Forschungsprojekt zu erwähnen. Hauptsächlich, um ihm zu zeigen, was für Leckerbissen ihm entgangen waren.«

»Es dreht sich also um Ihr neues Forschungsprojekt?«

Schweigen in Jena.

Kerstin fuhr fort: »Was hindert Sie daran, dieses neue Projekt zu diskutieren?«

»Verschiedene Gründe, Frau Holm.«

»Fräulein«, sagte Kerstin Holm jugendlich.

»Es handelt sich um ein überaus heikles Projekt, Fräulein Holm. Ich hoffe, in zwei Jahren mit meinem Forscherteam so weit zu sein, daß wir fertige Ergebnisse publizieren können. Im Augenblick befindet sich das Projekt in einem wissenschaftlich recht unbefriedigenden Zustand.«

Akademische Reviere, dachte Kerstin Holm. Hier mußte man seine Worte auf der Goldwaage wiegen. Wahrscheinlich winkte eine gutdotierte amerikanische Gastprofessur, und die zu opfern war der Professor nicht bereit.

Nicht einmal, um eine internationale Mordermittlung zu unterstützen.

Sie konnte ihn zwingen. Sie konnte mit harten Bandagen vorgehen, einen Gerichtsbeschluß erwirken und ihn zum Sprechen zwingen. Aber einerseits würde das zu lange dauern, andererseits würde bei diesem Vorgehen viel Wichtiges, Dinge, die man nur im Vertrauen sagt, verlorengehen. Sie mußte sich behutsam vortasten.

»Wir werden keine wissenschaftlichen Ergebnisse preisgeben«, sagte sie.

Professor Herschel lachte auf. »Aber Fräulein Holm«, sagte er. »Wir sind beide im öffentlichen Dienst tätig. Wir wissen, wie

wenig wir im Verhältnis zu jedem kleinen Laufburschen in der freien Wirtschaft verdienen. Die Welt ist im Moment extrem ungerecht, und ich würde Ihnen nicht einmal einen Vorwurf machen, wenn Sie die Information für Hunderttausende von Mark an die Bild-Zeitung verkauften. Aber wir wissen beide, daß öffentliche Institutionen so durchlässig sind wie Siebe. Alles, was die Polizei weiß, wissen binnen weniger Stunden auch die Medien.«

»Sie haben vollkommen recht«, sagte Kerstin Holm.

»Wie wollen wir denn jetzt verfahren? Haben Sie einen Vorschlag?«

Neues Schweigen in Jena. Doch diesmal hatte sie den Eindruck, daß es ein anderes, ein nachdenkliches Schweigen war.

»Und noch etwas«, sagte Herschel. »Ich weiß, daß sie glauben, es handele sich nur um akademische Reviere, das höre ich an Ihrer Stimme. Aber es gibt noch einen wichtigeren Aspekt. Sind Sie einmal im Hitlerbunker in Berlin gewesen?«

»Nein«, sagte Kerstin Holm.

»Das sind sehr wenige. Und so soll es auch sein. Er darf auf gar keinen Fall zu einem Wallfahrtsort für den anwachsenden Neonazismus werden. Die Geschichte und die wissenschaftliche Wahrheit müssen gegen praktische Aspekte abgewogen werden. Es ist eine Frage der Pragmatik. Was dient der Demokratie mehr? Die Wahrheit oder das Schweigen?«

»Wir sprechen also über einen neuen potentiellen Wallfahrtsort für Neonazis?«

»Ja«, sagte Ernst Herschel.

»Ich verstehe«, sagte Kerstin Holm.

Es war einen Moment still. Herschel dachte an das rasche Anwachsen des Neonazismus in der undemokratisch geschulten ehemaligen DDR. Holm dachte an die Erinnyen. Sie fragte sich,

ob sich das Bild, das sie sich von ihnen machte, allmählich veränderte.

Schließlich sagte sie: »Ich kann Ihre Besorgnis sehr gut verstehen. Professor Herschel. Es ist eine durchaus berechtigte Sorge um die Zukunft. Aber die Zukunft muß auch gegen die Gegenwart abgewogen werden. Und Ihre Schweigepflicht muß gegen meine abgewogen werden. Ich werde Ihnen jetzt etwas sagen, das der äußersten Geheimhaltung unterliegt.«

Neues Schweigen in Jena. Wieder eine neue Sorte. Ein lauschendes Schweigen.

Kerstin Holm fuhr fort: »Ich arbeite gegenwärtig mit mehreren europäischen Ländern im Rahmen einer gemeinsamen Ermittlung zusammen. Bisher sind im Laufe eines guten Jahres in Schweden, Ungarn, Slowenien, England, Italien und Deutschland sieben Menschen ermordet worden. Sie sind alle auf die gleiche Art und Weise ermordet worden; sie wurden mit dem Kopf nach unten an den Füßen aufgehängt, dann wurde ihnen eine sehr spezielle steife Nadel in die Schläfe eingeführt und im Schmerzzentrum der Hirnrinde hin und her bewegt.«

Neues Schweigen in Jena. Langsam akzeptierend, langsam immer bereitwilliger.

»Ich verstehe«, sagte Ernst Herschel schließlich. »Die Zukunft ist bereits da.«

»So kann man die Sache wohl formulieren.«

»Wer steckt dahinter?«

»Das wissen wir nicht, aber wir nennen sie die Erinnyen.«

Wieder Schweigen in Jena. Ein Schweigen der Vorbereitung. Dann barst die Stille: »Als die Mauer fiel, war Weimar eine gefallene DDR-Schönheit«, begann der Professor.

»Zehn Jahre später war die Stadt – mit sechzigtausend Einwohnern – Kulturhauptstadt Europas. Hier wirkten Cranach, Bach, Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Liszt, Nietzsche,

Strauss, Böcklin, die Bauhaus-Architekten. Hier wurde die erste deutsche Demokratie geschaffen. Hier wurde das allererste Parteitreffen der Nationalsozialistischen Partei abgehalten. Hier wurde die Hitlerjugend ins Leben gerufen. Hier wurde Buchenwald gebaut, zuerst deutsches, danach sowjetisches Konzentrationslager. Das Beste und das Schlechteste der europäischen Kultur findet sich hier nebeneinander.«

Der Professor machte eine Pause und fuhr dann fort:

»Einige Jahre nach dem Fall der Mauer wurde am Rand des Stadtkerns von Weimar ein verfallenes und verbarrikadiertes Gebäude geöffnet, nicht weit vom Weimarhallen-Park. Das Gebäude war seit dem Krieg nicht geöffnet worden. In seinem Keller wurden die Überreste einer medizinischen Forschungsabteilung entdeckt. Sie war offenbar in höchster Eile verlassen worden. Man hatte versucht, so gut es ging, alle Spuren zu verwischen. Die Archive lagen zerstört und teilweise verbrannt im Keller. Es gab Zellen mit sehr dicken Fensterscheiben und ein paar geräuschisolierte zentrale Forschungsräume. Ich wurde sogleich hinzugezogen, sorgte dafür, daß kein Wort an die Medien drang, und sammelte einen kleinen Kreis von Forschern um mich. Minutiös untersuchten wir jeden einzelnen Quadratmeter des Gebäudes. Es dauerte mehrere Jahre. Jetzt werten wir die Funde aus. Das Gebäude ist vor ein paar Jahren vollkommen renoviert worden.«

»Und was für ein Institut war es?« fragte Kerstin Holm atemlos.

»Es wurde Schmerzzentrum genannt«, sagte Ernst Herschel.

Auf der anderen Seite der dünnen Wand las Paul Hjelm weiter in Leonard Sheinkmans Tagebuch.

Es wurde immer deutlicher.

Die Gefangenen in dem Gebäude standen Schlange in Erwartung eines Experiments, das an ihnen durchgeführt werden sollte: Ihre Seelen wurden durch ein kleines Loch in der Schläfe

entleert, wo anschließend eine Kompresse angelegt wurde, um die Wunde zu verbergen.

›Erwin starb vor Schmerz.«

Gleichzeitig fallen die Bomben der Alliierten um die Haus-ecke. Leonard Sheinkman kommt der Spitze der Liste immer näher. Schließlich ist er da. Das Tagebuch endet genau zu dem Zeitpunkt, als er weggeführt werden soll. Statt dessen wird er befreit. Der Gong rettet ihn. Er emigriert nach Schweden und löscht seine fürchterliche Vergangenheit aus.

Zwei Dinge von Bedeutung werden erwähnt, dachte Paul Hjelm mit messerscharfer abendländischer Logik. Zum einen die Kirche, zum anderen die Quälgeister.

Der Quälgeister scheinen drei an der Zahl zu sein. Am neun-zehnten Februar spricht Sheinkman von ihnen. Sie sind anscheinend etwas unterschiedlich im Wesen. ›Ich kenne ihre Namen nicht. Sie nennen keine Namen. Es sind drei anonyme Mörder. Aber sie sind einander nicht gleich. Nicht einmal die Mörder sind sich gleich.«

Sheinkman bekommt Kontakt zu einem von ihnen. ›Der freundlichste von ihnen. Er ist weniger deutsch als ich und sehr blond. Und er sieht sehr traurig aus. Er tötet mit Trauer in den Augen.« Das ist der erste.

Dann geht es weiter: ›Die beiden anderen tun das nicht. Einer tötet aus Interesse. Er ist nicht grausam, nur kalt. Er betrachtet, beobachtet, führt Buch.« Das ist der zweite.

Und dann gibt es noch einen. ›Aber der dritte, der mit einem kleinen lila Muttermal am Hals, das die Form eines Rhombus hat, er ist grausam. Er will töten. Ich kenne diesen Blick von früher. Er will, daß man leidet. Dann soll man sterben. Danach ist er zufrieden.«

Paul Hjelm schrieb und systematisierte.

Quälgeist 1: Sehr blond, nicht deutsch, traurig.

Quälgeist 2: Eiskalt, passionierter Wissenschaftler.

Quälgeist 3: Grausam, sadistisch, rhombenförmiges kleines Muttermal am Hals.

Mehr war dem Tagebuchtext nicht zu entnehmen.

Statt dessen die Kirche. Die Stadt. Wo werden Leonard Sheinkmans Ehefrau und Sohn getötet? Es ist ein Lager. »Sie sollten zum Hinrichtungsplatz des Lagers und erschossen werden.« Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es wirklich Buchenwald. Danach wird er verlegt. »Und ich bin hier gelandet.«

Seinen Kindern sagt er, er habe in Buchenwald gesessen. Falls es sich so verhält, daß er nicht besonders weit fort verlegt wird, ist es sehr wohl denkbar, daß er meint, noch immer in Buchenwald zu sein. Einem Annex von Buchenwald.

Also Weimar.

Die Kirche. Achtzehnter Februar. Diese eigentümliche Beschreibung des konkreten Aussehens der Zeit. »Die Zeit hat einen weißen Grund. Der weiße Grund ist vielleicht vierkantig. Dann kommt das Schwarze. Das Schwarze besteht aus drei Stücken. Das untere schwarze Stück ist sechskantig. Auf drei der sechs Flächen, jeder zweiten, sind zwei Fenster übereinander. Das untere ist etwas größer als das obere. Und unmittelbar über dem oberen beginnt das nächste Stück, das Zwischenstück. Es ist ebenso schwarz und hat die Form einer kleinen gewölbten Mütze. Da sitzt die Uhr. Zuletzt kommt die Spitze. Die Spitze ist auch schwarz und sieht scharf aus wie eine Nadelspitze.«

Paul Hjelm ging ins Internet und suchte Weimar. Es stimmte tatsächlich, daß im Februar 1945 die Bomben der Alliierten auf Weimar fielen. Er fand eine Übersicht über die Kirchen der Stadt. Sie waren abgebildet.

Der Dom, die Stadtkirche, war ein großes Ding, das im Krieg zerstört worden war, doch sie war es nicht. Kein Punkt stimmte. Die zweite große Kirche der Stadt lag etwas weiter im Norden. Sie hieß Jakobskirche. Es war eine weiße Kirche mit einem

schwarzen Turm in drei Segmenten, zuerst ein sechskantiges, bei dem jede zweite Fläche von zwei übereinander liegenden Fenstern geschmückt wurde, das untere davon etwas größer als das obere. Das nächste Segment hatte die Form einer kleinen gewölbten Mütze mit einer Uhr. Ganz oben saß die Spitze, sie sah aus wie eine Nadel.

Es bestand kein Zweifel.

Leonard Sheinkman hatte durch das Fenster die Jakobskirche in Weimar gesehen und sie mit der Zeit gleichgesetzt.

Auf der anderen Seite der Wand ging Kerstin Holms immer ergiebigeres – und immer schrecklicheres – Gespräch mit Ernst Herschel in Jena weiter.

»Schmerzzentrum?« fragte sie.

»Sie nannten es Schmerzzentrum«, sagte er. »Man experimentierte mit dem Schmerzzentrum des Gehirns. Der Hirnrinde. Das Ziel der Versuche war, beim Versuchsobjekt die größtmögliche Schmerzempfindung hervorzurufen. Die Prozedur wurde nach und nach experimentell entwickelt. Allem Anschein nach hatte es in Buchenwald mit einfachen Schmerztests angefangen. Die Ergebnisse schienen so vielversprechend zu sein, daß eine Dependance eingerichtet wurde, vermutlich auf persönlichen Befehl Himmlers. Hier kamen die Experimente ernstlich in Gang. Allmählich fand man heraus, daß eine erhöhte Blutzufuhr im Gehirn dazu beitrug, den Schmerz zu verstärken, und man fing an, die Versuchsobjekte mit dem Kopf nach unten aufzuhängen. Auch die lange Nadel wurde experimentell entwickelt. Man war offenbar einem Durchbruch sehr nahe, als die amerikanischen Truppen Weimar einnahmen. Das Archiv bricht Ende März abrupt ab. Anfang April marschierten die Amerikaner ein. Wahrscheinlich hat man beim Herannahen des Endes die Sachen gepackt und sich in Luft aufgelöst. Es wurde nie jemand zur Verantwortung gezogen. Tatsache ist, daß die Existenz des

Instituts völlig unbekannt war, bevor wir das Gebäude öffneten. Alle übrigen Spuren sind verschwunden.«

»Sind die Verantwortlichen identifiziert?« fragte Kerstin Holm. Sie erkannte ihre eigene, sonst so wohlklingende Altstimme nicht wieder.

»Nicht ganz«, sagte Ernst Herschel. »Was wir wissen, haben wir dem Jüdischen Dokumentationszentrum in Wien mitgeteilt. Simon Wiesenthal, Sie wissen ja.«

»Ja«, sagte Kerstin mit der gleichen wunderbarlich krächzenden Stimme. »Und was wissen Sie?«

»Daß es drei verantwortliche Offiziere und Wachsoldaten gab. Alle von der SS.«

»Namen?«

»Nur zwei von ihnen. Leider.«

»Welche Namen haben Sie?«

»Lassen Sie mich zunächst die Befehlsordnung erklären. Zwei der drei waren Ärzte. SS-Ärzte, wenn Sie die Tragweite einer solchen Bezeichnung verstehen. Ärzte – und Offiziere, natürlich. Der dritte war kein Arzt. Er war der Chef. Das ganze Institut, das Schmerzzentrum, war sein Werk. Er hieß Hans von Heilberg. Er sorgte selbstverständlich dafür, daß sämtliches Material über ihn verbrannt wurde, und ansonsten ist seine Existenz in anderen Kriegsarchiven nur sehr sporadisch belegt. Nach dem Krieg findet sich keine Spur von ihm. Wir wüßten überhaupt nichts von ihm, wüßten nicht, wer der Leiter des Instituts war, wenn er nicht von einem der Ärzte wegen eines Leidens behandelt worden wäre. Ein Muttermal hatte angefangen zu bluten, und er fürchtete, er habe Hautkrebs. Das war im August 1944. Seine Befürchtung wurde von dem Arzt als ›chronische Hypochondrie‹ abgetan.«

»Ein Muttermal?«

»Ein Muttermal am Hals. Es hatte unserer Information zufolge die Form eines Rhombus. Das ist alles, was wir über Hans von Heilbergs Äußeres wissen.«

»Und die Ärzte?«

»Über einen von ihnen wissen wir sehr wenig. Es gelang ihm, sämtliche schriftlichen Spuren zu vernichten. Doch seltsamerweise vergaß er ein Foto. Wir haben also ein Bild von ihm. Es ist das einzige Bild überhaupt, das wir haben.«

»Und der zweite?«

»Ich habe es ein bißchen hinausgezögert, wie Sie sicher bemerkt haben, Fräulein Holm. Er stellt ein Problem für Sie dar. Für Ihre ganze neutrale Nation. Der zweite SS-Arzt war nämlich Schwede.«

»Schwede?«

»Über ihn haben wir am meisten Information. Er war nicht ganz so akribisch wie die anderen beim Verwischen seiner Spuren. Vielleicht glaubte er nicht, daß er überleben würde. Vielleicht war ihm alles gleichgültig. Er hieß Anton Eriksson.«

»Jesses«, sagte Kerstin.

»Ich weiß, daß Sie endlich angefangen haben, sich mit Ihrem nationalen Erbe aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs auseinanderzusetzen, Fräulein Holm. Sie haben in der Waffen-SS und hier und da ein bißchen Kanonenfutter gefunden. Aber auf einen schwedischen SS-Mann dieser Größenordnung sind Sie bisher nicht gestoßen. Das war auch einer der Gründe für meine anfängliche Zurückhaltung. Ich habe mich gefragt, ob ich die Angelegenheit nicht zuerst auf einer etwas höheren Ebene zur Sprache bringen sollte. Aber jetzt ist es gesagt. Machen Sie damit, was Sie wollen.«

»Das werde ich«, sagte Kerstin Holm.

»Ich faxe Ihnen das Material zu«, sagte Herschel.

Sie trafen sich im Gang auf Höhe der dünnen Wand, die ihre Zimmer voneinander trennte. Jeder zeigte auf den anderen.

»Weimar«, sagten sie unisono.

Dann gingen Paul Hjelm und Kerstin Holm in Kerstins Zimmer. Sie informierten sich rasch gegenseitig über ihre jeweiligen Fortschritte. Danach betrachteten sie ein Fax, das gerade ausgeworfen wurde. Es handelte von Anton Eriksson. Und es enthielt eine sehr undeutliche, fast schwarze Fotografie des dritten Mannes.

»Drei Männer«, sagte Paul Hjelm. »Quälgeist drei dürfte identifiziert sein. ›Grausam, sadistisch, rhombenförmiges kleines Muttermal am Hals.‹ Hans von Heilberg. Der Leiter.«

»Dieses Foto sagt ja nicht viel«, meinte Kerstin Holm.

»Aber deine Zusammenfassung von Quälgeist eins hört sich nach einem denkbaren Anton Eriksson an. ›Sehr blond, nicht deutsch, traurig.‹ Daß gerade der Traurige es unterläßt, seine Spuren gründlich zu verwischen, wirkt glaubhaft. Er war wohl schon von seinem Gewissen aufgefressen.«

»Sollen wir dann annehmen, daß Quälgeist zwei – ›eiskalter Wissenschaftler‹ – der unidentifizierte Mann auf dem Foto ist? Der Umstand, daß er alle anderen Spuren vernichtete, läßt wohl auf eine gewisse kühle Rationalität schließen.«

Eine Weile saßen sie da und dachten nach, jeder für sich. Dennoch waren ihre Gedanken fast gleich. Als wären ihre Hirne durch keinen Knochen und keinen Knorpel getrennt.

»Was haben wir jetzt hier?« sagte Paul Hjelm schließlich. »Wie sind die Erinnyen zu dieser Hinrichtungsmethode gekommen? Warum gehen sie genau nach dieser Methode vor, wenn sie Zuhälter hinrichten? Und wo zum Teufel kommt Sheinkman dabei ins Bild? Er hätte hingerichtet werden sollen. Er war an der Spitze der Liste. Er kam davon. Wie ist er davongekommen?«

Kerstin übernahm: »Und warum erzählte er nie etwas davon? Hätte er die Welt nur darüber informiert, daß dieses grauenhafte, verfluchte Institut existierte, dann hätte man alle drei festnehmen können. Man hätte auf jeden Fall gleich nach Kriegsende nach ihnen fahnden können. Statt dessen hielt er es über ein halbes Jahrhundert geheim.«

»Er blätterte die Seite im Buch des Lebens um«, sagte Paul. »Er löschte seine Vergangenheit aus. Er wollte nichts mehr davon wissen. Er entfernte sie. Wie einen Tumor.«

»Sie müssen es von Herschel erfahren haben«, sagte Kerstin und stand auf.

»Wer?«

»Die Erinnyen können nur eine einzige Quelle für die Kenntnis des Aufhängens mit dem Kopf nach unten und dieser Nadel im Gehirn gehabt haben, und das ist das Forscherteam in Weimar.«

»Ruf an und frag, wer davon wußte. Alle überhaupt. Wer betrat als erster das Haus? Wen hat er informiert? Wie erreichte die Information Herschel? Wie lief es ab, als er sein Forscherteam zusammenstellte? Wer gehörte dazu? Was gab es sonst noch für Personal? Wie ging es vor sich, als das Haus renoviert wurde?«

»Du hast recht«, sagte Kerstin und griff zum Hörer.

»Und doch wieder nicht«, sagte Paul. »Es gibt andere mögliche Quellen. Wenn Sheinkman überlebt hat, können auch andere überlebt haben. Die Wachsoldaten im Schmerzzentrum. Und dann natürlich noch drei Personen.«

»Drei Kriegsverbrecher, die vor mehr als fünfzig Jahren untergetaucht sind«, nickte Kerstin.

»Ruf trotzdem an«, sagte Paul.

Kerstin redete eine Weile mit Ernst Herschel. Er versprach, eine Liste mit sämtlichen denkbaren Namen zusammenzustellen,

auch darüber wann und wie die Betroffenen von der Methode erfahren haben konnten.

»Noch eins«, sagte Kerstin. »Gab es irgendwelche Listen über die Versuchspersonen?«

»Ja«, sagte Ernst Herschel. »Aber es sind lediglich Buchstabenkombinationen. Keine Namen. Keine Individuen. Nur Buchstaben. Es war wohl am einfachsten so.«

»Vermutlich«, sagte Kerstin Holm. »Noch einmal vielen Dank für Ihre Hilfe. Und bereiten Sie sich auf einen Besuch vor.«

»Wieso?« fragte der Professor.

»Wir schicken einen Mann zu Ihnen hinunter«, sagte Kerstin und legte auf.

»Arto?« fragte Paul.

»Unser weitgereister Freund«, sagte Kerstin.

Dann machten sie sich daran, wie mit einem einzigen Paar Augen die Akte des schwedischen SS-Arztes Anton Eriksson durchzulesen.

Das war das Schmerzzentrum.

Odessa war eine gefallene Schönheit. Der Satz klang wie ein Zitat aus einer Touristenbroschüre.

Arto Söderstedt empfand eine gewisse Enttäuschung darüber, daß alle seine Vorurteile bestätigt wurden. Er sah in jedem verfallenen Wodkawrack – und es gab deren nicht wenige – einen potentiellen Räuber und wurde ununterbrochen von Bettlern angegangen, meistens Kindern, die ihm zu maßlos überhöhten Preisen fleckige Ansichtskarten verkaufen wollten. Und die Stadt hatte einen ganz speziellen Duft. Wie eine in die Jahre gekommene Hure, dachte er brutal. Billiges Parfüm, um den Verfall zu überdecken.

Dagegen hatte er noch nicht die Möglichkeit gehabt, an unwilligen Oststaatenpolizisten ohne Computer sein Verhandlungsgeschick zu erproben. Er wartete noch immer darauf, daß geöffnet wurde. ›Vielleicht etwas später‹, wie ein neben dem Polizeipräsidium wohnender Mann in schwerfälligem Deutsch ausgestoßen hatte.

Es lag kein Grund vor, zum Hotel zurückzugehen, das in seiner Mischung aus luxuriöser Pracht und Verfall als überdeutliches Symbol für Odessa angesehen werden konnte. Also wanderte er. Er fand auch den Strand – den es nicht gab. Denn Odessa war eine Hafenstadt mit der kleinen Eigenheit, daß sie an die hundert Meter fast senkrecht oberhalb des Wassers lag. Das einzige, was die Stadt mit dem Wasser verband, war, genaugenommen, die weltberühmte Treppe, über die in Eisensteins Revolutionsfilm *Panzerkreuzer Potemkin* der Kinderwagen herunterrollt. Erst durch den Bau der Treppe im neunzehnten Jahrhundert entstand eine direkte Verbindung zwischen der Stadt und dem Wasser, zwischen Odessa und dem Schwarzen Meer.

Die Stadt war einmal mächtig gewesen, und vermutlich machte sie, vom Wasser aus gesehen, noch immer einen mächtigen Eindruck. Aber wenn man sich durch ihre Straßen bewegte, nahm man sie in erster Linie als ärmlich wahr. Ein Relikt aus vergangenen großen Zeiten. Natürlich erfolgten die Transporte zum wichtigsten Hafen der Ukraine jetzt auf anderen Wegen, doch zu jener Zeit war die Treppe von lebhaftem Verkehr gekennzeichnet. Es war kein Zufall, daß sie bei Eisenstein als Symbol für die kapitalistische Wirtschaft diente.

Zumindest war das Arto Söderstedts Interpretation.

Jetzt war die Treppe Aufenthaltsort für alles erdenkliche gesellschaftliche Treibgut, Bettler und Drogensüchtige, und die Stufen zu betreten, kam direkter Gesundheitsgefährdung gleich. Bevor er sie betrat, glitt Söderstedt seitwärts in ein Gebüsch und brach einen Ast ab. Er sah wie ein Spazierstock aus – aber eigentlich war er eine Waffe. Er war bereit, sich zu verteidigen. Es durfte nur nicht so aussehen.

Er stieg hinunter und wieder hinauf. Er zählte siebzehn Attacken von Bettlern, die als Ansichtskartenverkäufer verkleidet waren. Dazu – trotz aller Versuche, sich mit dem Stock gegen Annäherungsversuche zu wehren – drei Wodkaflecken auf der Kleidung. Zum Glück keine Kotze.

Als er das obere Ende der Treppe wieder erreichte, blieb er mit dem Stock in der Hand stehen. Im nächstgelegenen Schaufenster stand Onkel Pertti mit der Hand am Säbel. Arto starrte ihn wie verhext an. Er starrte zurück. Arto ließ den Stock fallen. Onkel Pertti ließ den Säbel fallen. Arto streckte ihm die Zunge heraus. Onkel Pertti streckte ihm die Zunge heraus.

Der Bann war gebrochen.

Was wollte der alte Knacker eigentlich? dachte Arto Söderstedt und ließ ihn zwischen den Stiefeln im Schaufenster stehen. Wieso diese Hartnäckigkeit?

Er schlenderte die merkwürdige Strandpromenade hundert

Meter über dem Wasser entlang und blickte auf die starre schwarze Oberfläche des Schwarzen Meers hinaus, das wunderschön in der Morgensonne glänzte. Er merkte, daß seine Einstellung zu dieser Stadt immer versöhnlicher wurde. Sie hatte eine Schönheit, die sich nicht einschmeichelte, wie es bei der italienischen zuweilen der Fall sein konnte. Es war eine Schönheit, die ihre Makel nicht zu verbergen suchte. Statt dessen schien die Stadt zu sagen: So bin ich eben, take it or leave it. Ungefähr wie Onkel Pertti.

Er kam an der berühmten Oper und der Universität vorbei, und die Gebäude waren wirklich schön. Er war nicht einmal mehr sicher, daß der Verfall tragisch war. Vielleicht sollte der Gang der Zeit in einem Kunstwerk bewahrt bleiben. Vielleicht sollte es nicht restauriert und geschmückt und geschminkt werden und versuchen, etwas anderes zu sein, als es war. Angefressen von der Zeit – wie alles übrige auf Erden. Sollte die Kunst wirklich aus der Zeit herausgelöst und mit einem Ewigkeitswert versehen werden, der grundfalsch war? Und wenn die Alternative Auslöschung hieß? Wenn die Zeit nur ein Saboteur war, eine Zerstörerin ewiger Werte? Sollte man ihr dann nicht entgegenwirken?

Das Argument des plastischen Chirurgen.

Gerade als er fühlte, daß er vielleicht etwas richtig Wesentlichem auf die Spur gekommen war, gelangte er – ohne es beabsichtigt zu haben – zurück zum Polizeipräsidium. Und die Tür war offen.

Er irrte durch verfallene Flure und merkte, daß ihm das Wort ›Verfall‹ ein bißchen zu häufig in den Sinn kam. Wenn genau diese Flure sich in Schweden oder Finnland befänden, würde er sie dann auch als verfallen bezeichnen? Oder war das Wort ganz einfach unauflöslich mit dieser Stadt verbunden?

Dabei fiel ihm ein, daß Odessa nicht nur eine Stadt war. Es war auch eine Organisation. Eine sehr unangenehme Organisati-

on. Organisation der ehemaligen SS-Angehörigen. Im Jahre 1947 gegründet, um hohen Nazis zu einer neuen Identität in Südamerika oder im Mittleren Osten zu verhelfen. 1952 ersetzt durch Kameradenwerke.

Der Zusammenhang war ihm nicht richtig klar, doch es gab ihn. Er fühlte es besonders deutlich, als er an der Tür klingelte, auf der in kyrillischen Buchstaben etwas wie

»Kommissar Alexej Svitlytnyj« stand. Den sollte er auf jeden Fall treffen.

Alexej Svitlytnyj saß an seinem Tisch und war vorgewarnt. Genau wie Söderstedt vermutet hatte, gab es keinen Computer auf dem majestätischen Schreibtisch. Dagegen hing eine sonderbar gerollte Zigarette wie angeleimt im Mundwinkel des kräftigen, untersetzten Mannes im tadellosen Oststaatenanzug. Der Anzug sah aus wie die, die sowjetische Führer zu tragen pflegten, wenn sie auf irgendwelchen Erhöhungen über dem Roten Platz standen und steif vorbeiziehenden Militärparaden winkten. Arto Söderstedt hatte immer den Verdacht gehegt, daß sie ausgestopft und ferngesteuert waren.

Svitlytnyj war nichts von beidem, aber ziemlich träge. Sein Englisch indessen war auf einem unerwartet hohen Niveau. »Ich habe die Angelegenheit mit unserem Justizministerium geklärt«, sagte er, nachdem die gegenseitige Vorstellung erledigt war. »Es ist kein Problem, daß Sie als Repräsentant von Europol unser Ermittlungsmaterial einsehen. Dagegen waren wir eher skeptisch, ob wir es um den halben Erdball an die schwedische Polizei schicken sollten.«

»Sie haben den Nasenlosen also identifiziert?« sagte Söderstedt.

Svitlytnyj nickte schwer wie ein alter Braunbär.

Wackelpuppe, dachte Söderstedt und freute sich über ein Wort, das er lange nicht benutzt hatte. Diese Plastikpuppen mit

rauhem Pelz und losem Kopf, der unendlich lange vor und zurück schaukelte, wenn man ihn in Bewegung setzte.

»Das ist korrekt«, sagte Svitlytnyj und reichte Söderstedt mit einer trägen Bewegung eine abgegriffene braune Mappe über den Tisch, auf der Hammer und Sichel prangten. »Aus der Sowjetzeit«, fügte er mit einer Geste zu dem Hammer-und-Sichel-Zeichen hinzu. »Auch das ein Grund für die Auslieferungssproblematik.«

Söderstedt schlug die Mappe auf und starrte auf ein Dickicht kyrillischer Buchstaben.

»Es ist in russisch«, sagte er unbedacht.

»Das ist es mitnichten«, sagte Svitlytnyj. »Es ist ukrainisch. Eine Sprache, die von siebenmal so vielen Menschen gesprochen wird wie Schwedisch.«

»Verzeihung«, sagte Söderstedt verbindlich.

»Drehen Sie die Seite um«, sagte Svitlytnyj. »Dort finden Sie ein Foto.«

Söderstedt tat, wie ihm geheißen. Ein sehr seltsames Wesen starrte ihn mit dunklem Blick an.

Es hatte keine Nase.

»Er heißt Kouzmin«, sagte der Kommissar und nahm einen Lungenzug aus der festgewachsenen Zigarette, die zu diesem Zeitpunkt circa vier Millimeter lang war. Söderstedt fragte sich, wie es wohl weiterginge. Die Kippe war ein richtiger *cliffhanger*. Würde sie wohl noch einen Lungenzug überstehen? Fortsetzung folgt.

»Koutjschmin?« versuchte er.

Svitlytnyj nickte seitwärts und vollführte eine schaukelnde Geste mit der Hand. »Ungefähr so«, sagte er.

»Franz Kouzmin. Sein Straftatenregister ist nicht besonders umfassend. Es handelt sich hauptsächlich um Delikte, die mit seinem langjährigen und intensiven Alkoholmißbrauch zusam-

menhängen. Bagatellsachen. Einbruch, Hehlerei, Trunkenheit. Er ist kaum ein großer Verbrecher. Wurde Ende September 1981 von seiner Tochter als vermißt gemeldet. Er war offenbar Witwer.«

»Steht da etwas über die Nase?« fragte Söderstedt.

»Die fehlende Nase« sagte Svitlytjnyj und erhob sich; es dauerte ungefähr eine halbe Minute. »Darf ich vorschlagen, daß wir in den Computerraum hinübergehen?«

Ein Mysterium, dachte Söderstedt. Die mikroskopisch kleine Zigarette war spurlos verschwunden. Statt dessen steckte eine frisch gerollte und angezündete Zigarette im selben Mundwinkel. Es war geschehen, ohne daß er, der routinierte finnlandschwedische Detektiv, etwas gesehen hatte.

»Haben Sie einen Computerraum?« sagte er zerstreut und stand auf.

Svitlytjnyj kicherte ein wenig und nahm einen tiefen Lungenzug. »Das hätten Sie nicht gedacht, wie?« sagte er.

Sie traten hinaus auf den Flur und wanderten durch die Unendlichkeit.

»Wir sind dabei, das gesamte alte Archiv auf das neue EDV-System umzustellen«, sagte der Kommissar, »und bei dieser Gelegenheit übersetzen wir gleich alle Akten ins Englische. Das dauert seine Zeit. Wir sind bis zum Buchstaben ›L‹ gekommen. Sie haben Glück.«

»Und was war mit der Nase?« insistierte Söderstedt.

»Der fehlenden Nase«, insistierte Svitlytjnyj und öffnete eine Tür.

Sie betraten ein Hackerparadies. Die Computerausrüstung schien denkbar jüngsten Datums zu sein. Mehrere Männer und Frauen saßen an modgerecht blitzenden Terminals und bedienten ihre Tastaturen. Es sah aus wie in einer amerikanischen Börsenhaifirma.

»Na, jetzt sind Sie platt«, sagte Svitlytnyj und grinste.

»Wie können Sie sich so etwas leisten?« entfuhr es Söderstedt undiplomatisch.

»Mafiagelder«, sagte der Kommissar ernst.

Mehrere Mitarbeiter im Raum lachten allerdings schallend.

»Ich erkläre Ihnen kurz die Bedienung«, fuhr Svitlytnyj ruhig fort und tat es.

Und so las Arto Söderstedt in aller Ruhe die Akte des Franz Kouzmin – in tadellosem Englisch.

Die zwölfjährige Tochter, die im Kinderheim lebte, hatte ihn Ende September als vermißt gemeldet, als sie ihren monatlichen Besuch bei ihm machte. Seine Frau war offenbar bereits zwei Jahre nach der Geburt der Tochter an Krebs gestorben, und weil er immer mehr trank, war ihm die Tochter fortgenommen und im Kinderheim untergebracht worden. Es gab einen Auszug aus einem Verhör mit ihr.

Sie hatte gesagt: »Und gerade wo Papa aufgehört hatte zu trinken. Seit einem Monat war er völlig nüchtern. Und ganz, ganz froh.« Doch sie hatte nicht gewußt, warum.

Okay, dachte Söderstedt und hielt inne. Kouzmin hörte auf zu trinken und war froh, erwartungsvoll. Wie vor einer Reise. Nach Schweden. Offenbar hatte er etwas gefunden, und dieses Etwas veranlaßte ihn, sich aus seinem langjährigen Alkoholmißbrauch herauszukämpfen und an Bord der M/S Cosmopolit mit dem Ziel Frihamnen in Stockholm zu gehen.

Arto las weiter.

Nun fand das Nasenproblem seine Erklärung. Er hätte es sich denken sollen. Sie alle hätten es sich denken sollen.

Franz Kouzmin wurde von einer ukrainischen Frau adoptiert, die sich in Buchenwald seiner angenommen hatte, wo seine Eltern umgekommen waren. Er selbst wurde Opfer eines

medizinischen Experiments, bei dem es um die Atmung ging. Wie wichtig waren die Atemwege in der Nase für die Atmung?

Um Antwort auf diese Frage zu erhalten, hatten die SSÄrzte in Buchenwald dem kleinen Franz die Nase abgesägt.

Es zeigte sich, daß man ohne Nase leben konnte.

Das war gut zu wissen.

Danach wurde es schwerer. Wenn mir jemand die Nase abgesägt hätte, dachte Söderstedt, wäre ich wohl auch Alkoholiker geworden.

Dann kam es.

Ein Name.

Er erstarrte und rief instinktiv über sein Handy in Stockholm an.

Kommissar Jan-Olov Hultin meldete sich. Er sagte: »Ich wollte dich auch gerade anrufen, Arto. Du mußt nach Weimar fahren.«

Arto Söderstedt ignorierte ihn glockenrein.

»Hör zu jetzt, was ich gefunden habe«, sagte er und betrachtete den Bildschirm vor sich.

»Ich höre«, sagte Hultin.

»Shtayf auf dem Südfriedhof, der Mann ohne Nase, hieß Franz Kouzmin. Aber er wurde nicht unter diesem Namen geboren. Er wurde im Januar 1935 als Kind jüdischer Eltern in Berlin geboren. Sein Name war Franz Sheinkman.«

Es war einen Moment still am anderen Ende. »Herr Gott«, sagte Hultin dann.

»Das kann man wohl sagen«, gab Söderstedt zurück.

»Erzähl mehr.«

»Er war Witwer und Alkoholiker und hatte gerade aufgehört zu trinken. Frohen Sinnes verläßt er heimlich die Sowjetunion und reist nach Schweden, genauer gesagt zu seinem Vater

Leonard Sheinkman im Bofinksvägen in Tyresö. Irgendwie ist es ihm gelungen, seinen Aufenthaltsort ausfindig zu machen. Das bringt ihn dazu, mit dem Trinken Schluß zu machen. Sein Vater glaubt ja, daß er tot ist, zusammen mit seiner Mutter in Buchenwald ermordet. Aber es kam anders. Er wurde das Opfer medizinischer Experimente, in deren Verlauf ihm die Nase abgetrennt wurde. Am Abend des siebten September 1981 kommt er bei seinem Vater in Tyresö an. Was bei dieser Begegnung geschieht, wissen wir nicht. Was wir wissen, ist, daß er zwei Tage später erstochen bei einem kleinen Badesee in der Nähe gefunden wird.«

»Ich verstehe«, sagte Hultin.

»Was verstehst du?«

»Daß du ausgezeichnete Arbeit geleistet hast. Kannst du die Akte hermailen? Erlauben sie das?«

»Ich glaube schon«, sagte Söderstedt und warf einen Blick zu dem großen Alexej Svitlytjnyj hinauf. Die Zigarette war jetzt wieder so klein, aber er mußte gestehen, daß er das Interesse daran verloren hatte.

»Dann mußt du jetzt nach Weimar fahren«, sagte Hultin. »Du sollst dich mit einem Professor Ernst Herschel am Historischen Institut der Universität Jena treffen. Fahr, sobald du kannst. Weitere Instruktionen bekommst du unterwegs.«

»Gib mir einen Tip«, bat Söderstedt.

»Das Institut, wo die Methode mit der Nadel im Gehirn entwickelt wurde.«

»Ah«, sagte Söderstedt und drückte auf den Ausknopf.

Svitlytjnyj sog den mikroskopisch kleinen Zigarettenstummel in den Mund, löschte ihn mit ein bißchen angesammeltem Speichel, spuckte ihn aus und hatte unmittelbar eine neue, fertig gerollte Zigarette bereit, die er anzündete, während er sich über

den Computer beugte und Arto Söderstedt half, sich mit den kyrillischen Befehlen auf dem Bildschirm zurechtzufinden.

Dann flog die Akte Franz Kouzmin-Sheinkman über Europa.

Söderstedt kam es plötzlich so vor, als wäre er nur nach Odesa gerufen worden, um die Computerausrüstung zu bewundern und in der gesamteuropäischen Polizeigemeinschaft Goodwill zu verbreiten.

Er sagte: »Ich müßte die Akte auch zum eigenen Gebrauch kopieren.«

Er bekam eine Diskette, und der Rechner fragte ihn:

›Save Kouzmin?‹

Er antwortete ›Yes‹.

Mit Nachdruck.

Anton Eriksson wurde 1913 in dem kleinen Ort Örbyhus nördlich von Uppsala geboren. Mit gut zwanzig Jahren wurde er an der Universität Uppsala immatrikuliert, und nach Studien unter anderem in Medizin, Deutsch und Anthropologie schloß er sich dem freistehenden Institut an, das die aufsehenerregendste Institution der ruhmreichen Universitätsstadt war. 1922, im gleichen Jahr, in dem die Sozialdemokraten die Sterilisierung geistig Behinderter »wegen der aus rassenhygienischer Sicht schädlichen Folgen der Fortpflanzung geistig Zurückgebliebener« befürworteten, war nämlich in Uppsala das weltweit erste Institut für Rassenbiologie eingerichtet worden, Statens institut för rasbiologi, das später zum Vorbild diente für das Kaiser-Wilhelm-Institut für Rassenhygiene in Berlin.

Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Rassenhygiene seinerseits war eine wichtige Voraussetzung für die Ausrottung der Juden.

Wenngleich die geschichtliche Entwicklung natürlich länger war. Das frühe zwanzigste Jahrhundert war von großen Veränderungen geprägt. Schweden entwickelte sich von einer Agrargesellschaft zu einer Industriegesellschaft. In Zeiten großer Umwälzungen entsteht ein Bedarf an Sündenböcken. Die Juden waren geeignete Sündenböcke, weil man ihnen sowohl Bolschewismus als auch Kapitalismus als auch Antipatriotismus, will sagen Zionismus, vorwerfen konnte – man brauchte nur zu wählen. Dieses Rassendenken war mit den Modewissenschaften Anthropologie und Genetik verbunden. Die Schwedische Gesellschaft für Rassenhygiene wurde 1909 begründet, und es gab eine internationale rassenbiologische Gesellschaft, in der diskutiert wurde, wie man einen Übermenschen schaffen könnte. Als man 1912 in London einen Weltkongreß in großem Stil abhielt, hatte kein Geringerer als

Winston Churchill den Vorsitz inne. 1918 schlug ein Professor von Karolinska Institutet die Einrichtung eines Nobel-Instituts für Rassenbiologie vor; die Zeit war noch nicht reif. 1921 wurde jedoch ein von Vertretern sämtlicher Reichstagsparteien unterschriebener Antrag eingebracht, ein rassenbiologisches Institut zu gründen, und der Schwedische Reichstag faßte mit großer Mehrheit einen entsprechenden Beschluß. Das Institut wurde am Neujahrstag 1922 eröffnet. Sein Leiter war Herman Lundborg. Man hatte sieben Angestellte und verfügte über Haushaltsmittel von sechzigtausend Kronen.

Herman Lundborg war der Auffassung, die nordische Rasse sei allen anderen überlegen, und mit den Jahren tendierte er immer deutlicher zu antisemitischen Standpunkten. Das Institut wurde gleichzeitig von Lundborgs Deutschfreundlichkeit durchdrungen. Mehrere Deutsche besuchten das Institut und hielten Vorlesungen, darunter Hans F. Günther, der bald darauf der Ideologe der Nazis in Rassenfragen wurde. 1932 wurde in New York der Weltkongreß der Internationalen Rassenbiologischen Gesellschaft abgehalten. Herman Lundborg nahm daran teil, auch die gesamte amerikanische Oberklasse war vertreten, mit Familien wie Kellogg, Harriman und Roosevelt im Mittelpunkt. Vorsitzender des Kongresses war Ernst Rüdin, jener Mann, der binnen kurzem Hitlers umfangreiches Sterilisierungsprogramm leiten sollte.

Zu dieser Zeit hatte das Schwedische Rassenbiologische Institut in Uppsala zu stagnieren begonnen, trotz seines fest verankerten internationalen Ansehens. Der Haushalt war auf dreißigtausend Kronen geschrumpft, und Lundborg war als Leiter nicht mehr tragbar. Im Juni 1936 wurde er durch Gunnar Dahlberg ersetzt, der in gewisser Weise die Ausrichtung des Instituts veränderte, und zwar von der Rassenbiologie fort zu Humangenetik und zur Kunst des *social engineering*. Dies führte nach und nach zu den berüchtigten Zwangssterilisierungen geistig Behinderter.

Anton Eriksson kam gegen Ende von Lundborgs Zeit ans Institut. Die rassenbiologischen und antisemitischen Gedanken wurden sein Credo, und als Dahlberg die Leitung des Instituts übernahm, faßte Eriksson die Kursänderung als einen Verrat an Herman Lundborgs Erbe auf. Ihn interessierte die medizinisch und chirurgisch ausgerichtete Rassenbiologie.

In dem Material aus Weimar war auch ein kurzer Text von Anton Eriksson enthalten, der im Frühjahr 1936 in der dem deutschfreundlichen Torsten Kreuger gehörenden Abendzeitung *Aftonbladet* erschienen war. Darin versucht Eriksson mittels einer ausschließlich klinischen Vorgehensweise die biologisch bedingte Unterlegenheit der Juden zu beweisen. Um seine These zu belegen, bezieht er sich auf Herman Lundborgs berühmte Skizzen von menschlichen Profilen.

Anfang 1937 verläßt Anton Eriksson Schweden, um in Berlin Medizin zu studieren. Als letztes heißt es von ihm, daß er am Kaiser-Wilhelm-Institut für Rassenhygiene tätig ist und daß er für die SS-interne Offiziersausbildung angenommen wurde.

Dann wird es still um den begabten Studenten aus Örbyhus. Sehr still.

Kerstin Holm und Paul Hjelm lasen die Akte zusammen. Sie schwiegen beide, und es gab keinen Abstand zwischen ihnen.

Sie spürten, wie sich vor ihren Augen die schwedische Geschichte veränderte. Wer hatte in der Schule hiervon gesprochen? Wer hatte sie aufgeklärt über das dunkle Erbe des human neutralen nordischen Landes?

Niemand.

Die schwarzen Löcher im Raum-Zeit-Kontinuum begannen sich zu füllen.

Und sie näherten sich dem Sand im Getriebe, dem grundlegenden Denkfehler.

Die Zeit legte sich zurecht.

Nicht zuletzt dank Arto Söderstedts frischer und merkwürdiger Information aus Odessa.

Nichts in dem, was sie gefunden hatten, deutete darauf hin, daß der zukünftige SS-Arzt Anton Eriksson Tendenzen zu Reue und Gewissensqualen gehabt hätte. Im Gegenteil, er zeigte sich als ›eiskalter Wissenschaftler‹.

Quälgeist 2.

Warum sollte dann dieser rational beherrschte, klinisch arbeitende Antisemit im Schmerzzentrum in Weimar gravierende Beweise zurücklassen? Zwar kein Foto – doch eine Menge an Material.

Warum?

Es gab nur eine denkbare Erklärung.

Er hatte einen bombensicheren Fluchtweg.

»Wann endet Leonard Sheinkmans Tagebuch?« fragte Kerstin.

»Am einundzwanzigsten Februar 1945«, sagte Paul und nickte.

»Und wann marschieren die Amerikaner in Weimar ein?«

»Buchenwald wird am elften April befreit.«

Kerstin Holm beugte sich über den Tisch vor, legte eine Prise nach und sagte: »Es vergehen eineinhalb Monate zwischen dem Tag, an dem Leonard Sheinkman in den Operationssaal geführt wird, um mit dem Kopf nach unten aufgehängt zu werden und eine Metallnadel ins Gehirn eingeführt zu bekommen, und dem Tag, an dem Weimar befreit wird. Als er herauskommt, ist ihm wohl kaum im Gehirn herumgestochert worden. Statt dessen lernt er verblüffend schnell Schwedisch, sattelt verblüffend schnell vom Dichter zum Gehirnspezialisten um und wird Professor und Nobelpreiskandidat.«

»Was geschieht in den eineinhalb Monaten zwischen dem einundzwanzigsten Februar, als das Tagebuch endet, und der Befreiung am elften April?«

»Natürlich«, sagte Kerstin Holm, »daß Leonard Sheinkman stirbt. Der jüdische Berliner Dichter stirbt unter fürchterlichen Qualen in einem Kellerraum in Weimar.«

Paul Hjelm stand auf, ging zum Computer und tippte einen Befehl ein.

»Wir haben es die ganze Zeit vor Augen gehabt«, sagte er schließlich und zeigte auf den Bildschirm. »Qvarfordts hoffnungslose Notizen von Leonard Sheinkmans Obduktion. Der Denkfehler. ›Tendenz zu zervikaler Spondylose. Circumcisio postadoleszent. Rheumatoide Arthritis, initial, mit Symptomen in Hand- und Fußgelenken.««

»Circumcisio postadoleszent«, sagte Kerstin. »Beschneidung im Erwachsenenalter.«

»Es ist in dem ganzen Latein untergegangen«, sagte Paul.

»In der Sprachverwirrung«, sagte Kerstin.

Sie saßen eine Weile schweigend da, während die Dinge auf sie einstürzten. Nach und nach traten ihnen die grotesken Konsequenzen ihrer Einsicht vor Augen.

Der eiskalte Judenhasser und Judenquäler Anton Eriksson ist an einer experimentellen Folter des jüdischen Dichters Leonard Sheinkman beteiligt. Das erste Mal am einundzwanzigsten Februar 1945. Möglicherweise überlebt Sheinkman ein paarmal und schwankt wie ein unseliger Geist durch die Flure. Möglicherweise stirbt er direkt. Auf jeden Fall ist er schon lange tot, als das Personal Ende März oder Anfang April aus dem Institut flieht. Wahrscheinlich ist sich der kühle Eriksson schon im Februar bewußt, daß die Tage des Instituts und ganz Nazi-deutschlands gezählt sind. Wahrscheinlich hat er bereits ein passendes Opfer ausgesucht, mit dem er die Identität tauscht, als der Krieg vorüber ist. Es ist der gleichaltrige Leonard Sheinkman.

Der Judenhasser wird Jude.

Der Mörder nimmt die Identität des Opfers an.

Nach Sheinkmans Tod behält Eriksson dessen Papiere, soweit vorhanden, andernfalls stellt er neue aus. Er läßt sich Sheinkmans Gefangenenummer auf den Arm tätowieren und läßt sich beschneiden. Alle Luken müssen abgedichtet werden. Er weiß, spätestens aus Sheinkmans Tagebuch, das er selbstverständlich beschlagnahmt, daß dessen Frau und Sohn in Buchenwald umgekommen sind – eine Familie existiert nicht. Möglicherweise läßt er auch eine Gesichtsoperation durchführen, um einer Entdeckung in Schweden zu entgehen. Es ist jedoch zehn Jahre her, daß Anton Eriksson das Land verlassen hat, und dazwischen liegt ein Weltkrieg, das Risiko, entdeckt zu werden, ist also minimal. Er gelangt nach Schweden, lernt in Rekordzeit Schwedisch, was nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß er seine Muttersprache lernt. Er durchläuft auch die Ausbildung zum Arzt in Rekordzeit, was nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß er bereits Arzt ist. Er wird in Rekordzeit Hirnforscher, was nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß er schon eifrig mit menschlichen Gehirnen experimentiert hat. Und niemand erkennt ihn. Er hat es geschafft. Er hat seine Metamorphose durchgemacht und lebt jetzt als Jude. Er geht in die Synagoge, feiert Sabbat, Pessach, Sukkot, Chanukka, Jom Kippur und heiratet eine Jüdin.

Und der Nazi bekommt jüdische Kinder.

Nichts von dem mußte angesprochen werden.

Aber eins mußte angesprochen werden: »Wie konnte er damit leben?«

Sie sahen sich an.

»Ich glaube nicht, daß er es konnte«, sagte Paul Hjelm.

»Ich glaube, daß er sein Gehirn ganz bewußt so trainierte, daß es die Vergangenheit ausklammerte. Ich glaube, daß Anton Eriksson tatsächlich Leonard Sheinkman *wurde*.

Ich glaube sogar, daß es ihm gelang, sich selbst zu suggerieren, daß er das Tagebuch geschrieben hätte.«

»Aber zweimal wird er an die Vergangenheit erinnert«, sagte Kerstin. »Das erste Mal am siebten September 1981. Da ist er fast siebzig. Auf der Schwelle seines Hauses im Bofinksvägen in Tyresö steht ein freudestrahlender, jetzt nüchterner ukrainischer Jude ohne Nase und erhebt den Anspruch, sein Sohn zu sein. Franz Sheinkman. Es ist der reine Wahnsinn. Er tötet ihn mit einem Küchenmesser. Zwei wuchtige Stöße, die die ganze Kraft seines Handelns, die ganze Tragweite seiner Einsicht erkennen lassen. Er fährt mit der Leiche in den Wald und wirft sie in der Nähe eines Badesees aus dem Wagen.«

»Das zweite Mal ist, als er die Gegenwart der Erinnyen spürt«, sagte Paul Hjelm. »Da kommt alles mit extremer Wucht zurück. Er wird gezwungen, das Blatt im Buch des Lebens wieder umzublättern. Er wird gezwungen, den Text auf der Rückseite des Papiers zu lesen, den er meinte, gelöscht zu haben. Der treibt ihn hinaus zu Franz Sheinkmans anonymem Grab. ›Shtayf‹. Der Grabstein liegt zerschmettert da. Von Neonazis. Es muß ihm vorkommen wie blanke Ironie. Genau da treten die Erinnyen in Erscheinung. Die Rachegöttinnen aus der Urzeittiefe. Bevor sie ihn mit exakt der Methode töten, mit der er selbst am Schmerzzentrum in Weimar zahllose Menschen getötet hat, spricht er mit ihnen. Vermutlich ist er zu diesem Zeitpunkt mit der unerhörten Tragweite seiner Schuld konfrontiert worden und sagt etwas wie ›endlich‹ oder ›wie lange ihr gewartet habt‹. Genau wie Nikos Voultsos in Skansen sieht er sie als wirkliche Rachegöttinnen an, als wirkliche Erinnyen.«

Denn in beiden Fällen gab es einiges zu rächen.

»Dann bleibt trotzdem noch die Frage, was diese beiden Sorten von Rache verbindet. Die Rache der Prostituierten an ihren Zuhältern und die Rache der Lageropfer an ihren Henkern. Wo ist das Verbindungsglied?«

»Wir müssen abwarten, welche Namen Professor Herschel in Weimar uns bieten kann«, sagte Paul Hjelm. Danach sagten sie nicht mehr viel. Worte kamen ihnen so nichtig vor.

Arto Söderstedt hatte Weimar schon immer sehen wollen. Es war einer seiner heimlichen Träume, die zu verwirklichen Onkel Perttis Geld ihm helfen sollte. Irgendwann in nicht allzu ferner Zukunft würde er herkommen.

Dieser Besuch zählte nämlich nicht.

Er saß im Zug von Leipzig, wohin die Maschine aus Odessa ihn am Abend zuvor gebracht hatte. Er war in einem Hotel Fürstenhof abgestiegen und eingeschlafen, ohne die Schönheit des alten Patrizierpalastes zu genießen, und hatte einen Schluckauf bekommen, als ihm von einer wunderschönen Blondine, die auszuschimpfen er nicht das Herz hatte, die Hotelrechnung zugeschoben wurde. Er bezahlte folgsam und hoffte, daß die Rechnungsprüfer der Reichskriminalpolizei nicht allzu lautstark protestierten. Oder sollte er es wagen, die Rechnung an Europol in Den Haag zu schicken?

Dann war er die wenigen Schritte den Tröndlinring hinabgegangen, im milden, zentraleuropäischen Licht eines traumhaften Frühlingsmorgens, und in den Zug nach Weimar gesprungen, der jetzt über die Ebene glitt und die Grenze zwischen Sachsen und Thüringen in der früheren DDR passierte.

Während Orte wie Bad Kösen, Bad Suiza und Apolda vorüberflogen, las er die letzte Mail von Hultin, die er im Hotel Fürstenhof in Leipzig für eine Interntelefongebühr von bescheidenen fünfundvierzig D-Mark empfangen hatte. Sollte auch die Rechnung an Den Haag gehen? Wo verlief die gesamteuropäische Grenze für behördlichen Mißbrauch?

Er ließ die entsprechende Argumentation auf sich beruhen und fing an zu lesen.

Leonard Sheinkman war nicht Leonard Sheinkman.

Er war, so unangenehm es auch sein mochte, ein schwedischer SS-Arzt mit Namen Anton Eriksson.

Das also war des Pudels Kern.

Wie Goethe in Weimar gedichtet hatte.

An einer anderen Stelle des ›Faust‹ nannte er außerdem Leipzig ›Klein Paris‹, und als der Zug in den Hauptbahnhof von Weimar einfuhr, kam ihm Leipzig unweigerlich wie eine Metropole vor.

Weimar war nichts anderes als ein kleines Provinznest.

Dennoch war die Stadt im Jahr zuvor Kulturhauptstadt Europas gewesen. Goethe hatte auch die Gelegenheit genutzt und wurde zweihundertfünfzig Jahre alt.

Still going strong.

Auf dem Bahnsteig wartete eine kleine dunkle Frau von knapp dreißig Jahren. In der Hand hielt sie ein Schild mit den handgeschriebenen Worten ›Herr Söderstadt‹.

Wir sind auf dem richtigen Weg, dachte er, schleppte seinen unnötig schweren Koffer zu ihr hinüber und streckte ihr die Hand hin.

Sie gab ihm einen schnellen, scharfen und scheuen Blick.

»Mein Name ist Elena Basedow«, sagte sie auf englisch mit überraschend tiefer Stimme. »Ich gehöre zu Professor Herschels Assistententeam.«

»Arto Söderstedt«, sagte Arto Söderstedt.

»Nicht -Stadt?«, sagte Elena Basedow und schaute auf ihr handgeschriebenes Schild.

»Nicht richtig«, sagte er. »More of a small village.«

Sie lächelte ein wenig in sich gekehrt. »Like Weimar«, sagte sie und machte eine ausladende Handbewegung.

»Hopefully«, sagte Söderstedt ein wenig hölzern.

Sie setzten sich in Bewegung. Es war noch immer ein sehr schöner zentraleuropäischer Frühlingsmorgen.

»Team?« sagte Söderstedt. »Hat der Professor viele Assistenten?«

»Nicht direkt«, sagte Elena Basedow. »Zur Zeit sind wir ein reines Forscherteam. Die Assistenten sind Doktoranden. Früher waren es wesentlich mehr.«

»Bei der Erforschung des Schmerzzentrums?«

»Ja, genau. Bis zum Herbst 1998 gab es eine ganze Reihe freiwilliger Studenten. Unbezahlte Geschichts- und Archäologiestudenten.«

»Hmm«, sagte Arto Söderstedt.

Sie blieben vor einem älteren Volkswagen Vento auf dem Parkplatz des Bahnhofs stehen.

Elena Basedow öffnete ihm die Tür und hob eigenhändig seinen unnötig schweren Koffer in den Kofferraum.

»Wir fahren zuerst dahin«, sagte sie und knallte den Kofferraumdeckel zu, daß der Wagen einen Satz machte.

»Er wartet dort.«

Weil ihm ihre Äußerung ein wenig kryptisch erschien, sagte Söderstedt: »Wohin?«

»Zum Schmerzzentrum. Es ist jetzt rundum erneuert. Eine IT-Firma hat das Gebäude übernommen, ohne zu ahnen, was dort während des Krieges geschah. Nicht daß sie sich etwas daraus machen würden ...«

»Aber Sie machen sich etwas daraus«, sagte Söderstedt, während der Wagen das Bahnhofsgelände verließ und sich in Richtung des südlich gelegenen kleinen Stadtkerns bewegte.

Sie warf ihm einen schnellen, scheuen Blick zu. »Ja«, sagte sie. »Das tue ich.«

»Sie sind Jüdin«, sagte Söderstedt.

»Ich bin alles mögliche«, sagte Elena Basedow. »Zum einen bin ich verwandt mit dem von Rousseau beeinflussten Pädagogen Johann Bernhard Basedow, der im achtzehnten Jahrhundert gelebt hat. Zum anderen bin ich halbe Griechin. Und dann bin ich Jüdin. Ja.«

»Eine Mischung vom Besten«, sagte Söderstedt und kam sich abstoßend reinrassig vor.

Wieder warf sie ihm einen dieser schnellen, scheuen Blicke zu.

»Da ist es«, sagte sie und zeigte nach vorn.

In einer kleinen, etwas abseits gelegenen Straße nördlich des eigentlichen Stadtkerns lag ein Gebäude von plastikartigem Aussehen, als wäre es kandierte und mit Zuckerglasur überzogen. Ein Stück weit entfernt ragte der sechskantige, total renovierte schwarze Turm der Jakobskirche auf.

»Ich sehe die Zeit.«

Von den Kellerfenstern des Glasurgebäudes aus war der Kirchturm in seiner vollen Höhe sichtbar.

Vor dem kandierten Haus, an dem ein eiscremefarbenes Schild *OOD Systeme* verkündete, wartete ein aufrechter, gutgekleideter Mann im Anzug.

Er trat ohne zu zögern an die Beifahrertür des Vento und öffnete sie dem Gast. »Professor Ernst Herschel«, sagte er und streckte die Hand aus.

Bei Arto Söderstedts Anblick erstarrte er, einen kurzen Augenblick zwar nur, doch genug, um den Detektiv in Arto Söderstedt reagieren zu lassen. Weil Herschels Miene sich unmittelbar darauf wieder normalisierte, beschloß Söderstedt abzuwarten.

Aber er fühlte sich nicht richtig wohl in seiner Haut.

Kürzlich hatte jemand gesagt: »Ich muß gestehen, daß ich eine Art von Schock bekommen habe, als Sie eingetreten sind.«

Die Unruhe saß ihm im Hinterkopf, als er aus dem Wagen kletterte und dem Zeigefinger des Professors zu dem kandierte Gebäude folgte.

»So sieht es also jetzt aus«, sagte Ernst Herschel in lockerem Ton. »Die neue Zeit hüllt alles ins Blattgold der Vergessenheit.«

Dann setzte er sich auf die Rückbank des Wagens. Söderstedt kletterte wieder hinein. Der Vento fuhr davon.

»Wir fahren nach Süden zur Hochschule für Architektur und Bauwesen«, erklärte Herschel. »Ich habe dort noch mein altes Arbeitszimmer. Ich gehöre also der Universität Jena an, zwanzig Kilometer östlich von hier. Weimar hat keine Universität, aber dafür eine Anzahl von kleineren Hochschulen. Eine von ihnen hat uns für das Projekt Räume zur Verfügung gestellt.«

Der Wagen fuhr an dem mächtigen Schloß vorbei, das wirkte, als gehörte es in eine bedeutend größere Stadt.

Dann gelangten sie zur Hochschule für Architektur und Bauwesen. Während sie eine Treppe hinaufstiegen, die Assoziationen an ruhmreiche Traditionen weckte, überlegte Söderstedt, was wohl die Mitarbeiter der Hochschule für Architektur über das kandierte Haus in der Nachbarschaft zu sagen hatten.

Sie betraten ein kaltes, aber ziemlich elegantes Büro. Elena Basedow schaltete unmittelbar die Kaffeemaschine ein. Dann verschwand sie durch die Tür.

Das Assistententeam, dachte Söderstedt und ließ sich auf dem ihm angewiesenen Stuhl nieder.

Herschel sank in seinen Schreibtischsessel. »Ich bin nur noch recht selten hier«, sagte er. »Die abschließende Auswertung der Untersuchung zum Schmerzzentrum findet am Historischen Institut in Jena statt.«

Er hielt Söderstedt eine Liste hin.

»Dies habe ich gerade nach Stockholm gefaxt. Es ist eine Liste aller Personen, die möglicherweise während der Tätigkeit des Forscherteams in Weimar von der Art des ... Experiments haben reden hören. Diese Liste ist für Sie. Bitte sehr.«

»Danke«, sagte Arto Söderstedt. »Und überhaupt für die Zusammenarbeit. Sie ist von unschätzbarem Wert.«

»Ihre Kollegin Holm hat mich davon überzeugen können, daß ich mit Ihnen zusammenarbeiten sollte. Ich war eingangs ein wenig skeptisch. Aber ich verstehe nicht alles richtig. Es geht also um eine Bande, die europaweit mit solchen Nadeln arbeitet?«

Herschel öffnete eine Schublade seines Schreibtischs, entnahm ihr eine rostige, lange, dünne steife Nadel und reichte sie Söderstedt über den Schreibtisch.

»Jesses«, sagte Söderstedt und nahm sie in die Hand.

Ihm war, als spürte er das bedrückende Erbe, das auf ihr lastete. Sie war beinah zu schwer, um sie zu halten. »Ja«, fuhr er fort, während er sie drehte und wendete. »So ist es. Aber wir haben große Probleme zu verstehen, wer sie sind.«

»Die Erinnyen«, sagte Herschel.

Söderstedt betrachtete ihn. Hatte Kerstin das tatsächlich auch gesagt? Hatten sie so guten Kontakt bekommen?

Herschel fuhr fort:

»Dem Mythos zufolge werden die Erinnyen zu Eumeniden, als Athena sie zivilisiert. Sie werden in eine moderne Rechtsgesellschaft eingebunden. Glauben Sie, daß etwas Entsprechendes geschehen wird?«

»Gibt es eine moderne Rechtsgesellschaft, in die sie eingebunden werden könnten?« fragte Arto Söderstedt.

Herschel starrte ihn einen Augenblick an. Dann fing er an zu lachen, laut und beinah wild.

Als der Anfall vorüber war, sagte er:

»Eine Sache habe ich dem reizenden Fräulein Holm vergessen zu erzählen. Apropos moderne Rechtsgesellschaft.

Wissen Sie, was die drei führenden Gestalten des Schmerzzentrums als Gehaltsbonus bekamen?«

Arto Söderstedt wußte es nicht.

»Zahngold«, sagte Herschel.

Nach einer Pause fuhr er fort: »Sie teilten sich das persönliche Eigentum ihrer Opfer. Zahngold war die wichtigste Einnahmequelle. Sie dürften eine ganze Menge zusammenbekommen haben. Je mehr Juden sie töteten, desto mehr Gold. Das ist Wissenschaft.«

Söderstedt verspürte Übelkeit. Schließlich sagte er:

»Ach, eins noch. Sie haben reichhaltiges Material über Anton Eriksson nach Stockholm gefaxt. Aber Sie hatten auch etwas über Hans von Heilberg, den Leiter des Schmerzzentrums. Das ist nicht nach Stockholm gegangen. Ich habe es jedenfalls nicht bekommen.«

Herschel nickte. »Da werden Sie recht haben«, sagte er.

»Ich habe vermutlich nur das Material über Eriksson geschickt. Hier ist die Akte Hans von Heilberg.«

Sie erschien wie auf Bestellung.

Söderstedt wartete einen Augenblick, bevor er die Akte Hans von Heilberg aufschlug. Er war sich ziemlich sicher, was er darin finden würde.

Dann holte er tief Luft und tauchte in den Text ein.

Er verstand unmittelbar. So einfach, so glasklar. Heilberg, Hans von. Geb. 18.7.08 in Magdeburg. Vater aus adliger deutscher Familie, Mutter aus adliger italienischer Familie. Zweisprachig.

Den Rest zu lesen kam ihm unnötig vor.

Hans von Heilberg war Marco di Spinelli.

So war das also.

Arto Söderstedt war schon auf dem Weg nach Mailand. Er schob dem verblüfften Herschel die Papiere hinüber und stand auf, als ihm noch etwas einfiel. »Ach richtig«, sagte er. »Die Stockholmer haben gesagt, die Fotografie des dritten Mannes sei bei der Fax-Übermittlung nur schwarz herausgekommen. Es wäre gut, wenn ich sie noch einmal sehen könnte.«

Für den Bruchteil eines Augenblicks erstarrte Ernst Herschel. Die gleiche Bewegung wie vorhin am Wagen. In Arto Söderstedts Innerem hallte das Echo von Marco di Spinellis Stimme wider: ›Ich muß gestehen, daß ich eine Art von Schock bekam, als Sie eintraten, Signor Sadestatt. Sie erinnern mich nämlich an einen Menschen, den ich vor einer Ewigkeit kannte, im Anbeginn der Zeiten.‹ Und er sah ein Bild, das Foto eines stattlichen Mannes mit leuchtendhellem Gesicht, der fest verankert mit der Hand am Säbel in einer Schneewehe stand. Und das Bild war nicht nur imponierend, es war auch bekannt.

Bemerkenswert gut bekannt.

Er seufzte tief, während ihm das Foto des dritten Mannes aus dem Schmerzzentrum hingehalten wurde. Er wußte, daß er sich selbst begegnen würde.

Und so war es.

Der Mann auf dem Bild war Arto Söderstedt selbst.

Ein Schauer durchfuhr ihn.

»Eine bemerkenswerte Ähnlichkeit«, sagte Ernst Herschel.

Arto Söderstedt stürzte aus dem Zimmer.

Auf dem Flug von Leipzig nach Mailand gelang es ihm endlich, ein wenig Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Da hatte die schlimmste Wut und das schlimmste Entsetzen sich schon etwas gelegt.

Aber es war vollkommen klar.

Es gab keinerlei Ausflüchte.

Er fühlte sich aus dem Paradies vertrieben.

In Finnland genossen die finnischen SS-Männer die gleichen Rechte wie alle übrigen Kriegsveteranen. Da der Finnische Winterkrieg ein Kampf gegen die ins Land eingefallene Sowjetunion war, war es natürlich, daß die Widerstandskämpfer sich dem Gegner der Sowjetunion zuwandten, also Deutschland. Zahlreiche Kämpfer aus dem Winterkrieg gingen später in der SS auf. Gedenkfeste waren an der Tagesordnung.

Ein gutes Jahr zuvor war es zu einem internationalen Skandal gekommen, als der Verein zum Gedenken der Gefallenen die Absicht kundtat, für die in der Ukraine gefallenen finnischen und deutschen SS-Männer einen Gedenkstein aufzustellen, und gerade kürzlich hatte die jüdische Gemeinde in Helsinki gegen eine ganz spezielle Veranstaltung protestiert. Zu einer finnischen SS-Feier hatten die Veteranen deutsche Kollegen eingeladen. Sollte Finnland tatsächlich offiziell deutsche SS-Veteranen einladen, alte deutsche Nazis aus der Organisation, die für die systematische Ausrottung von Millionen von Juden in Europa verantwortlich war?

Die jüdische Gemeinde fand dies ein wenig schwer verdaulich.

Es war also nichts Ungewöhnliches, daß finnische Kämpfer aus dem Winterkrieg sich der SS anschlossen. Sie waren von der

finnischen Regierung als Kriegsveteranen offiziell sanktioniert worden.

Pertti Lindrot, der Onkel von Arto Söderstedts Mutter, war ein junger, enthusiastischer Landarzt, als er beim plötzlichen Einfall der Sowjetunion in den Finnischen Winterkrieg hineingezogen wurde. Er zeigte eine große Schwäche für den Guerillakrieg in winterlichen Wäldern und wurde mehrfach befördert. Nach einigen entscheidenden Schlachten wurde er zum Helden und verschwand beim Sieg der Russen in den Wäldern wie ein klassischer Guerillero. Bei Kriegsende tauchte er wieder auf, mehr oder weniger gebrochen. Trank immer mehr, konnte sich auf verschiedenen Arztstellen in immer versteckteren Provinznestern nicht halten, kehrte schließlich nach Vasa zurück und wurde ein Original, das bis ins hohe Alter von neunzig Jahren sein trauriges Leben führte.

Jetzt wußte Arto Söderstedt, was Onkel Pertti nach dem Sieg der Sowjetunion im Finnischen Winterkrieg gemacht hatte.

Der junge Landarzt war SS-Offizier geworden.

Er war einer der Verantwortlichen für das Schmerzzentrum in Weimar geworden. Und er sah seinem Großneffen sehr, sehr ähnlich.

Und er hatte es nicht gern getan. Quälgeist 1, laut Paul Hjelms schematisierter Übersicht: ›Sehr blond, nicht deutsch, traurig‹. Leonard Sheinkmans Worte vor seinem Tod: ›Der freundlichste von ihnen. Er ist weniger deutsch als ich und sehr blond. Und er sieht sehr traurig aus. Er tötet mit Trauer in den Augen.‹

Onkel Pertti hatte es nicht gern getan, doch das Zahngold hatte er genommen. Und weitergegeben.

Und auf einem Fundament von jüdischem Zahngold hatte jetzt Arto Söderstedt sein toskanisches Paradies gebaut.

Er spürte, wie er blaß wurde.

Sein Paradies war mit den ausgebrochenen Zähnen Hunderter ermordeter Leonard Sheinkmans bezahlt.

Er mußte zur Flugzeugtoilette laufen und sich übergeben. Ihm war, als käme es eimerweise. Er kotzte seinen ganzen Abscheu, sein ganzes Entsetzen, seine ganze Angst, sein ganzes zerrissenes Gewissen aus sich heraus.

Ich trample auf ihren Leichen herum, schrie die Kotze. Sie brüllte: Ich trample auf ihren Leichen herum, um die Nase über die Scheiße zu kriegen. Ich rieche den Gestank, heulte die Kotze. Sie schrie: Ich rieche den Gestank, und ich blicke hinaus zum Horizont, und ich tue so, als fände ich ihn schön und als röche es nach siebzehn Sorten Basilikum und nicht nach Scheiße und Tod und Leichen.

Dann verwandelte sich das Gefühl, erledigt zu sein, in etwas anderes. Was in ihm hochkam, war nicht mehr die Kotze der Selbstverachtung. Es war nicht mehr das Entsetzen über Onkel Perttis Verwandlung vom Kriegshelden zum Folterer und Mörder. Es war nicht mehr der Ekel darüber, das böse Blut eines Kriegsverbrechers und Nazis in seinem Körper zirkulieren zu fühlen. Es war nicht mehr der Brechreiz darüber, das Raubgold des Kriegsverbrechers auszugeben.

Es war Zorn.

Reiner und glühender Zorn, und er richtete sich gegen eine, eine einzige Person.

Hans von Heilberg alias Marco di Spinelli.

Arto Söderstedt kehrte an seinen Sitz zurück. Eine kurze Turbulenz ließ das Flugzeug erbeben.

Und das Erbeben war in ihm.

Er schaute auf einen Ausdruck, den er sich von einer Zeichnung gemacht hatte. Es war die Zeichnung eines Palastes. Und eine dünne, helle, kurvige Linie schlängelte sich durch die gesamte Konstruktion.

Er würde ihn zur Rede stellen.

So einfach war es.

Er dachte an das Ende seiner letzten Begegnung mit Kommissar Italo Marconi. Es war seltsam gewesen.

Der Kommissar zog seine schlingende Linie kreuz und quer über die Zeichnung. Es sah aus wie die unsichere Bleistiftlinie eines Kindes durch das Labyrinth in einem Comic-Heft.

Söderstedt hatte gefragt: »Was glauben Sie persönlich, was Marco di Spinelli während des Krieges gemacht hat?«

Marconi hatte den Bleistift hingelegt und seinen nordischen Kollegen fixiert: »Aber das ist doch glasklar«, sagte er. »Er war Nazi.«

Söderstedt fixierte zurück, nickte langsam und sagte:

»Herr des Himmels, Italo. Du willst, daß ich ihn hochnehme.«

»Ich will, daß du herausfindest, wer er eigentlich ist, ja. Es ist möglich, daß du mehr Erfolg hast als ich, Arto, mit neuen Ausgangspunkten und weniger strengen Restriktionen.«

»Das meine ich nicht«, sagte Söderstedt. »Du willst, daß ich mir *auf diesem Weg* Zugang verschaffe.«

Marconi warf ihm einen schnellen Blick zu, strich sich ebenso schnell über den großen Schnauzbart und sagte, indem er den Finger über die Zeichnung führte: »Rein theoretisch – und jetzt meine ich wirklich rein theoretisch – ist es ein ausgesprochener Einmannjob. Man gelangt durch eine Klappe im Müllraum hinein. Die Klappe führt auf eine Gasse hinterm Palast. Durch diese Klappe wird der Müll einmal die Woche mit einem Vakuumsauger geleert. Die Klappe ist mit einem starken Schloß versehen. Außerdem muß es schnell gehen, und man muß ein ganz spezielles Bewegungsschema befolgen, weil die Überwachungskameras an der gegenüberliegenden Wand sich in einem speziellen Takt bewegen.«

»Das hört sich völlig unüberwindlich an«, sagte Söderstedt.

»Das wäre es«, sagte Marconi, »wenn man nicht mit dem Bewegungsschema und mit dem zeitlichen Rahmen vertraut wäre – und keinen kürzlich kopierten Schlüssel zur Verfügung hätte.«

Ein brauner Umschlag wurde auf den Schreibtisch gelegt. Es klapperte leicht. Söderstedt betrachtete ihn mißtrauisch. »Hast du allen Ernstes die Absicht, einen blauäugigen schwedischen Polizisten kaltblütig den Kopf in den Rachen des Löwen stecken zu lassen?«

»Das waren viele Klischees in ein und demselben Satz«, sagte Italo Marconi mit einem schwachen, mit Mühe und Not erkennbaren Lächeln.

»Mach weiter«, sagte Arto Söderstedt, ohne eine Miene zu verziehen.

»Im Innern des Müllraums wird es leichter. Man ist jedenfalls die Überwachungskameras los. Von drei Stellen des Palastes aus führen breite Schächte hier hinein, durch die der Müll in den Müllcontainer poltert.«

»Laß mich mal sehen, ob ich verstehe, rein theoretisch also. Dieser Müllcontainer ist also ganz geschlossen?«

»Richtig. Er hat einen Deckel mit vier Rohren. Das Absaugrohr führt zur Gasse auf der Rückseite; dadurch gelangt man hinein. Dann ist man im Müllcontainer.«

»In einem geschlossenen, stinkenden pechschwarzen Müllcontainer.«

»Am Gestank und an der Abgeschlossenheit kann man leider nichts ändern. Aber dem Problem der Dunkelheit kann man mit einer Taschenlampe beikommen. Wenn man also in den Container hineinkommt, führen drei Rohre durch verschiedene Schächte zu drei Stellen im Palast. Der nächstgelegene führt zur Küche, doch das ist viel zu weit entfernt vom Kern der Zwiebel. Der hinterste führt zum Vorzimmer des großen Salons, und auch das ist zu weit weg, nur auf der anderen Seite. Der mittlere

Schacht dagegen endet in einer kleinen Pantry, die zu di Spinellis geheimstem Raum gehört. Seine drei persönlichen Leibwächter wissen davon, du hast sie schon getroffen. Und natürlich sein Privatsekretär.«

»Das Glasauge«, sagte Söderstedt.

»Ganz genau«, sagte Marconi unerwartet. »Marco di Spinellis geheimer Raum ist der Ort, an dem er all die Jahre über Prostituierte empfangen hat. Das Liebesnest. Von der Pantry abgesehen gibt es nur eine Tür in diesem Liebesnest, und die führt zu seinem Büro.«

»Ich habe in seinem Zimmer nur eine Tür gesehen, und die führte zum Zimmer des Privatsekretärs. Das, durch das ich hineingekommen bin.«

»Die Tür zur Pantry befindet sich hinter den großen Wandteppichen aus dem sechzehnten Jahrhundert.«

»Und um dorthin zu gelangen, muß man also durch einen Müllschacht zehn Meter senkrecht in die Höhe klettern?«

»Sieben«, sagte Italo Marconi. »Sieben Meter senkrecht nach oben, dann noch zehn Meter, die ein bißchen schräg sind, am Anfang und am Ende. Rein theoretisch würde ich kräftige Kletterschuhe empfehlen und einen sehr dicken Pullover mit hoher Reißfestigkeit und verstärkten Ellenbogen. Der Deckel des Müllschachts muß von innen mit einem Schraubenschlüssel geöffnet werden.«

»Und was zum Teufel soll ich da?«

»Du?« sagte Marconi und fixierte Söderstedt. »Wer in Dreiteufelsnamen hat denn von dir gesprochen?«

Dann machte er eine Pause, seufzte und fuhr fort: »Dir ist etwas gelungen, was seit langem niemandem gelungen ist. Du hast Marco di Spinelli aus dem Gleichgewicht gebracht. Ich weiß nicht, wie du es gemacht hast, aber du hast es gemacht. Wir müssen in dem Topf umrühren, und du könntest der Löffel

sein, nach dem wir so lange gesucht haben. Rein theoretisch also.«

»Und die Erinnyen?«

»Tja. Für uns bleiben sie ja eine eher abstrakte Geschichte. Du kannst vielleicht auch denen einen Strich durch ihre Rechnung machen.«

Als Arto Söderstedt an jenem Tag Italo Marconis Büro verließ, hatte er nicht im allergeringsten mit dem Gedanken gespielt, sich kräftige Kletterschuhe und einen Pullover mit hoher Reißfestigkeit und verstärkten Ellenbogen anzuschaffen – mit so etwas gaben sich Viggo Norlander und Gunnar Nyberg ab.

Jetzt war alles anders. Schon in Leipzig hatte er kräftige Kletterschuhe und einen sehr dicken Pullover von hoher Reißfestigkeit mit verstärkten Ellenbogen gekauft.

Und jetzt war ihm auch klargeworden, warum es ihm gelungen war, Marco die Spinelli aus dem Gleichgewicht zu bringen. Es war nur teilweise sein Verdienst. Sein Aussehen spielte auch eine gewisse Rolle. Er war zu Hause bei Hans von Heilberg aufgetaucht – der seit einem halben Jahrhundert nicht mehr Hans von Heilberg war – und hatte ihm seine beiden Kumpane aus dem Schmerzzentrum gezeigt: zunächst, in seiner eigenen Gestalt, Pertti Lindrot, dann, in Leonard Sheinkmans Gestalt, Anton Eriksson. Wie sie damals ausgesehen hatten.

Es war klar, daß er aus dem Gleichgewicht gekommen war.

In Marco di Spinellis Person vereinten sich die beiden Rache-motive. Als Hans von Heilberg, Leiter des Schmerzzentrums in Weimar, hatte er zahlreiche Menschen erniedrigt und ermordet. Als Marco di Spinelli, Chef des Verbrechersyndikats Ghiottone in Mailand, hatte er ebenfalls zahlreiche Menschen erniedrigt und ermordet.

Er war ein zutiefst verachtenswerter Mensch.

Auch die Erinnyen vereinten in sich die beiden Rachemotive, so viel war ihm klar. Aber wie? Es fehlte eine Frau, die zweifach Opfer des Bösen geworden war, das von dem Ghiottone-Boß ausging. Zuerst von ihm als Hans von Heilberg, danach von ihm als Marco di Spinelli.

Diese Frau wußte außerdem, daß der alte Professor in Stockholm nicht Leonard Sheinkman hieß und der alte Mafiaboß in Mailand nicht Marco di Spinelli.

Die Führerin der Erinnyen war eine jüdisch-ukrainische ehemalige Prostituierte mit Kontakten zum Forscherteam in Weimar.

Arto Söderstedt bewegte sich nicht und wagte kaum zu atmen. Dies alles mußte sich setzen.

Dann nickte er und nahm eine Akte zur Hand.

Eine Akte aus Odessa.

Die Akte Kouzmin. Franz Kouzmins trauriges Leben lag aufgeschlagen vor ihm, und Söderstedt füllte die Lücken selbst aus.

Kouzmin, Franz. Geboren am siebzehnten Januar 1935 unter dem Namen Franz Sheinkman als Kind jüdischer Eltern in Berlin. Von August 1940 an Konzentrationslager Buchenwald. Die Mutter im November 1944 hingerichtet. Der Vater ins Schmerzzentrum in Weimar verlegt, wo er im Februar 1945 stirbt. Der neunjährige Franz wird das Opfer medizinischer Versuche. Im Januar 1945 wird ihm die Nase entfernt. Eine ukrainische Frau namens Elena Kouzmin hat Mitleid mit ihm, sie adoptiert ihn später und nimmt ihn mit in ihre Heimatstadt, das vom Krieg verwüstete Odessa. Die Familie lebt im Elend. Franz wächst als adoptiertes, jüdisches, nasenloses Armenkind auf. Natürlich wird er in seiner Schule gemobbt und verfällt früh dem Alkohol. 1967, mit zweiunddreißig Jahren, heiratet er eine Alkoholikerin. 1969 bekommen sie eine Tochter. 1971 stirbt die

Ehefrau an Kehlkopfkrebs, Folge ihres Alkoholismus. 1974 wird die Tochter im Kinderheim untergebracht.

Irgendwann zu Anfang der achtziger Jahre rafft Franz sich auf und beginnt, in Europa nach Verwandten zu suchen, die überlebt haben. Im Sommer 1981 stößt er auf den Namen seines Vaters. In Schweden. Im August besteigt er die M/S Cosmopolit und begibt sich nach Schweden, um seinen Vater wiederzusehen – und vermutlich mit der Absicht, unmittelbar danach die Tochter aus dem Kinderheim zu holen. Er erinnert sich an seinen Vater vage als eine (dem Tagebuch nach zu urteilen) gute Gestalt aus der tiefsten Vergangenheit. Um 18 Uhr 25 am siebten September legt die M/S Cosmopolit im Stockholmer Freihafen an. Franz geht an Land und findet ein Schwarztaxi, das von einem Finnen namens Olli Peltonen gefahren wird. Der Mann fährt ihn zu der Adresse Bofinksvägen in Tyresö. Der Vater macht auf. Sie erkennen sich nicht. Das ist nicht verwunderlich. Es sind fast vier Jahrzehnte vergangen, seit sie sich zuletzt sahen. Freudestrahlend betritt der Sohn das feine Haus seines Vaters. Der Mann, den er für seinen Vater hält, stößt ihm ein Küchenmesser in den Rücken. Was ihm in den letzten Sekunden seines Lebens durch den Kopf schießt, kann man sich kaum vorstellen. In Odessa kommt die Tochter Ende September in die Wohnung ihres Vaters. Die Wohnung ist leer. Sie meldet sein Verschwinden bei der Polizei. Die letzten Worte der Akte Franz Kouzmin sind die seiner zwölfjährigen Tochter: ›Und gerade jetzt, wo Papa aufgehört hatte zu trinken. Seit einem Monat war er völlig nüchtern. Und ganz, ganz froh.‹

Dort sollte die Akte enden. Es sollte nichts mehr zu sagen geben über die traurige Gestalt Franz Kouzmin.

Doch es folgten noch ein paar Seiten.

›Save Kouzmin?‹ ›Yes.‹

Es war *eine andere Person* Kouzmin. Die Akte war mitkopiert und gespeichert worden.

Magda Kouzmin. Die Tochter.

Kouzmin, Magda. Geboren 1969 in Odessa. Eltern: Franz Kouzmin, geb. Sheinkman, und Lizavjeta Kouzmin, geb. Sjatova. Tod der Mutter 1971, von ihrem fünften Lebensjahr an im Kinderheim. Als sie zwölf ist, stirbt ihr Vater. Früher Drogenkonsum. Aufgegriffen wegen Prostitution 1984, im Alter von fünfzehn Jahren, danach weitere dreißigmal bis 1997. Außerdem an die zwanzigmal mißhandelt, wonach mehrfach Krankenhausbehandlung erforderlich. Gehört seit 1987 zu einem Bordell, das Parteifunktionäre mit Prostituierten versorgt. Dem Vernehmen nach bei den Parteifunktionären hoch geschätzt. Zitat Zeugenaussage: »Macht ihre Arbeit unglaublich gut. Habe noch nie solchen Genuß erlebt.« Nach dem Zerfall der Sowjetunion wird dieses Bordell von der ukrainischen Mafia übernommen, die ihrerseits im Februar 1996 unter die Kontrolle einer den ukrainischen Behörden unbekannten internationalen Organisation namens Ghiottone gerät. Zwischen Februar 1996 und August 1997 siebenmal mißhandelt. Von ihrem Zuhälter Artemij Tolkatjenko im August 1997 als vermißt gemeldet, zusammen mit zwei weiteren Prostituierten. Tolkatjenko ging 1998 nach Manchester in England, wo er am dreizehnten März 1999 in der Nähe des Fußballstadions Old Trafford ermordet wird. Magda Kouzmins weiteres Schicksal ist unbekannt.

Magda. Auf den Namen der Großmutter väterlicherseits getauft, der Ehefrau Leonard Sheinkmans.

Magda. In der Stockholmer U-Bahnstation Odenplan von Lublin aus angerufen.

Magda. Die Anführerin der Erinnyen.

Magda. Leonard Sheinkmans Enkelin.

Im Februar 1996 wird Magdas Bordell von Ghiottone übernommen. Es wird anscheinend ein noch höllischeres Leben als vorher. Sieben polizeilich gemeldete Fälle von Mißhandlung bedeuten mindestens zwanzig in der Wirklichkeit. Im August

hat sie genug. Es geht nicht mehr. Sie flieht, zusammen mit zwei Kolleginnen. Sie ist achtundzwanzig Jahre alt und schrecklich verwüstet. Es gibt zwei Möglichkeiten. Sterben oder das Blatt im Buch des Lebens wenden. Sie wendet das Blatt – doch ohne die Vorderseite zu vergessen. Im Gegenteil, diese bestimmt ihre ganze Zukunft. Sie wird ihre Antriebskraft während des Entzugs und im Training. Ihre beiden früheren Kolleginnen sind die ganze Zeit mit ihr zusammen. Zielbewußt trainieren sie ein gutes Jahr lang. Dann schlägt die Stunde der Rache. Sie verfolgen die Spur ihres alten Quälgeistes Artemij Tolkatjenko, den Zuhälter von Ghiottone aus Odessa. Er ist nach England geschickt worden, wahrscheinlich, um – wie Nikos Vouksos ein Jahr später in Stockholm – Ställe mit Prostituierten zu übernehmen. Sie ermorden ihn. Möglicherweise retten sie schon jetzt weitere Kolleginnen und nehmen sie mit.

Etwas ist geschehen. Möglichkeiten zeichnen sich ab. Sie erkennen, wieviel Leid es in der Prostitutionsbranche rundum in Europa gibt. Und sie können tatsächlich etwas tun. Sie werden Rachegöttinnen. Erinnyen.

Warum wählt man aber schon beim ersten Mord die Hinrichtungsmethode aus Weimar? Hat Magda Kouzmin bereits die Verknüpfung zwischen Ghiottone und dem Schmerzzentrum hergestellt?

Kennt sie Marco di Spinelli schon jetzt?

Noch etwas anderes muß zwischen der Flucht im August 1997 und dem ersten Mord im März 1999 geschehen sein. Sie hat erfahren, was sich im Schmerzzentrum in Weimar abgespielt hat. Sie übernimmt die Methode. Wie hat sie davon erfahren? Verbindet sie es schon mit dem, was ihrem Vater zugestoßen ist? Wahrscheinlich nicht. Wahrscheinlich erfährt sie später davon, vielleicht in diesem Jahr. Als sie sich aufmacht, um den falschen Leonard Sheinkman aufzusuchen.

Wie konnte Magda Kouzmin vor dem März 1999 die Methode kennengelernt haben?

Es gab nur eine Möglichkeit. Das Forscherteam von Professor Ernst Herschel.

Herschel hatte Arto Söderstedt eine Liste mitgegeben. Er suchte sie aus seiner Tasche heraus. Was war in Weimar gesagt worden? ›Bis zum Herbst 1998 gab es eine Anzahl freiwilliger Studenten. Unbezahlte Geschichts- und Archäologiestudenten.‹

Magda beendete ihr Prostituiertendasein im August 1997. Sie kann kaum kurz danach als unbezahlte Geschichts- und Archäologiestudentin agiert haben. Es ist ein chaotischer Zustand. Sie sind vor einer fürchterlichen Mafiaorganisation geflohen und müssen sich versteckt halten. Außerdem müssen sie sich entgiften und über ihre Zukunft entscheiden. Wahrscheinlich ist das nicht möglich vor dem Jahreswechsel 1997/98. Bis zum Herbst 1998 gab es unbezahlte Geschichts- und Archäologiestudenten. Das schränkte die Auswahl auf eine Zeit während, sagen wir, der ersten Hälfte von 1998 ein.

Söderstedt arbeitete sich durch die Liste. Herschels Notizen zufolge hatten die freiwilligen Studenten zwar keinen Zugang zu wichtigen Informationen, doch das mußte ja zu bewerkstelligen sein. Sie konnte kaum als etablierte Geschichtsforscherin aufgetreten sein.

Was hatte es in der ersten Jahreshälfte 1998 an Gelegenheitsarbeitern gegeben?

Sieben Personen hatten im Frühjahr 1998 angefangen und waren verschwunden, als das Gebäude für die glasurmäßige Renovierung geschlossen wurde. Fünf davon waren Frauen. Sie hießen Steffi Prütz, Maryann Rollins, Inka Rothmann, Elena Basedow und Heidi Neumann.

Arto Söderstedt betrachtete die Namen eine Weile.

Elena Basedow hatte er ja getroffen. Sie arbeitete immer noch in Herschels sogenanntem Assistententeam. Die patente kleine Frau, die ihn am Hauptbahnhof in Weimar abgeholt hatte.

»Herr Söderstadt.«

Die konnte er streichen.

Während er die vier übrigen Namen betrachtete, passierte jedoch etwas. Da war etwas mit den Vornamen. Magda nach der Großmutter. Aber es gab noch eine Großmutter. Jene Frau Kouzmin, die sich des elternlosen Franz Sheinkman in Buchenwald angenommen hatte. Wie hieß sie?

Elena Kouzmin.

Arto Söderstedt saß ganz still.

Elena.

Er war ihr begegnet.

Vor nur ein paar Stunden war er ihr begegnet.

Eine Welle von Eis wogte durch seinen Körper.

Die Anführerin der Erinnyen hatte ihn in ihrem Wagen gefahren. Einem Volkswagen Vento. In Weimar.

Elena Basedow war Magda Kouzmin.

Die Frau, die die Vielfraße mit Nikos Voultsos gefüttert hatte, die Hamid al-Jabiri wie eine Schubkarre über den U-Bahnsteig am Odenplan geschoben und Anton Eriksson alias Leonard Sheinkman an einer Eiche auf dem Südfriedhof aufgehängt hatte.

Da drang eine erregte Frauenstimme zu ihm durch:

»Jetzt reicht es aber wirklich. Jetzt sagen wir es zum letztenmal.«

Arto Söderstedt blickte auf und sah eine erzürnte Stewardess, die die Hände in die Seiten gestemmt hatte.

»Entschuldigung?« sagte er verwundert.

Die Stewardess sagte: »Die Maschine ist vor einer halben Stunde gelandet.«

Noch auf dem Flughafengelände rief er Ernst Herschel an und fragte: »Elena Basedow, die mich am Bahnhof abgeholt hat, arbeitet sie schon lange für Sie?«

»Sie arbeitet nicht für mich.«

»Wie bitte?«

»Ich bin schon gestern nach Weimar gekommen, um eine Reihe von Dingen in meinem Büro durchzusehen. Ich habe im Hotel übernachtet. Wir sind uns zufällig am Abend begegnet, und ich erinnerte mich an sie von der Arbeit im Schmerzzentrum. Am Morgen habe ich sie gefragt, ob sie Sie mit meinem Wagen am Bahnhof abholen könnte, weil ich noch einiges zu erledigen hatte.«

»Wie war sie?«

»Wie bitte?«

»Wie war sie im Bett?«

»Mein Gott noch mal.«

»Ich meine es wirklich ernst«, sagte Söderstedt. »Wie war sie im Bett? Es ist wichtig.«

Es war einen Moment lang still. »Ich habe noch nie einen solchen Genuß erlebt«, sagte Professor Ernst Herschel.

Söderstedt bedankte sich und beendete das Gespräch. Er stand eine Weile da und war in Gedanken versunken.

Was hatte sie dort gemacht?

Was für zusätzliche Informationen hatte sie gebraucht?

Er rief sich alles in Erinnerung. Es waren nicht einmal fünf Stunden vergangen. Was war mit ihrem Blick auf dem Bahnsteig? Ein schneller, scharfer und scheuer Blick.

Wenn sie – wie di Spinelli und Herschel – in Arto Söderstedt Pertti Lindrot erkannt hatte, dann hatte sie das sehr, sehr gut versteckt.

Arto Söderstedt trug kräftige Kletterschuhe und einen sehr dicken Pullover von hoher Reißfestigkeit mit verstärkten Ellenbogen. Dazu eine derbe militärgrüne Hose mit ordentlich vielen Taschen.

Er hatte ein Hotel in unmittelbarer Nähe des Palazzo Riguardo genommen. Dort saß er in seinem Zimmer und sah auf die Uhr. Es war vier Uhr morgens. Da begab er sich hinaus in die Mailänder Nacht.

Es war noch finster. Mailand schlief seinen Schönheitsschlaf. Nur vereinzelt klang das Geräusch eines Autos durch die Großstadtnacht. Aus der Tiefe des Himmelsgewölbes lugten die Sterne hervor, der Mond war nur eine schmale Sichel.

Arto Söderstedt durchquerte einen kleinen Park und gelangte zum Beginn einer Gasse. Auf der einen Seite lag eine vollkommen glatte Hausfassade. In einiger Höhe an der Wand waren zwei Überwachungskameras angebracht. Auf der anderen Seite der Gasse lag die Rückseite des Palazzo Riguardo. Die wenigen Fenster, die auf diese Seite hinausgingen, waren hoch oben.

Man sah eine runde Klappe mit einem schweren Schloß. Sie war tief in die dicke rosa Hauswand versenkt.

Söderstedt betrachtete die beiden Überwachungskameras, die sich sehr langsam von rechts nach links drehten. Er wartete.

Als die Kameras ihre äußerste Position erreichten, stürzte er in die Gasse und drückte sich gegenüber vom Palast dicht an die glatte Fassade. Er blickte zur Uhr und wartete. Die Kameras machten kehrt und bewegten sich zurück, jede von ihrer Seite.

Der Schlüssel, der an seiner Hand hing, zitterte leicht in der lauen Nacht.

Sein Blick war auf die Uhr gerichtet. Vier, drei, zwei, eins.

Null.

Er ging los. Überquerte die Gasse. Schnell mit dem Schlüssel ins Schloß. Rasch die Klappe hoch. Und dann tauchte er hinein. Ins Ungewisse.

Während er durch eine pechschwarze, nach unten führende Röhre glitt, hörte er über sich in der Gasse die Klappe zuschlagen. Dann fiel er mit einem dumpfen Aufprall in den Container.

Er befand sich inmitten eines furchtbaren Gestanks. Fauler Fisch. Es war stockfinster, und die Luft kam ihm sauerstoffarm vor. Er blieb wie ein unförmiger Haufen im Müll liegen und versuchte, ruhig zu atmen. Er steckte den Schlüssel in eine Hosentasche mit Klettverschluß. Dann tastete er nach einer anderen Tasche und fühlte die Kontur einer kleinen Pistole, die in Marconis Umschlag gelegen hatte. »Eine rein theoretische Pistole, vermute ich«, wie Söderstedt gesagt hatte. Er tastete nach einer dritten Tasche. Daraus holte er eine kleine Taschenlampe und knipste sie an.

Er lag in einem Müllhaufen. Ameisen liefen hin und her über vergammelte Fischreste. Kleine schwarze Würmer ringelten sich aus den Augenhöhlen eines Fischkopfs. Übelkeit stieg in ihm hoch, die er jedoch zurückdrängte. Es gab keine Alternative.

Er richtete den starken Lichtstrahl an die Decke des Containers. Dort waren tatsächlich die Öffnungen von vier im Durchmesser etwa einen halben Meter dicken Rohren. Er machte zunächst die Öffnung aus, durch die er gekommen war. Sie lag hinter ihm. Er stand langsam auf. Wenn er den Kopf einzog und den Rücken sehr krumm machte, konnte er stehen. Er ging an der ersten von drei Rohrmündungen in der anderen Hälfte des Containers vorbei. Bei der zweiten blieb er stehen und steckte den Kopf in die Öffnung. Er führte die Taschenlampe ins Rohr und leuchtete nach oben.

Das Rohr ging in einen Schacht über, der zunächst schräg zur Seite verlief, mit einer Neigung von vielleicht sechzig Grad. In

ungefähr acht Meter Entfernung ging es steil nach oben. Dort begann also eine sieben Meter lange Kletterpassage.

Er hoffte, daß um vier Uhr in der Nacht niemand Müll aus der kleinen Pantry in den Schacht warf.

Dagegen konnte ihn natürlich jemand hören.

Das Rohr war aus Metall, wahrscheinlich irgendeine Aluminiumlegierung. Unvorsichtige Bewegungen würden aller Wahrscheinlichkeit nach ein ziemlich gutes Echo geben, auch wenn das Rohr direkt an den dicken Steinwänden entlanglief und gedämpft war.

Er merkte, wie er stank.

Sie würden ihn auf der Stelle riechen können.

Marconi: »Nimm eine komplette zweite Garnitur Sachen mit. Zieh eine Hose mit vielen geräumigen Taschen an. Rein theoretisch also.«

Am schwersten war es, hochzukommen. Er steckte etwas mehr als bis zu den Achseln in der Röhre. Er mußte also so hoch wie möglich springen, sich festklemmen, sich mit den verstärkten Ellenbogen gegen die Wand der Röhre stemmen und aufwärtsrobber, bis die Füße ihren Part übernehmen konnten. Die Schräge machte es ein bißchen einfacher.

Er sprang und klemmte sich fest. Er stemmte sich mit den Ellenbogen gegen die Röhrenwand und robbte aufwärts, bis die Füße mitmachen konnten. Es ging. Jetzt saß er fest in dem schrägen Schacht. Er leuchtete über sich. Die acht Meter kamen ihm wie achthundert vor. Jetzt mußte er mit seinen Kräften haushalten.

Dies hier war ja erst das Vorspiel.

Es dauerte. Langsam, Stück für Stück, arbeitete er sich nach oben. Er spürte, daß er mehr Kraft verbrauchte, als er sollte.

Für die acht Meter brauchte er fast eine Viertelstunde. In dem Knick des Schachts, da, wo die Schräge in die Senkrechte

übergang, blieb er sitzen und schöpfte Atem. Er öffnete eine weitere Hosentasche und entnahm ihr eine Flasche mit einem Energietrunk. Er goß ihn hinunter, steckte die Flasche wieder in die Tasche und wartete, bis sein Atem sich beruhigt hatte. Die Wirkstoffe des Energietrunks erreichten das Blut. Seine Kräfte erneuerten sich.

Er leuchtete in den senkrechten Schacht hinauf. Eine sehr große Zahl von Metern über ihm, siebenhundert vielleicht, dachte er, machte der Schacht wieder einen Knick und verlief schräg nach oben.

Der Endspurt eines Marathonlaufs.

Dann begann er, sich hochzuarbeiten. Es war mühselig, aber er fand bald einen Rhythmus, den er ausnutzen konnte. Er leistete Schwerstarbeit, doch trotz der Anstrengung gab er kaum Geräusche von sich. Trotz seiner schnellen Atemzüge empfand er eine gewisse Genugtuung darüber, daß er keinen Laut von sich gab.

Da kam die Mülltüte.

Er hörte, wie die Klappe für den Mülleinwurf geöffnet wurde, war also vorbereitet. Er hielt den Atem an und drückte sich mit aller Kraft an die Schachtwand. Während er wartete, kam das Geräusch näher und näher. Er spannte bis zum äußersten die Nackenmuskeln an. Dann klatschte die Mülltüte auf seinen Kopf.

Er spürte den Gestank.

Abfall von Schalentieren.

In dieser unglücklichen Lage schaffte er es, zu denken. Er wollte die Tüte nicht am Kopf vorbeilassen, für den Fall, daß sie irgendwo zwischen seinem Gesicht und der Schachtwand oder seiner Brust und der Schachtwand steckenblieb. Es war besser, sie auf dem Kopf bis zum Knick in der Röhre zu transportieren und dort zu versuchen, sich an ihr vorbeizuwinden. In einem Knick entsteht automatisch mehr Platz.

Also kletterte er die letzten drei Meter mit einer Mülltüte auf dem Kopf aufwärts, wie eine aus der Art geschlagene afrikanische Wasserträgerin.

Im Knick gelang es ihm tatsächlich, sich an der Mülltüte vorbeizuwinden. Er saß im Knick, die Füße gegen die senkrechte Schachtwand gepreßt, und hielt die Tüte über den Abgrund.

Konnte er es wagen, sie fallen zu lassen? Wenn es zu hören war, konnte die Verzögerung um mehrere Minuten natürlich Aufmerksamkeit erregen. Andererseits befand er sich ziemlich tief unten im Mauerwerk.

Er ließ sie fallen. Sie machte auf ihrem Weg zum Container nicht viel Aufhebens von sich.

Dann leuchtete er nach oben. Wieder eine Schräge, diesmal so um die siebzig Grad. Vielleicht sechs Meter über sich erkannte er die Innenseite der Mülleinwurfklappe. Vor nur ein paar Minuten war diese Klappe geöffnet worden. Würde sie ein weiteres Mal geöffnet, so würde er mit großer Wahrscheinlichkeit entdeckt, würde erschossen werden und wie jeder andere Müll in den Container fallen.

Vielleicht hatte man inzwischen eine weitere Mülltüte gefüllt.

Andererseits gab es keine richtige Umkehrmöglichkeit.

Er drückte sich aufwärts, Zentimeter um Zentimeter. Die Ellenbogen des dicken Pullovers begannen durchzuscheuern. Er spürte, wie die raue Oberfläche der Schachtwand sich gierig in immer mehr nackte Haut preßte.

Er war jetzt so weit oben, daß er die Luke betrachten konnte, ohne Genickstarre zu bekommen. Er öffnete den Klettverschluß der Tasche mit der Pistole. Wie schnell er sie wohl würde ziehen können, fragte er sich. Ohne den Halt zu verlieren und hilflos in den Schacht hinabzustürzen.

Zentimeter um Zentimeter, Millimeter um Millimeter, näher, näher, näher. Die Haut an seinen Ellenbogen war aufgerissen. Er

fühlte, wie das Blut herausgepreßt wurde. Und dennoch machte er weiter, Zentimeter um Zentimeter, Millimeter um Millimeter, bis er an der Klappe angekommen war.

Er legte vorsichtig die Fingerspitzen an die Metalloberfläche, zog einen Schraubenschlüssel aus einer weiteren Tasche und setzte ihn mit so viel Feinmotorik, wie er überhaupt aufzubieten vermochte, im Innern des Handgriffmechanismus fest. Seine Hände zitterten kräftig. Für einige Sekunden schepperte es schwach zwischen dem Schraubenschlüssel und dem Handgriff. Dann saß er, wie er sitzen sollte.

Er holte tief Luft und hielt den Schlüssel ganz, ganz still.

Dann drehte er ihn langsam gegen den Uhrzeigersinn.

Während er drehte, dachte er an Konsequenzen. Vor einer Viertelstunde war jemand in der Pantry gewesen und hatte Müll in den Schacht geworfen. Was sagte ihm, daß dieser Jemand nicht noch im Raum war? Es war zwar kein Laut von dort zu hören, aber es reichte ja, wenn di Spinelli im Liebesnest war, also im Raum nebenan. Es war nicht sein gewöhnliches Schlafzimmer, aber er hatte dort häufig eine Prostituierte über Nacht. Vielleicht hatten sie Hummer gegessen und Champagner getrunken. Er war dankbar dafür, daß er nicht die Champagnerflasche auf den Kopf bekommen hatte.

Die Sorge wäre nicht nötig gewesen.

Er öffnete die Luke einen winzigen Spalt weit. Er sah die Umrisse eines Herds mit Kochplatten. Sonst nichts.

Plötzlich wurde die Luke aufgerissen, und er hatte den Lauf eines großkalibrigen Schießeisens im Mund stecken. Das Licht in der Pantry wurde eingeschaltet und stach in seine ans Dunkel gewöhnten Augen. Er wurde unsanft aus dem Schacht hochgerissen und auf den Boden geworfen.

»Neues Parfüm?« fragte Marco di Spinelli.

Dann erhielt Söderstedt einen Tritt in den Bauch, wurde an den Haaren hochgezogen und auf einen Stuhl gestoßen. Die drei Gorillas standen in einem Ring um ihn herum. Einer von ihnen stieß ihm wieder sein großkalibriges Schieß Eisen in den Mund. Er dachte: Damals, in dem Restaurant am Piazzale Michelangelo in Florenz, ganz genau da, als das Handy klingelte, da war alles möglich. Damals, genau da, als der Wein eingeschenkt war und er am Tisch saß und die Frühlingswinde genoß und Florenz wie ein von Menschen geschaffenes Paradies vor ihm lag, genau damals wäre es möglich gewesen, den Anruf auf dem Handy nicht anzunehmen.

Dann wäre dem Paradies intakt geblieben.

Ein bißchen langweilig vielleicht, aber paradiesisch langweilig.

Die Pistole wurde aus dem Mund gezogen.

An der Wand hinter den Gorillas stand Marco di Spinelli mit geradem Rücken. Zweiundneunzig Jahre alt und überzeugt von der Überlegenheit seiner Gene. »War das nicht spaßig mit der Mülltüte?« sagte er und fuhr mit gerümpfter Nase fort: »Sie riechen wahrlich nicht gut, Signor Sadestatt.«

Einer der Gorillas konfiszierte Söderstedts kleine Pistole und reichte sie di Spinelli hinüber, der sie interessiert betrachtete.

»Eine von denen, wie die Polizei sie gern benutzt, wenn sie nicht für die Polizei gehalten werden möchte. Aus irgendeinem Grund nehmen sie immer die gleiche.«

Er reichte dem Gorilla die Pistole zurück und sagte nonchalant: »Ich nehme an, sie lag in dem Umschlag.«

Arto Söderstedt schloß die Augen und verstand. Er fühlte, wie ihm das Blut aus dem Mund lief, und fragte sich, wie viele Zähne wohl ausgeschlagen waren.

Und mit einer Klarheit, die ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ, erkannte er, daß er niemals seinen kleinen Nachzügler zu Gesicht bekommen würde.

»Aber das begreifen Sie wohl«, sagte di Spinelli, »daß wir diesen ekelhaft unbestechlichen Marconi jahrelang gefilmt haben. Wir sind Ihnen nach Odessa und nach Leipzig gefolgt, und von da nach Weimar und zurück nach Mailand. Es hätte Ihnen ja etwas zustoßen können.«

»Hans von Heilberg«, zischte Söderstedt.

»Jaja«, sagte di Spinelli gelangweilt. »Aber Marconi hatte vollkommen recht damit, daß Sie mich bei Ihrem ersten Besuch tatsächlich überrascht haben. Ich hatte ja den Film aus Marconis Büro gesehen, aber Sie saßen mit dem Rücken zur Kamera, also sah ich Ihr Gesicht nicht. Das überraschte mich. Außerdem machten Sie einen ungewöhnlich mediokren Eindruck. Dann wurde mir ja klar, daß das eine Maske war. Sie waren nicht ungewöhnlich medioker, nur medioker. Und das ist in gewisser Weise noch trister.«

»Und die Erinnyen?« fauchte Söderstedt.

»Osteuropäische Konkurrenz«, sagte di Spinelli achselzuckend. »Davon gibt es inzwischen reichlich. Aber damit werden wir schon fertig. Bald erwischen wir sie. Sie verlieren in der Regel die Geduld. Doch wir haben ein weiteres Fragezeichen geradezubiegen, Signor Sadestatt.«

»Wie es kommt, daß ich dem SS-Arzt Pertti Lindrot im Schmerzzentrum in Weimar so ähnlich bin?«

»Ja, wieso?«

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen«, sagte Söderstedt. »Beide sind tot. Pertti Lindrot hat den Rest seines Lebens dazu benutzt, sich totzusauen. Anton Eriksson war später jüdischer Professor, wurde mit dem Kopf nach unten aufgehängt und bekam eine Metallnadel ins Gehirn.«

»Sieh einmal an«, sagte di Spinelli. »Aber Sie haben nicht auf meine Frage geantwortet.«

»Das gedenke ich auch nicht zu tun«, sagte Söderstedt einfach.

Und plötzlich fühlte er eine Art gleitender Gegenwart im Palast. Und er lächelte breit ob di Spinellis Kaspereien am Rand des Ruins.

»Für den Fall ist es an der Zeit, ein paar alte Erinnerungen wachzurufen«, sagte Hans von Heilberg und griff nach einer kleinen Schachtel von dem Typ, in dem man wertvolle Halsbänder aufbewahrt. »Ein Kleinod für Sammler«, sagte er und holte eine lange, schmale, steife Metallnadel aus der Schachtel. Er bog sie ein wenig, wie ein Fechtmeister vor dem Gefecht seinen Degen biegt.

Dann starben seine drei Gorillas.

Die Nadel federte zurück, und Marco di Spinelli schaute verwundert auf seine drei durchschossenen Fleischberge.

Ein Huschen bei der Türöffnung zum Liebesnest. Wie Luftspiegelungen. Es war vollkommen leer dort draußen. Außer einer vagen Bewegung war nichts zu merken gewesen.

»Ihr bewegt euch schnell, Magda«, sagte Arto Söderstedt in die Leere hinaus.

Es blieb leer und still. Marco di Spinelli starrte in das stumme Dunkel des Raums, in dem er jahrzehntelang Prostituierte empfangen hatte. Möglicherweise war da zumindest eine Spur von Erschrecken in seinen stahlgrauen Augen. Er griff die großkalibrige Pistole eines der Gorillas und schlich hinüber in sein Liebesnest. Er verschwand um die Ecke.

Söderstedt hörte ihn.

Er hörte ihn sterben.

Marco di Spinelli schrie nicht, das wäre unter seiner Würde gewesen, doch er gab ein Röcheln von sich, und das Röcheln ließ vernehmen, daß er schon zu lange gelebt habe.

Viel zu lange.

Er hing mit dem Kopf nach unten am Kristalleuchter in seinem wunderschönen Büro. Er hing dort als ein bedeutend moderneres Kunstwerk neben den Meisterwerken von Leonardo und Piero della Francesca und den großen Wandteppichen aus dem sechzehnten Jahrhundert. Ein sehr schwaches Mondlicht schien durch das Fenster herein, an dem der Marquis Perduto gesessen und seine berühmten Sonette an die kleine Amelia komponiert hatte, der er im Alter von acht Jahren begegnet war und die er nie zu vergessen vermochte.

Arto Söderstedt stand neben di Spinelli. Die Pistole hing an seiner Hand, wie Marco di Spinelli an seinem vollendeten Kronleuchter hing. Baumelnd. Es gab nichts, worauf er die Pistole hätte richten können. Der Raum war leer. An anderen Stellen des Gebäudes saßen Wachmannschaften und spielten Karten. Sie wußten noch nicht, daß sie arbeitslos waren.

Er trat näher und betrachtete Hans von Heilbergs Gesicht. Wie dieser selbst Hunderte von Opfern betrachtet hatte, deren Zahngold sein Bankgeschäft begründet hatte, das wiederum sein Imperium des Verbrechens begründet hatte.

Alles ging Hand in Hand.

Hans von Heilbergs Polokragen war abgeschnitten. Ein lilafarbenes, rhombenförmiges Muttermal leuchtete auf der weißen Haut.

Aus seiner Schläfe ragte eine lange, scharfe, steife Nadel, und das Stahlgrau in seinen Augen war geborsten vor Schmerz.

Die Zeit begann, sich langsam wieder zurechtzudrehen.

»Magda, bist du da?« sagte Söderstedt und betrachtete das ausgelaufene Grau im Weißen von di Spinellis Augen.

Ein weiches Gleiten in seinem Rücken bekräftigte, daß sie da war.

Sie waren alle da.

Doch als er sich umwandte, war niemand zu sehen.

Er lächelte.

Dann sagte er, geradewegs in den Raum hinein, ins Unbegreifliche hinein: »Danke.«

Es war Hochsommer in Stockholm.

Die Sonne stand niedrig, und der Himmel war blau auf eine ungewöhnlich dunkle Weise. Dennoch war es keineswegs so, als hätte ein Bühnenbildner in der Oper versucht, Natur zu imitieren.

Es war vielleicht nicht richtig Natur, aber auf jeden Fall war es naturähnlicher als vorher.

Als einige Wochen vorher.

Und Natur ist die schreckliche, grausame Wahrheit.

Als Paul Hjelm das vorige Mal im Bofinksväg in Tyresö gewesen war, hatte er ein langes, eingehendes und offenes Gespräch mit Leonard Sheinkmans Sohn geführt. Obwohl Leonard Sheinkmans einziger Sohn gerade hier vor zwanzig Jahren gestorben war. Der Mann, mit dem Hjelm gesprochen hatte, war nicht der Sohn Leonard Sheinkmans. Es war der Sohn des Massenmörders und Nazis Anton Eriksson. Er war ein jüdischer Mann mit Namen Harald Sheinkman und sollte jetzt über den wahren Sachverhalt aufgeklärt werden.

Daß sein Vater nicht Jude gewesen war, sondern Nazi.

Daß sein Vater nicht Opfer gewesen war, sondern Henker.

Daß sein Vater nicht sein eigenes Tagebuch geschrieben, sondern es gestohlen hatte, um es für Hintergrundstudien und zur Autosuggestion zu benutzen.

Daß sein Vater damit experimentiert hatte, wie der denkbar größte Schmerz herbeigeführt werden konnte, indem er in einem alptraumartigen Keller in Weimar eine Versuchsperson nach der anderen umbrachte.

Daß sein Vater Frauen und Kinder ermordet hatte.

Wie weit erstreckten sich die Möglichkeiten der Versöhnung?
Schmerzzentrum.

Die Klänge von Miles Davis' *Kind of Blue* rollten durch den alten Audi. Und genau so fühlte sich Paul Hjelm.

Kind of Blue.

Er sagte: »Was machst du gerade durch?«

Kerstin Holm wandte sich ihm zu und betrachtete ihn.

Ihre eigene Krise war in den Hintergrund getreten. Ihre Gedanken waren von den Erinnyen erfüllt. Es war für nichts anderes Platz.

Sie schufen Gerechtigkeit, ihre eigene Form von Gerechtigkeit. Diese Gerechtigkeit bestand in Rache, nicht mehr und nicht weniger. Sie rächten ungerächtes Unrecht.

Doch was unterschied sie dann von einer staatlich sanktionierten Todesstrafe?

Sie wußte es nicht. Manchmal kamen sie ihr faschistoid vor. Manchmal als rechtmäßige Rächerinnen. Manchmal als die einzigen wirklichen Freiheitskämpfer. Dann wieder als reine Terroristen. Manchmal als abgedrängte, aber lebensnotwendige mystische Kräfte.

Nur eins war klar: Die Erinnyen würden nie Eumeniden werden. Sie würden sich von der gegenwärtigen Leichtgewichtsgesellschaft niemals neutralisieren lassen.

So sah das westliche Leben aus – leichtgewichtig, leichtlebig, leicht verdaulich, leicht gefickt. Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins. Eine amerikanische Existenz light. Mit chemischen Süßmitteln, die unendlich viel schneller töten als richtiger Zucker.

Und so sah ihre Krise aus. Ihre – Metamorphose. Auch wenn das Wort ihr ein bißchen hochgestochen vorkam. Anmaßend – und wenn man eines nicht sein durfte, dann anmaßend. Da verlief die Grenze. In jeder Hinsicht.

Was sie suchte, war die Freizone, wo die Urkräfte ungehindert aufsteigen und sich entfalten konnten. Zu dieser Blase, die wir immer gern zum Platzen bringen, bevor sie zu groß wird. Dieser Blase, deren virtuelle Gegenwart sie jedesmal fühlte, wenn sie mit dem Chor in der Kirche stand und die Töne zu den hohen Gewölben aufsteigen und sich von ihnen wie in einer warmen, warmen Umarmung umfassen ließ. Religiös? Ja. Aber ohne Gefühl für das Heilige stirbt auch das Gefühl für das Unheilige. Und das müssen wir uns erhalten. Sonst sterben wir.

Ungefähr so war es. Aber wie sagt man das am besten?

Vielleicht so: »Es ist nicht ganz einfach zu erklären. Aber es ist nichts Schlimmes. Ich grübele und pussele so ein bißchen vor mich hin.«

Paul Hjelm lachte unbeschwert. »The story of my life«, sagte er.

Sie schwiegen eine Weile. Der Abstand zwischen ihnen war nicht besonders groß. Es gab keine wasserdichten Schotten zwischen ihnen. Es schwappte über. Nein, man konnte sich nicht restlos verstehen. Aber konnte man sich selbst restlos verstehen?

So what? Wie es aus den Lautsprechern tönte.

Die Bilder auf ihrer Netzhaut waren auf jeden Fall die gleichen. Hultins Flipchart. Zuerst fünf Namen: unten die beiden, die zusammen mit Magda im August 1997 vor Ghiottone aus Odessa geflohen waren. Oben drei Namen in roten Großbuchstaben: Magda Kouzmin, Magda Sheinkman, Elena Basedow. Drei Namen, ein Mensch. Dazu ein von Arto Söderstedt und Ernst Herschel gemeinsam erstelltes Phantombild. Arto hatte vertraulich mitgeteilt, er vermute, daß Herschel bessere Voraussetzungen habe, ihre Vagina zu beschreiben als ihr Gesicht, aber es war auf jeden Fall ein Bild geworden. Von einem Gesicht und nichts anderem. Das Bild war auch Adib Tamir gezeigt worden, und er hatte genickt. Ja. So sah sie aus, die Braut, die Hamid zerstückelt hatte.

Arto Söderstedt war also okay. Allerdings war er vier Zähne losgeworden, trug noch immer eine sonderbare Zahnsperre und konnte seinen Vin Santo nur durch ein Saugröhrchen schlürfen. Er sprach auch etwas wunderlich. Davon abgesehen aber klang er froher denn je.

Es war fraglich, ob er je wieder nach Hause kommen würde.

Neben dem Phantombild von Magda hingen jetzt vier weitere Fotos, das heißt, drei Phantombilder und ein richtiges Foto. Immer noch war erst eine der Erinnyen auf die fotografische Platte gebannt, und zwar die mit dem Handy im Bus in Gdynia, zwei waren Phantombilder, die Jadwiga von der M/S Stena Europe produziert hatte, und das dritte war von einem Verkäufer eines Großmarkts in Bromma zusammengestückelt worden, zu dem Jorge mit großer Finesse das rot-lila gestreifte Seil zurückverfolgt hatte. Der Verkäufer erinnerte sich an eine schwarzgekleidete Frau, die er als Osteuropäerin ausgemacht und außerdem angemacht hatte. Sie bezahlte mit einhundertzwanzig Kronen und einem Tritt in den Schritt. Deshalb erinnerte er sich so deutlich an sie, und sie war keine von den bekannten vier. Also mußte es eine von denen sein, die an den Aufhängaktionen in Skansen und auf dem Südfriedhof beteiligt waren. Und auch im Palazzo Riguardo, war anzunehmen.

Der Tritt in den Schritt erschien plötzlich als ausgesprochen sanft, beinahe wie eine Zärtlichkeit.

Da hingen sie jedenfalls, fünf markante Frauengesichter mit leicht slawischem Einschlag.

Alle außer Magda Kouzmin nicht identifiziert.

Europa jagte sie jetzt, und das war ihr Fehler.

Der Fehler der A-Gruppe.

Weder Paul noch Kerstin waren sich richtig sicher, ob sie das gut fanden.

Es war ein Fall, in dem viele Schuldige identifiziert worden waren und kein einziger festgenommen worden war. Dagegen war die Zeit ein wenig zurechtgerückt worden, war wieder im Takt mit sich selbst. Und Jan-Olov sah kerngesund aus. Kein Schlaganfall in Sicht. Kein schwarzes Loch im Kontinuum der Raumzeit. Möglicherweise ein neu gewecktes Gefühl von Clairvoyance, doch damit konnte man leben. Sogar Hultin.

Es war eine Antwort von der lahmen Telefongesellschaft in der Ukraine eingetroffen. Das Handy vom Odenplan hatte mehrfach zwei verschiedene Nummern in Mailand angewählt. Teils den Palazzo Riguaro, vermutlich Drohanrufe, teils ein in der Nähe gelegenes Hotelzimmer, und es war nicht ganz unvorstellbar, daß dort einige der Erinnyen gesessen und den Palast ausgekundschaftet hatten. Außerdem eine große Anzahl von Gesprächen von und nach Slagsta. Und sonst nichts weiter, was von Interesse war.

»Also, gehen wir rein?« sagte Paul Hjelm. »Gehen wir rein und zerstören Harald Sheinkmans Leben gerade in dem Moment, wo er wieder auf die Füße gekommen ist?«

Das war ihr Auftrag.

Sie betrachteten das feine Haus am Bofinksväg in Tyresö. Sie sahen es vor sich, wie ein Mann ohne Nase fast beschwingt über das schöne Grundstück hüpfte, mit der Hand an den Rosensträuchern entlangglitt und durch die Löcher, die er statt der Nase hatte, die Gartendüfte einsaugte und die feine Tür erreichte und dachte: »Daß es Papa so gut ergangen ist und mir so schlecht. Aber jetzt, jetzt werden die Wunden meines Lebens heilen. Sobald ich mit Papa wiedervereint bin, den ich liebte, als wir in Berlin wohnten, und der mich jeden Abend in dem gräßlichen Buchenwald tröstete. Dann werde ich nach Odessa zurückkehren und Magda aus diesem schrecklichen Kinderheim herausholen, wo alle zu Drogensüchtigen und Huren werden, und wir werden hierher ziehen, in das feine Schweden, und endlich eine richtige Familie werden.«

Ein paar Minuten später war er tot.

Sollte Anton Eriksson tatsächlich auch das Leben seiner eigenen Kinder zerstören dürfen? Postum?

»Wir scheißen drauf«, sagte Kerstin Holm und legte den Sicherheitsgurt wieder an.

»Und die Wahrheit?« sagte Paul Hjelm und schnallte sich an.

»Es muß eine Grenze geben«, sagte Kerstin Holm.

Paul Hjelm lachte, drehte den Zündschlüssel um und fuhr wieder auf den Bofinksväg in Tyresö.

Anton Eriksson durfte der Mann bleiben, der er sein halbes Leben lang zu sein geglaubt hatte. Professor Leonard Sheinkman.

Der Nobelpreiskandidat.

Es war zu hoffen, daß er sich irgendwie mit seinem gefälschten Leben versöhnt hatte, bevor er starb.

Paul Hjelm gab Gas und drehte die Musik lauter.

So fühlten sie sich. Genau so.

Kind of Blue.

Dann geschah das, wovon er nur geträumt hatte.

Sie kam zu Besuch. »Ein Sonnenstrahl«, wie Anja am Abend sagte.

Sie tauchte einfach auf. Arto saß auf der Veranda und schlürfte Vin Santo durch den Trinkhalm und ließ es sich einfach nur wohl sein, und Anja ging an die Tür und machte auf.

Sie kam auf die Veranda und sagte: »Deine Kollegin von der italienischen Polizei.«

»Kollegin?« dachte er.

Dann wandte er sich um, und da stand sie.

Sie sah genauso aus wie in Weimar. Sie wirkte ein wenig ängstlich und hielt krampfhaft eine kleine Handtasche fest.

»Herr Söderstadt«, sagte sie vorsichtig.

Sie war es wirklich.

Es war Magda Kouzmin.

Es war Magda Sheinkman.

Es war Elena Basedow.

Er konnte nicht umhin, ein ganz kleines bißchen zu lachen.

Sie sah nicht so schrecklich mörderisch aus. Erinnye bei Tage.

Er bot ihr einen Stuhl an. Sie dankte und setzte sich. Er wußte nicht, wie er anfangen sollte. Sie offensichtlich auch nicht. Eine Weile saßen sie schweigend da und betrachteten die Kinder, die herumliefen und wie Schachfiguren im Grünen aussahen. Fünf Weiße und inzwischen vier Schwarze. Die Schar der Spielkame-raden wuchs langsam, aber sicher.

»Ich beneide Sie«, sagte sie. »Sie leben. Ich tue etwas ande-res.«

»Der Onkel meiner Mutter hat Ihren Großvater ermordet«, sagte Arto Söderstedt.

Es gibt verschiedene Eröffnungssätze.

Sie wandte sich ihm zu und lächelte. »Ich dachte mir, daß er ein Verwandter sein mußte.«

»Er ist vor kurzem gestorben. Ich habe ihn beerbt. Was Sie hier um sich herum sehen, ist ein falsches Paradies. Es ist Ihr Geld. Und das vieler anderer. Ich weiß noch immer nicht, ob ich der Welt erzählen soll, daß der Kriegsheld Pertti Lindrot ein Schwein war. Ich weiß nicht – soll ich deshalb das Glück meiner Kinder aufs Spiel setzen?«

»Ich weiß es auch nicht«, sagte sie. »Pertti Lindrot?«

»Ja. Aus Finnland.«

»Der dritte Mann«, nickte sie. »Er ließ sich nicht identifizieren. Es war unmöglich. Schließlich erfuhr ich, daß es auf jeden Fall ein Foto von ihm gab, und zwar bei Herschel in Weimar. Ich bin hingefahren und habe mit ihm geschlafen und das Foto kopiert. Kurz danach holte ich am Bahnhof den Mann ab, den ich eine Stunde zuvor auf einem sechzig Jahre alten Foto gesehen habe. Es war ein bißchen eigenartig.«

»Ich verstehe«, sagte Söderstedt. »Er hat sich totgesoffen, langsam, aber sicher. Das ist das Versöhnliche in seiner Existenz.«

»Vielleicht«, sagte Magda Kouzmin zögernd. »Ich habe übrigens auch darauf geachtet, daß das Muttermal am Hals bestätigt wurde.«

»Wie sind Sie in den Palazzo Riguardo gekommen?«

»Auf dem gleichen Weg wie Sie, eine nach der anderen, ganz in Ruhe. Ein paar Stunden vorher. Sie waren überhaupt nicht wachsam. Auf Sie haben sie gewartet, nicht auf uns. Sie folgten Ihnen. Sie haben Sie die ganze Zeit beobachtet.«

»Woher wissen Sie das?«

»Wir haben *sie* beobachtet.«

»Sie sind mir also gefolgt, und Sie sind ihnen gefolgt?«

»Ja. Was ich wissen möchte, ist: Wie haben Sie mich identifiziert?«

Er betrachtete sie. War sie trotz allem sozusagen beruflich hergekommen? Das war kein gutes Gefühl.

Sie sah sofort, daß es kein gutes Gefühl war.

»Verzeihung«, sagte sie. »Ich wollte nicht schnüffeln. Eigentlich wollte ich nur nach Großvaters Tagebuchblättern fragen.«

»Die sollten wohl Ihnen gehören«, sagte Söderstedt.

»Aber ich habe nur Kopien. Die können Sie bekommen.«

»Danke.«

Dann erzählte er. Wider besseres Wissen. »Ich habe Sie über Ihren Vater gefunden«, sagte er. »Da habe ich verstanden, was Sie durchgemacht hatten.«

»Mein Schicksal ist kaum einzigartig«, sagte sie. »Es ist – europäisch.«

Er gab ein etwas bitteres Kichern von sich und sagte:

»Jetzt bin ich an der Reihe, technisch zu werden. Wie kamen Sie auf die Methode? Warum schlossen Sie sich an das Forscherteam in Weimar an?«

»Ghiottone übernahm das Bordell in Odessa. Es war in der Zeit, als Marco di Spinelli seinen Palast noch verließ. Er besuchte uns. Er »testete die Mädchen«, wie er sich ausdrückte. Mich mochte er so gut leiden, daß er im Eifer des Gefechts mit richtig widerwärtigen Kriegsverbrechen prahlte. Das machte ihn so richtig geil. Und er sagte Weimar. In dem Augenblick beschloß ich, ihm seine eigene Medizin zu verabreichen. Damit fing alles an. Daß ich mir di Spinelli vornahm. Das war der Ausgangspunkt. Und die Methode, die er beschrieb, hörte sich gut an. Dann wurden wir die ganze Zeit von seinem Kotzbrocken von Handlanger Artemij Tolkatjenko mißhandelt. Und als

wir uns schließlich durchgerungen hatten, war es einfach logisch, bei ihm anzufangen. Wo er sich auch befand. Es zeigte sich, daß er in England war. Manchester. Danach fingen wir an, uns ausschließlich richtig abscheuliche Zuhälter vorzunehmen. Aber wir waren die ganze Zeit zu Marco di Spinelli unterwegs.«

»Dann ist es jetzt vorbei? Die Erinnyen werden Eumeniden?«

»Wir werden sehen«, sagte Magda und lächelte in sich gekehrt. »Als wir aus Odessa abgehauen und von den Drogen runter waren, bin ich also nach Weimar gefahren, um zu sehen, womit er im Krieg zu tun hatte. Es gab da eine Menge Geheimniskrämerei, aber am Ende landete ich mit Hilfe eines falschen Zeugnisses im Schmerzzentrum, wo ich kleine Hilfsjobs übernahm. Mir wurde klar, daß er dort gewesen war. Und ich suchte. Nachts war ich oft allein da. Schließlich fand ich eine von diesen Nadeln und begann zu verstehen, wie es funktionierte. Ich fand auch ein Papier aus einem Archiv. Es war ein verdammter Schock. Der Name Leonard Sheinkman wurde im Zusammenhang mit einem Tagebuch erwähnt. Es stand ausdrücklich da, daß er tot war und daß der sogenannte Schwede das Tagebuch an sich genommen hatte. Ich begriff, daß das mein richtiger Großvater war. Mein Vater hatte erzählt, daß er als Kind Sheinkman geheißen hatte und daß sein Vater aus Buchenwald weggebracht worden war. Ich verbrannte das Papier und prägte mir alles ein. Was ich habe, ist die Erinnerung. Mit der Erinnerung arbeite ich. Später nahm ich mir Papas Hinterlassenschaft vor, nur ein paar lose Blätter. Da fand ich Notizen, die sich auf ein Schiff mit dem Zielhafen Stockholm bezogen. Im Telefonbuch von Stockholm fand ich den Namen Leonard Sheinkman. Den Namen meines Großvaters. Ich begriff, daß er der sogenannte Schwede sein mußte. Der sich als Großvater ausgab. Und er hatte Papa getötet. Nicht nur Großvater, sondern auch Papa. Derselbe Mann hatte sie beide getötet, Papa und Großvater.«

»Sie haben ihn über dem Grabstein Ihres Vaters aufgehängt. Er war auf dem Weg dahin.«

»Wirklich? Das wußte ich nicht«, sagte Magda und sah echt überrascht aus. »Er war ein paar Tage in der U-Bahn herumge-reist, als wäre er auf dem Weg irgendwohin. Er hat wohl mit dieser Reise sich selbst und seine Verbrechen eingeholt.«

»Apropos U-Bahn«, sagte Arto Söderstedt. »Sie haben nur richtige Schwerverbrecher ermordet, Mörder und Frauenschän-der. Die drei Gorillas im Palazzo Riguardo waren auch schwer kriminell. Und das war Ihnen wohl vorher klar?«

»Ja.«

»Aber die U-Bahn in Stockholm? Odenplan? Das war ein Einwandererjunge, der Handys klaute. Er hieß Hamid al-Jabiri. Hatte er es verdient, in Stücke gerissen zu werden?«

»Nein«, sagte Magda schwer. »Es ist einfach passiert.«

»Adrenalin?«

»Vermutlich.«

»Sehen Sie nicht, daß es außer Kontrolle gerät? Bald wird die Gewalt zum Selbstzweck werden. Bald werden Sie genauso verblendet sein wie Baader-Meinhof oder die ETA oder die IRA. Alle werden zu Feinden. Alle werden es verdienen, getötet zu werden, nur Sie selbst nicht.«

Arto Söderstedt hielt inne und legte die Hand auf Magdas. Er versuchte, seine Worte wirklich gut zu wählen. Möglicherweise hingen Leben davon ab.

»Hören Sie hier auf«, sagte er. »Es ist nicht mehr nötig. Sie haben di Spinelli bekommen. Alle, die in den Tod Ihres Großva-ters verwickelt waren, sind erledigt. Sie haben mir das Leben gerettet, und ich bitte Sie: Hören Sie hier auf. Es führt uns in eine andere Art von Gesellschaft. Sowohl die Gesellschaft als auch ihre Gegner werden immer undemokratischer. Das ist das einzige, was geschehen wird. Das einzige, was Sie wirklich

ermorden, ist die Demokratie. Sie ist zerbrechlich. Und sie ist wichtig. Trotz allem. Hören Sie hier auf.«

Arto Söderstedt kam sich vor wie Athene in der Orestie von Aischylos:

Ganz unermüdlich rede ich dir zu, daß du nie sagst, es sei der alte Gott vom neuen und den Bürgern meiner Stadt ungastlich, ehrlos aus dem Land gejagt.

Schließlich antwortet die Führerin der Erinnyen: »Ich glaube, du besänftigst mich, es weicht mein Zorn.«

Und die Erinnyen werden Eumeniden.

Aber das war Dichtung.

Dies hier war etwas anderes.

»Ich glaube nicht, daß das noch möglich ist«, sagte Magda mit der Andeutung eines Lächelns. »Selbst wenn ich es wollte.«

Er nickte. »Ich habe es auf jeden Fall versucht«, sagte er.

Sie saßen noch eine Weile da. Die Mauer zwischen ihnen hatte sich wieder erhoben.

»Ich hole das Tagebuch«, sagte er und ging.

Magda blieb noch einen Moment auf der Veranda stehen. Sie ließ den Blick über die paradiesische Landschaft schweifen, und niemand, niemand in der ganzen Welt konnte wissen, was sie dachte.

Er kam zurück und überreichte ihr die Tagebuchblätter. Sie trennten sich wortlos. Er sah ihr nach, als sie den schmalen, steilen, kurvigen Weg nach Greve hinabwanderte.

Das Chianti zeigte sich von seiner besten Seite. Die Sonne spielte auf ihrem Rücken und ließ ihre schwarze Kleidung fast selbstleuchtend erscheinen. Sie verschwand wie ein Stück leuchtender Schwärze hinter der Hügelkuppe.

Er fand, daß ihr Schatten unbegreiflich lange sichtbar blieb.

Vermutlich würde er nie verschwinden.

Da stand er im Duft von neunzehn Sorten Basilikum. Ein warmer Wind streichelte ihm leicht die Wange. Die Weinbauern schritten langsam in ihren Furchen an den sonnenüberfluteten Hängen auf und ab. Die Kinder liefen in immer wilderem Tanz umher, Schwarz war nicht länger von Weiß zu unterscheiden, Weiß nicht länger von Schwarz, und der Klang ihrer Stimmen stieg in einem Jubelchor zu den kleinen, selbstleuchtenden Wolkentupfern am klarblauen Himmel auf.

Alles war wunderbar. Und alles war falsch.

Und er war nicht allein. Er war ein Kontinent.

Anja tauchte wie ein deplazierter Kürbis aus ihrem Basilikumbeet auf. Sie kam herauf und stellte sich neben ihn auf die Veranda und nahm einen kleinen Schluck von seinem Trinkhalm-Vin Santo. »Ist es nicht wunderbar?« sagte sie.

»Ja«, sagte er und streichelte ihren Bauch.

So verharrten sie einen Augenblick.

Schließlich sagte er: »Und wie geht es dem kleinen Racker?«

Anja lachte schallend und versetzte ihm einen Klatsch mit den Gartenhandschuhen. »Was ist bloß los mit dir?« stieß sie hervor. »Ich *bin* nicht schwanger.«